This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

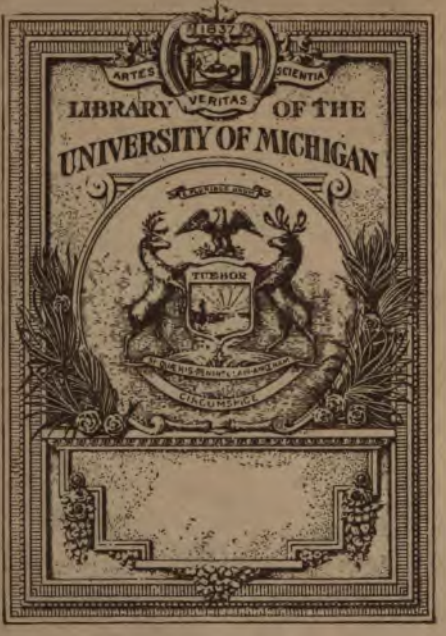
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

PT
2562
.A1
1955
V.32

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Zweiunddreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermiſchte Schriften.

401334

Inhalt.

Seite

Gespräche unter vier Augen 1

Die Pythagorischen Frauen 277

Ehrenrettung der Aspasia, Julia und Faustina 341

Nikolas Flamel, Paul Lukas, und der Derwisch von Bruffa . . . 367

Gespräche

unter vier Augen.

1798.

Verzeichniß

der Gespräche unter vier Augen.

I. Was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

II. Ueber den Neufränkischen Staatseid: „Haß dem Königthum."

III. Nähere Beleuchtung der Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

IV. Was ist zu thun?

V. Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

VI. Die Universal-Demokratie.

VII. Würdigung der Neufränkischen Republik.

VIII. Was wird aus dem allem werden?

IX. Ueber die öffentliche Meinung.

X Träume mit offnen Augen.

XI. Blicke in die Zukunft.

XII. Fragment eines Gesprächs zwischen Geron und einem Unbekannten

Vorbericht.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicherweise nicht bestimmt das Publicum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu seyn glauben, besorgen weder mißverstanden noch unredlich gedeutet zu werden; jeder spricht wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist, oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens eben dieselbe Gedankenfreiheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bei keinem andern stattfindet, ja bei einem bloßen Selbstgespräche kaum größer seyn kann, und man spricht da unfehlbar manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht, oder doch nicht so freimüthig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst geschwind zu schreiben oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniß zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen, und ein gutes Werk zu thun vermeint haben,

wenn er den Gedanken der redenden Perſonen, an welchen er den unverkennbaren Charakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgeſinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe, als die luftige Hülle, in welcher bloß geſprochene Worte, ſollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, eben ſo ſchnell als ſie gehört werden, in dem Ocean zerfließen, der ſeit Jahrtauſenden ſo unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiderbringlich verſchlungen hat, ohne die geringſte Spur davon zurück zu laſſen.

Der unſichtbare Lauſcher konnte ſeinen Einfall um ſo leichter bewerkſtelligen, da alle dieſe Geſpräche auf dem Landſitze eines der Interlocutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man ſich aus dem benachbarten Gebüſche ohne bemerkt zu werden nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen ſeyn mag, ſo bleibt, auf alle Fälle, der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich, und nimmt die Pflicht, ſeine anſpruchloſen und nichts Böſes beſorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um ſo williger auf ſich, da er ſich verſichert hält, daß dieſe Geſpräche ſchwerlich einen einzigen unbefangenen Leſer finden werden, der im Ernſte wünſchen könnte, daß ſie weder aufgeſchrieben noch gedruckt ſeyn möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?

Juvenal.

I.

Was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewiſſe Vorurtheile unkräftig werden?

Sinibald. Darf man fragen, Geron, was deinen inwendigen Menſchen ſo ſtark beſchäftiget, daß ich ſchon eine gute Weile vor dir ſtehe, bevor du mich gewahr wirſt?

Geron. Das ſollteſt du wohl ſchwerlich errathen, Sinibald.

Sinibald. Vielleicht doch! Arbeiteſt du etwa an einer neuen Conſtitution für die Weſtfranken?

Geron. Die wird ſich wohl bald genug von ſelbſt machen!

Sinibald. Oder an Berichtigung der Bedingungen, unter welchen die monarchiſche Regierungsform der republicaniſchen oder dieſe jener vorzuziehen ſey?

Geron. Eben ſo gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken, oder mit einem Haarſieb Waſſer ins Faß der Danaiden ſchöpfen. Du weißt, wie ich über dieſe Dinge denke. Das ganze Weltall iſt, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und, mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beſte, die man je ſehen wird. Dieß vorausgeſetzt, möchten

die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden seyn. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht.“—

Sinibald. Aber wie?

Geron. Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder, so gut sie können.

Sinibald. Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

Geron. Was willst du? Alles geht wie es kann; und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menschheit mit ihr, drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß alles gegangen sey, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der große Zweck —

Sinibald. Verzeih', daß ich dir ins Wort falle, Geron! Der große Zweck der Menschheit (denn, was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wohl kein andrer seyn, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so

weit zu bringen, daß alle Menschen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie, und die freieste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läßt.

Geron (lächelnd). So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich kenne dermalen nur Eine Republik, die gerade das ist, was sie seyn soll —

Sinibald. Und die wäre —?

Geron. Die, von welcher du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien und Anarchien, Aristokratien, Demokratien, Gynäkokratien und Hierokratien, ihren stillen Gang fortgeht, und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du sprachst, gekommen seyn wird, oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen, und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Constitution sich wohl für glasartige Menschen am besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinibald. Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daß du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

Geron. Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als du hereinkamst. So rathe denn!

Sinibald. Wenn es nicht eine allgemeine Friedensſtiftung oder der Stein der Weiſen iſt, ſo geb' ich's auf.

Geron. Nun, ſo wiſſe denn, Bruder! — ich arbeite — erſchrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

Sinibald. Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das geſteh' ich! da hätt' ich lange rathen können, eh' ich auf eine ſo ſeltſame Möglichkeit gekommen wäre! — Nun ja freilich ſind die Gegenſtände, worüber ſich etwas Neues ſagen läßt, ziemlich verbraucht, und ſo kann es ſich ja wohl ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Verſuchung gerathen mag, ſich ſelbſt und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu ſehen, wie weit es ihm gelingen könne einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

Geron. Dieß wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts Beſſeres zu thun wüßte, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — ſpielen könnte? Oder kann ich nicht ſchlafen? Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verſe machen?

Sinibald. Das wäre vielleicht nicht das Schlimmſte, was du thun könnteſt.

Geron. Vielleicht, wenn ich Verſe machen könnte wie Metaſtaſio, der das beneidenswerthe Talent beſaß, zu jeder Tages- oder Nachtzeit, bei jedem Wetter, in jeder Gemüthsſtimmung, über jeden Gegenſtand, und auf jede Veranlaſſung, ſogar auf allerhöchſten Befehl, ſehr ſchöne Verſe zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieſer ſeltnen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Verſen ſchreiben; — und gerade deßwegen, weil es mir dabei um nichts weniger zu thun iſt, als, wie du meinſt, mit der eiteln Kunſt, paradoxen Sätzen den Schein

neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groß zu thun. Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenophons, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sophismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Denn daß du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwarteſt, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

Sinibald (lachend). Um so viel größer wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen aufzufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhunderte lang abgefretzt haben, entgangen wäre.

Geron. Laß uns ohne Bilder sprechen, Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabei seyn, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß; aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergötzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größre Achtung kommt.

Sinibald. Ich habe doch wohl eher gesehen, daß eine neue Perrüke einen alten wurmstichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bei unserm guten Landvolke machte.

Geron. Das mag bei alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieselbe Bewandtniß habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du

weiſt, ſo ſehr für den geſunden Menſchenverſtand, und dieſer ſo ganz für jene gemacht, daß ſie für ihn gar keines Auffriſchens und Herausputzens bedarf; je nackter ſie ihm dargeſtellt wird, je gewiſſer iſt ſie, ihn einzunehmen. Das Uebel iſt nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede iſt, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umſtände, und durch die natürlichen Folgen der menſchlichen Gebrechlichkeit, nach und nach ſo ſehr mit ſchlechtem Metall vermiſcht und verfälſcht wurde, daß es endlich aufhörte Gold zu ſeyn, und von dem, was es urſprünglich war, nur noch den Namen behielt. Und dieſer Name iſt es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in ſeiner Einfalt gewohnt iſt die Zeichen mit den Sachen zu verwechſeln, und unter der Gewähr des Namens ſich verfälſchte Waare für ächt aufhängen zu laſſen.

Sinibald. Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die du in deinen Schutz nehmen willſt, durch dieſes Gleichniß, und den Satz, den du dadurch erläutern willſt, gewinnen?

Geron. Das errathſt du nicht, Sinibald? So ſtelle die Wahrheiten und Vorurtheile als eine große Menge goldner Münzen von allerlei Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige ächt, andere falſch, die meiſten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergeſtalt vermiſcht wären, daß bei vielen ſich nur die Hälfte, bei andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laß uns ein Land annehmen, worin dieſe ungleichartigen Goldmünzen, unter der Gewähr eines geſetzmäßigen Stempels, alle für ächt gälten, und erlaubt mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichniſſes) zwei Umſtände vorauszuſetzen: erſtens, daß die ſtufenweiſe Verſchlechterung dieſer Münzen nach und nach in

gewiſſen Zeitpunkten vorgegangen, und zweitens, daß alles Gold, das ſich in dieſem Lande befinde, in der beſagten Maſſe gemünzten Goldes ſtecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieſes Landes hätte ſich lange Zeit mit dieſer Münze beholfen, ohne die Verfälſchung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelaſſenheiten einer ſolchen Münzverfaſſung ſich täglich immer ſtärker verſpüren ließen, und alſo dem Volk viel daran gelegen wäre, daß dem Uebel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinſt du, ſollte wohl eine weiſe Regierung in einem ſolchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmal außer Curs zu ſetzen, würde eine höchſt nachtheilige Stockung in Handel und Wandel verurſachen, und einen Theil des Volkes auf einmal um ſein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte ſie alſo nicht anders als nach und nach, ſo unmerklich als möglich, aus dem Umlauf nehmen, um ſie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldſtücken von ächtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Maſſe von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch ſo ungleich an reinem Gehalt wären, ſo viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als dieſe Münze ſcharf probiren zu laſſen, dann zu ſortiren, und den äußern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzuſetzen; da ſie dann immerhin noch ſo lange circuliren möchten, bis man ſie ohne ſonderlichen Nachtheil gänzlich außer Curs ſetzen, und gegen vollgültige Stücke auswechſeln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daß dieß in dem vorausgeſetzten Falle die Verfahrungsweiſe einer jeden verſtändigen Obrigkeit ſeyn würde?

Sinibald. Ich ſehe, wo du hinaus willſt, Geron, aber

nicht, wie du bei der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß du mir eine einzige gestattest.

Geron. Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

Sinibald. Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicherweise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmal davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unächten Ducaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten stattfinden ließen?"

Geron. Dacht' ich's nicht, sobald ich dich mit deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk, glücklicher — oder (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen Glauben an deinen Goldmacher hat; daß es seinem philosophischen Golde nicht traut, und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch

ein Theil in ſeinen gewohnten Münzen ſteckt, eine Compoſition von gar keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewiſſere ſpielen, und das ſeinige, wie wenig es auch ſey, behalten, als Gefahr laufen will, beim Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sinibald. Deſto ſchlimmer für dein Volk, daß es ſo mißtrauiſch iſt, wo es in der That nichts zu fürchten und ſo viel zu gewinnen hat!

Geron. Das würdeſt du ihm nicht ſehr übel nehmen, wenn du bedächteſt, wie oft es ſchon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden iſt, die ſich für große Adepten ausgaben, und am Ende doch nur als Meiſter in der Kunſt, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

Sinibald. Du wirſt ſo billig ſeyn, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daß es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigenſinn Augen und Ohren vor ihm verſchließen, zu überzeugen, daß ſein philoſophiſches Gold wahres Gold von vierundzwanzig Karaten iſt. Aber auch ohne das würde dein Volk, wenn ich dich recht verſtanden habe, wenig bei meinem weiſen Meiſter wagen.

Geron. Wie ſo?

Sinibald. Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden iſt, daß ſich unter der circulirenden Goldmaſſe eine Menge falſcher und ſehr geringhaltiger Stücke finden, wird ſich natürlicher Weiſe auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an ſeine Münzen um ſo mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bei ſolchen Gelegenheiten das Uebel

immer zu vergrößern pflegen, und es überdieß nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es seyn mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probiren, und dem Publicum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die bessern Mißtrauen beizubringen. Laß uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehest unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter befindlich ist. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist an ihrer Aechtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich dir einstweilen unpräjudicirlich zugeben will) ungefähr die nämliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmal eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Capelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Uebel oft ziemlich lange im Stillen um sich greift,

und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Urſache erklären wollen, in mächtiges Erſtaunen ſetzt.

Geron. Nur zu wahr! Und gerade dieſe Erfahrungsſache iſt es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutſamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Leute Schaden thun: aber ich ſehe nicht wie du das verhüten willſt; es wäre denn, du gedächteſt dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergeſprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menſchlichen Verſtande durch die Cultur der Wiſſenſchaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Veſta, ausſchließlich in der Verwahrung eines beſondern Ordens ſeyn ſollte, der, unter Oberaufſicht der Regierung, dem Volke nur gerade ſo viel davon zutheilen dürfte, als ſeine Obern für gut fänden.

Geron. Nicht, als ſeine Obern für gut finden, ſondern als dem Volke wirklich gut und heilſam iſt.

Sinibald. Und wer ſoll darüber entſcheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilſam iſt? Doch wohl ſeine Obern? Oder wem wollteſt du es ſonſt auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlaſſen wollteſt, ſo werden ſie eines von beiden thun: entweder ſich ſelbſt in ihrem Geſchäfte keine Gränzen ſetzen, oder ſich um die Gebühr mit den Obern einverſtehen, das arme Volk in Dummheit und Unwiſſenheit zu erhalten, weil man doch nun einmal in dem Wahne ſteht, daß ein unwiſſendes Volk leichter zu regieren ſey als ein aufgeklärtes.

Geron. Die Erfahrung zeugt in unſern Tagen ſo laut vom Gegentheil, daß ich gewiß bin, die Zeit iſt nahe, da man von dieſem armſeligen Wahn auf ewig zurück [illegible] wird. Der erſte große Fürſt, der Verſtand und K

der menſchlichen Natur und der menſchlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu ſeyn, „daß geſunder Verſtand allen Menſchen, den niedrigſten wie den höchſten, unentbehrlich iſt um — Menſchen zu ſeyn," und der dieſer Grundmarime in allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch ſie allein, ohne die geringſte Erſchütterung, ſtill und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigſten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in unſern Folgen unendlich nützliche Verbeſſerung in ſeinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung ſicherer, feſter und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen iſt, als die Regierung über ein zum geſunden Verſtand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieſer Maxime iſt bereits jedermann theoretiſch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, großes, ſtark in die Augen leuchtendes Beiſpiel, ſo wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herrſchen wollen.

Sinibald. Bravo! So wären wir ja einverſtanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron. Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald. Du ſcherzeſt. Was hätte denn geſunder Verſtand mit Vorurtheilen zu ſchaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum geſunden Verſtand reif geworden iſt, wie du es nenneſt, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

Geron. Aber, mein lieber Sinibald, das mußt du doch ſo gut wiſſen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf dieſem Erdenrunde noch ziemlich weit von dieſem glücklichen Zeitpunkt entfernt ſind. Wahrlich, bevor wir dieſes große Ziel erreichen, werden noch allerlei Anſtalten getroffen werden

müſſen; und gerade an denen, die uns allein ſo weit bringen können, fehlt es noch am meiſten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unſern ſchreibſeligen Weltverbeſſerern zu empfehlen, daß ſie gewiſſe Vorurtheile unangetaſtet laſſen; und unſre Obern werden bloß ihre Schuldigkeit thun, wenn ſie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald. Ich ſehe wohl, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muß, was das für gewiſſe Vorurtheile ſind, zu deren Unverletzlichkeit ein ſo wohldenkender Mann wie du ſeine Stimme ſo feſt entſchieden gibt?

Geron. Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geſchichte erzählen, wenn du Geduld haſt ſie anzuhören.

Sinibald. Sehr gern.

Geron. Es war einmal ein Mann, der ſich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es ſo wohl gelungen war, daß der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit und ſeiner glücklichen Curen in alle Lande ausging. Dieſer Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeiſter und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Kuhſchnappel; und da ſie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, ſo wurden ſie einig, den beſagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an dieſe Stelle zu berufen. Dieſer mochte ſich aus der Geſchichte des berüchtigten Armen-Advocaten Siebenkäs eine Vorſtellung von der löblichen Reichsſtadt Kuhſchnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daſelbſt eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menſchenkunde und Menſchenliebe und zu Vermehrung ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe verſprach. Kurz,

er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Patienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn, auf seinen bloßen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin, mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum größer hätte seyn können, wenn er bereits einige Dutzend wichtige Curen an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen ließen sich's nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen. Alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Aesculap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten oder Verdauungsfieber machten sie eine Wundercur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisenden Fremden, daß seinesgleichen nirgends gefunden werde. Bei diesem auf lauter Vorurtheilen gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuhschnappel eine geraume Zeit wohl befunden; als ein naseweiser junger Patricier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen großen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satyre gegen Aerzte und Arzneikunst herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede seyn wollte, daß der Poliater von Kuhschnappel ein sehr großer Arzt sey, aber nur behauptete, an der Arzneikunst selbst sey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wüßten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden: die Aesculapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sey eitel Charlatanerie und Quacksalberei, und nicht um ein Haar besser als die Kunst aus dem Kaffeesatze zu weissagen, Träume zu deuten

und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath, und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freien Künsten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Uebergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen mußten. Zusehends fiel nun das Ansehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneien entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen: und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Jetzt mißglückte ihm eine Cur nach der andern; aber er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mußte ihn die Arzneiwissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Uebel endlich so arg, daß ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigen Untersuchungen, Deputationen, Relationen und Debatten, endlich ein Decret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bei hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen sich ganz allein an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publicirt

wurde, ließ der witzige Patricier ein Possenspielchen auf dem Kuhschnappliſchen Nationaltheater aufführen, worin die Aerzte und ihre Kunst durch alle Prädicamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdecret zur Folie diente, erhielt nun einen desto lebhaftern Beifall; das Stück mußte einigemal hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schloß, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kuhschnappel, wiewohl auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen, und bekam einen privilegirten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich der bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohlgetroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhschnappler hatten nun einmal den Glauben an die Arzneiwissenschaft verloren; und da die obern Classen des Staats dem Volke hierin selbst bei jeder Gelegenheit mit bösem Beispiel vorgingen, so blieb die einmal eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Uebel bis auf diesen Tag, und — mein Mährchen ist zu Ende.

Sinibald (lächelnd). Ich statte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus deinem Mährchen sogleich selbst herausknacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als

Abderitiſche und Kuhſchnappeliſche Thorheit iſt, wenn unſre Obern, nachdem ſie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Anſehen und die Unverletzlichkeit ihrer Perſonen, nebſt ſeinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Beſtätigung des Unterſchieds zwiſchen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böſe, das wir in dieſem gethan haben, beruhet, theils praktiſch ſelbſt untergraben, theils ungehindert von andern theoretiſch untergraben laſſen — gleichwohl bei Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was beinahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entſpringende und ſich überall in allen Ständen äußernde Contraſt unſrer Zeit mit den Tagen unſerer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingeſogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voreltern endlich ſeine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich geſtehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erſtaunten und beſtürzten Welt ungeſcheut das Beiſpiel gegeben hat, daß man alles, auch das Ungerechteſte, zu dürfen glaubt, ſobald man die Macht dazu hat und es uns ſo beliebt, es mehr als Thorheit iſt, noch von Gerechtigkeit zu ſchwatzen, und es irgend einem andern übel zu nehmen, wenn er ſich, eben ſo gut als dieſe Beiſpielgeber, für ermächtigt hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann u. ſ. w. Noch mehr, lieber Geron, ich geſtehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die ſich allen Menſchen auf Einmal hörbar und verſtändlich machen könnte, ſo würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen: „daß die Beiſpiele, die ſeit zehn Jahren gegeben worden ſind, geradezu auf den Umſturz aller bürgerlichen Geſellſchaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität losarbeiten; und daß es alſo höchſte Zeit iſt, daß

irgend ein verſtändiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernſtlich wollender und kennender, von lauter rechtſchaffenen Leuten unmittelbar umgebener großer Monarch ein beſſeres Beiſpiel gebe, und mit unerſchütterlicher Feſtigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch einmal, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

Geron. Ich habe dir alſo mein Mährchen vergebens erzählt?

Sinibald. Du willſt vermuthlich damit ſagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche ſich feſt zu halten dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichſten Theil der Menſchen nicht nur nützlich, ſondern, wofern das Ganze beſtehen ſoll, ſogar nothwendig ſey; und dieſe Vorurtheile ſollten und müßten alſo reſpectirt werden; und das um ſo mehr, da ſie nur ſubjectiv betrachtet Vorurtheile ſind, im Grunde aber, ſobald man ſie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich dir zu. Aber —

Geron. Ich bitte dich, kein ſophiſtiſches Aber!

Sinibald. Bona verba quaeso! Was könnte mir's helfen, dich und mich ſelbſt ſophiſtiſiren zu wollen? Wir haben ja einerlei Zweck und arbeiten beide an einem und demſelben Bau.

Geron. Eben deßwegen wünſchte ich, daß wir auch nach einerlei Plan arbeiteten.

Sinibald. Das kann nie fehlen, ſobald wir einander recht verſtehen.

Geron. Alſo — dein Aber?

Sinibald. Es iſt weiter nichts, als daß die Sache der

Vorurtheile, durch meine Bereitwilligkeit, dir deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

Geron. Das wäre schon zu viel. Erkläre dich näher.

Sinibald. Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseyns abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte: es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Muße; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu gebrauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermanglung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wär' es doch immer, wenn er es nicht wäre; und wie kann er zu diesem Bessern anders gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheile gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Geron. Sollte wohl ein Mann von deiner Weltkenntniß hoffen können, daß der unendlich größere Theil der Menschen jemals zu einem solchen Grade von Cultur gelangen werde?

Sinibald. Ich beſorge, durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieſes Compliment zugezogen hat, zu verlieren: aber ſey es darum! Ich kann nichts anders antworten als — ja! Ich hoff' es, und glaub' es ſogar.

Geron. Lieber Sinibald! Wir leben am Ende des aufgeklärteſten Jahrhunderts, das je geweſen iſt. Schau um dich her! Ich verlange nichts weiter, denn ich habe dir alles damit geſagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannſt du im Ernſt eine ſo ſanguiniſche Hoffnung hegen? Daß eine ſo ungeheuer große Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, ſollt' ich denken, der neueſte Verſuch, den einige warme und ſubtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nation gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödſinnigkeit des Menſchengeſchlechts nicht ganz unheilbar iſt) alle Völker auf ewig abſchrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menſchlichen Verſtandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langſam und ſtufenweiſe bewirkt werden. Aber eben deßwegen wird eine allgemeine, oder wenigſtens über den größern Theil der Menſchen verbreitete Erleuchtung nie ſtattfinden. Die Mittel dazu ſind zu beſchränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hangen zu ſehr vom Zufall, und (was noch ſchlimmer iſt) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerm Theil alles daran gelegen zu ſeyn ſcheint, daß es nicht hell um ſie her werde. Bedenke, daß gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig iſt, Hundert ſind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und Zehntauſend, die ſeine Dienſte weder begehren noch vermiſſen. Auch bitte ich nicht zu vergeſſen, daß man

unter zehn Aufklärern wenigſtens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackel ſo ungeſchickt und unvorſichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun ſey uns zu leuchten, als uns die Häuſer über dem Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu ſagen, die uns ein ſo trübes und täuſchendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln ſicherer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen laſſen.

Sinibald. Das gibt troſtloſe Ausſichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Genius auf alten Sarkophagen, unſre Fackel umzukehren, und mit ſtarren ſteinernen Augen zuzuſehen, wie die Menſchheit aus der ſchönen Morgenröthe, die den nahen Triumph der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die böſen Geiſter wirken, zurückſinken wird?

Geron. Dazu ſoll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie ſo weit gelangen, daß wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwiſchen uns iſt, gänzlich entbehren könnten.

> Man geht ſo weit man kann, wenn weiter
> Zu gehn nicht möglich iſt —

ſagt unſer Horaz. Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was, vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge, nur wenigen zu Theil werden kann. Freilich, wer andere lehren oder regieren ſoll, kann nie aufgeklärt genug ſeyn. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menſchen gebildet und regiert wird, kann ſich ſehr gut mit weniger Licht behelfen, und wird ſich, in dieſem Falle, bei ſeinen Vorurtheilen für das Anſehen und die Unfehlbarkeit ſeiner Obern ganz wohl befinden.

Hinibald. Du haſt wohl gethan, Geron, dich mit der Clauſel „in dieſem Falle“ zu verwahren. Hingegen ſcheinſt du außer Acht zu laſſen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der oberſten Claſſen überhaupt beſchaffen iſt. Die böſen Geſchwüre, woran die Menſchheit ſchon ſo lange leidet und zuſehends hinſchwindet, laſſen ſich nicht durch Platoniſche Kühlpflaſter heilen. Ja freilich felix respublica, ubi philosophi imperant! Aber zeige mir dieſes glückliche Gemeinweſen. Oder was hilft es der Welt, wenn ſie vom Zufall alle zweitauſend Jahre mit Einem Marc-Aurel beſchenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht beſſer für uns geſorgt hätte als der Zufall; wenn der Menſch die Anlage zu dem, was er ſeyn muß um vollſtändiger Menſch zu ſeyn, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hinderniſſe zu ſiegen, die ſeiner Vervollkommnung entgegenſtehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menſchen ein Zeitpunkt, da er ſich ſelbſt zu regieren geſchickt wird, und ganze Völker ſollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt ſeyn? Warum denn ſollte alles, was die Geſchlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes Neue immer eben ſo behandelt werden, als ob es aus lauter erſten Menſchen beſtände? — Laß uns die reine Wahrheit ſagen, blende oder ſchmerze ſie auch, wenn ſie laut geſagt würde, wen ſie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr ſind, da das Volk ſich bei ſeinen Vorurtheilen ſo wohl befunden haben ſoll — wovon ich (im Vorbeigehen geſagt) keineswegs überzeugt bin — aber, ſey es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrſeyn kann zu nichts helfen. Sie ſind nun einmal vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten,

andre Sorgen! Damals konnte man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl manchem sehr ungelegen seyn, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache gemäß es sey, daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre und große Belohnung gebührt nur dem großen Meister: nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm alles zutrauen, und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

Geron. Kennst du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

Sinibald. Desto schlimmer für die, die nicht sind — was sie seyn sollten! Aber, was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: daß, seitdem die großen Herren uns ihr Geheimniß selbst verrathen haben (wiewohl sie uns damit eben nichts Neues offenbarten), und also für's künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden, d. i. der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar, in selbsteigener Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk, aus allen Kräften zu fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hat, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen, und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eignen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der Nachwelt,

und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich sind.

Geron. Das ist es eben was ich beklage. Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß die politische Freigeisterei, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beilegt, allenthalben, wo dieses anmaßliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

Pinibald. Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat also von jeher in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie, statt gefunden. Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sey oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Caligulas, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II, ein Heinrich III, ein Karl I, ein Ludewig XVI, ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt; haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Uebrigens soll jetzt, mit deiner Genehmigung, die Rede nicht davon seyn, ob es den Regenten sowohl als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate gesetzmäßig würde, und auf welche Weise dieß am besten geschehen könnte. Ich erwähne bloß als einer notorischen Erfahrungssache, daß es mit der Volljährigkeit der meisten Völker

in Europa bereits so weit gediehen sey, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen; und daß es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen, oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beilegen und die Unterthanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damals nicht immer, thaten. Kurz, ich müßte mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegenzudämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwendigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu seyn, und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Ueberzeugung ihrer Untergebenen, die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und curulischen Stühle gewesen ist.

Geron. Wenn ich den Sinn deiner Worte recht gefaßt habe, so erwartest du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völkern eine Kraftäußerung, von welcher, falls sie statthaben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daß die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

Sinibald. Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehn Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Daß von dergleichen Kraftäußerungen der kopflosen aber desto

handfeſtern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen iſt, wird dir in dieſen unſern Tagen wohl kein Vernünftiger mehr ſtreitig machen; aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: daß man, anſtatt ſie durch übel gewählte und falſch berechnete Gegenmittel zu beſchleunigen oder gar herauszufordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weiſen Regierung immer offen iſt, zuvorkommen, d. i. ſie moraliſch unmöglich machen müſſe. Wenn jemals Staatsklugheit mit Weisheit, und eigenes Intereſſe mit dem allgemeinen Beſten in Einem Punkte zuſammentrafen, ſo iſt es gewiß in dieſem.

Geron. Und du erwarteſt, daß die Machthaber jemals aus ſich ſelbſt auf eine ſolche Vorſtellungsart kommen, oder daß ihre Rathgeber — wenigſtens die, denen man folgt — aus eigner Bewegung und Ueberzeugung zu den weiſen, gerechten und klugen Maßregeln rathen werden, die du vorausſetzeſt?

Sinibald. Warum nicht, wenn ſie auch nur ihren eignen Vortheil kennen, auch nur ihre eigne Sicherheit und Ruhe ernſtlich zu Herzen nehmen?

Geron. Warum nicht, fragſt du? Darauf, lieber Sinibald, laß dir deine Menſchenkenntniß und die Geſchichte aller Völker und Zeiten, oder nur das ſchreckliche Compendium derſelben, das, was wir ſelbſt ſeit 1786 bis auf dieſen Tag geſehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das sero sapiunt ſteht mit großen rothen Buchſtaben auf allen Blättern desſelben geſchrieben.

Sinibald. Du traueſt, wie es ſcheint, dem gemeinen Menſchenverſtand auch gar zu wenig Macht über unſre Zeitgenoſſen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beiſpiele fremder und eigner Thorheiten klüger machen!

Geron. Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erstemal. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen, oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraftäußerungen, wovon wir die Beispiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardei, in Genua, Venedig und Rom, und neuerlich in Helvetien gesehen haben, die Wirkung thun, die du dir davon versprichst. Die bloße Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegengesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun — ungefähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bei einem schwachherzigen Wüstling: aber passato il pericolo, gabbato il Santo. Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaß dich, mein Freund!

Sinibald. Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, insofern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daß ich nicht noch immer, wo nicht das Beste, doch viel Gutes sogar von denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daß sie Menschen wie wir andern sind. Wenn es aber so wäre, wie du dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: worauf sollten wir die Hoffnung, daß es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurückwünschen wollten — es wäre

vergebens; ſie wird nicht wiederkommen, ſie kann nicht wiederkommen. Selbſt eine allgemeine Verſchwörung aller Machthaber auf Erden könnte ſie nicht wiederbringen. Denn dieß wäre nur durch Auslöſchung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkenden Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Leſekunſt, möglich zu machen. Bevor es dazu kommt, Geron — erfolgt gewiß das kleinere Wunder — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unſrer Aufklärung und unſrer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieſer Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß, wie du ſelbſt ſagteſt, vorwärts gehen, alter Geron, es muß!

Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte alſo wohl ungeſchrieben bleiben, meinſt du?

Sinibald. Es wäre denn, daß du ſie etwa in Mährchen einkleiden wollteſt.

Geron. Das möchte vielleicht noch immer beſſer ſeyn, als ſich darüber zu grämen und Schlaf und Eßluſt zu verkleren —

Sinibald. — daß es keinen Papſt mehr in Rom gibt, und daß die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einſiedel wallfahrten werden.

II.

Ueber den Neufränkiſchen Staatseid: „Haß dem Königthum!“

Wilibald. Sie haben es alſo wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haß zu ſchwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wilibald. Was nennen Sie müſſen? Kein freier Menſch, oder, was nach meinem Begriff das nämliche ſagt, kein Menſch muß was er nicht will.

Heribert. Sie meinen alſo, ich hätte mich lieber todtſchießen oder deportiren laſſen ſollen? Sie ſind ſehr gütig.

Wilibald. So geſtehen Sie mir wenigſtens, daß die Freiheit, auf welche die große Nation ſich ſo viel zu gute thut, von einer ſehr ſonderbaren Art iſt. Wahrlich, ihr Neufranken ſeyd die genügſamſten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden ſeyd, daß man euch doch wenigſtens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen ſinnloſen Eid ſchwören oder ſterben wollt.

Heribert. Wir gehorchen dem Geſetz. Was hat ein wahrer Republicaner, das ihm heiliger wäre als Gehorſam

gegen das Gesetz? Erinnern Sie sich der schönen Grabschrift nicht, welche den dreihundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bei Thermopylä für Griechenlands Freiheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen.“

Wilibald. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenem muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall, die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republicanischen Formen despotisirende Regierung zu, entweder etwas ganz Vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten und Pflichten der Menschheit Unverträgliches, zu thun, oder allem zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Heribert. Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem ächten Republicaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt

einen nennen, den ich mir vor allen zum Herrn wählen würde, wenn ich einen Herrn wählen müßte. Aber das Königthum iſt an ſich ſelbſt, und alſo immer, unter jeder Anſicht, haſſenswürdig; und der beſte aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König iſt.

Wilibald. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengeſetzten Meinung. Ich geſtehe Ihnen ein, daß weiſe und gute Könige von jeher wenigſtens eben ſo ſelten geweſen ſind, als weiſe und gute Archonten, Conſuln, Directoren, Bürgermeiſter, Schultheißen u. ſ. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn haſſenswürdige Könige in der Geſchichte finden wird, gegen Einen, der ſich's wirklich Ernſt ſeyn ließ, die Liebe und das Zutrauen ſeiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum, an ſich ſelbſt, Haſſenswürdiges ſeyn ſollte, kann ich nicht ſehen.

Heribert. Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingeſogen hat, auch einen verſtändigen Mann verblenden können!

Wilibald. Vorurtheile? Ich bin mir, über den Gegenſtand, wovon wir ſprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, ſondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert. Was verſtehen Sie unter Königthum?

Wilibald. Das iſt es eben, was ich Sie fragen wollte. Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerlei Begriffe mit dieſem Worte verbinden. Ich wollte wetten, ſobald Sie das Wort Königthum hören oder ausſprechen, ſtellt ſich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verſchwenderiſchen Hofes dar, und in deſſen Mitte irgend ein ſtolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrſchender Sultan, vor welchem alles kriechen muß,

oder ein ſchwacher, träger, wollüſtiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und beſternten Sklaven umringt, die im Grunde ſeine Herren ſind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem vulcaniſchen Gewebe, einem ihm ſelbſt unſichtbaren, unzerreißbaren Faden, dergeſtalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles Böſe, Schändliche, Haſſenswürdige, wovon Sie jemals als von weſentlichen Eigenſchaften oder unmittelbaren Folgen einer deſpotiſchen, tyranniſchen und unklugen Regierung gehört und geleſen haben; — unzulängliche, zum Theil barbariſche Geſetze, ſchreiendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienſt hintangeſetzt, die Tugend verachtet, das Laſter belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verſchwendet, verpraßt, unwürdigen Günſtlingen und unerſättlichen Buhlerinnen preisgegeben; — eine ſtolze, übermüthige, raubgierige Kaſte, deren gränzenloſe Ueppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes ſpottet; eine Kaſte, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleißes ſeiner arbeitenden Einwohner an ſich zu ziehen, und mit dieſen letztern ſo zu theilen, daß ſie ſelbſt jeden Genuß für ſich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlaſſen hat; kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die ſich in einer verdorbenen monarchiſchen Regierung nur immer denken laſſen; alle Laſter und Uebelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge, und der übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchſten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litanei von Uebeln, die aus einer langen Reihe heilloſer Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in

einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmal in einem verworrenen, helldunkeln, riesenmäßigen Bilde vor die Seele; und Sie haben sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie sich's vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, festzuhalten. Hab' ich's getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, daß es anders ist?

Heribert. Ich läugne nichts; es ist ungefähr wie Sie sagen. Auch ist das Königthum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes, als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräßliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, daß es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurückbleibt, wenn er die beinahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen das ganze Corpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der Europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher, seit den vier letzten Jahrhunderten, mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Proceß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für dießmal, der Wahrheit übrigens unpräjudicirlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließlich geltend machen, der alle menschlichen

Einrichtungen und Anordnungen gleich ſtark trifft? Nach Ihrer Art zu räſonniren, müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unverſöhnlichen Haß ſchwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Uebeln, die von jeher das Unglück der Menſchen in den policirten Staaten gemacht haben, keines iſt, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlaſſung, oder die Mittel, oder der Zweck geweſen wären? Aus dem nämlichen Grunde müßten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sophiſten Mercier, den bildenden Künſten Haß ſchwören; denn es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe von jeher als ſehr wirkſame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Prieſterherrſchaft und der Ueppigkeit, dem menſchlichen Geſchlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig Sie ſo weit aus unſerm Wege zu führen? Wollen Sie ſich überzeugen, daß Sie, aus eben denſelben Gründen und nach eben derſelben Art zu ſchließen, der Demokratie ſelbſt den herzlichſten Haß zuzuſchwören ſchuldig ſind?

Heribert. Das würde ſchwer halten.

Wilibald. Nicht halb ſo ſchwer als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie ſo gütig geweſen ſind, mich ſo eben vom Leſen des ganzen ungeheuern Corpus der Geſchichte des Königthums zu dispenſiren, ſo wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geſchichten aller alten und neuern Republiken zu durchleſen, um ſich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu verſichern. Ich verlange nichts als eine Lecture, womit Sie in einem Paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Leſen Sie nur mit Aufmerkſamkeit und Geduld die Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges von Thucydides (etwa in der Ueberſetzung von Ihrem Mitbürger Levesque); und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende

gekommen ſind, die Demokratie nicht wenigſtens eben ſo haſſenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieſer kaum einundzwanzig Jahre umfaſſenden Geſchichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Bonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, ſage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksverſammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmal für einmal — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünſchen; ſo will ich — doch nein! Da müßten Sie von einer ſo monſtröſen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie beſeſſen ſeyn, daß es nicht billig wäre, wenn ich Unſchuldiger dafür büßen ſollte.

Heribert. Ich verſpreche Ihnen, den Leveſquiſchen Thucydides zu leſen, und, was noch mehr iſt, ich bekenne, ſchon bevor ich ihn geleſen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben populären Reizen der Demokratie nicht ſo mächtig bezaubert bin, daß ich eines ſo ſtark wirkenden Gegenmittels ſchlechterdings benöthigt wäre.

Wilibald. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Directorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert. Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menſchen ſind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politiſchen Venus Volgivaga nun einmal geſchworen habe, zu verſpüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es ſo wollen) auf das häßliche Zerrbild desſelben, das ſich für ein für allemal in meiner Einbildungskraft feſtgeſetzt hat, zu werfen, um das ſinkende Flämmchen durch den Haß des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald (lächelnd). Billig ſollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verſtockten Sinne dahin gehen laſſen. Aber, da wir

des Geſetzes. Der unbeſchränkteſte Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Geſetzgeber ſeyn, und kein weiſer und guter Fürſt wird es je in einem andern Sinne ſeyn wollen. — Eben ſo wenig kann oder wird er ſich anmaßen, die oberſtrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein beſonderer Vertrag zwiſchen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchſten Staatsgewalt überlaſſen iſt, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu mißbrauchen; denn auch dieſe Gewalt kommt ihm nur zu, inſofern er der höchſte Handhaber und Gewährsmann der Geſetze iſt; und ſie kann ſich (wenn man allenfalls den beſcheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Geſetzes in beſondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erſtrecken, als auf die Oberaufſicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an ſeiner Statt anvertraut hat. Endlich iſt auch der Monarch, inſofern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuſtändniß der höchſten Gewalt beiwohnt, keineswegs der Eigenthümer, ſondern nur der oberſte Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verſchwendung, jede überflüſſige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabſäumt werden müſſen, jede bloß willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menſchen ſich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müſſen, iſt ein Mißbrauch ſeiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit ſeiner Pflichten kennt, ſich ſelbſt erlauben wird.

Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was iſt in dem allen, was einen vernünftigen Menſchen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu ſchwören? Iſt es

Heribert. Gut — Und was wollen wir nun mit dieſen bis auf die Knochen abgeſchälten Begriffen machen?

Wilibald. Eine kleine Geduld! Sie ſehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verſchiedene Poſtulate vorausſetzen muß, über welche wir beide vermuthlich einig ſind.

Heribert. Wie meinen Sie das?

Wilibald. Z. B. was ein Staat und was die höchſte Gewalt im Staat iſt.

Heribert. Setzen Sie immer getroſt voraus, daß wir von dieſen und andern erſten Elementen der Staatswiſſenſchaft einerlei Begriffe haben.

Wilibald. Ferner: was der letzte Zweck einer ſolchen Vereinigung freier vernunftfähiger Weſen iſt. Daß dieſer Zweck ohne Geſetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchſte Gewalt im Staate, in Rückſicht auf ihn ſelbſt, bloß dazu da iſt, dieſen Geſetzen Gehorſam zu verſchaffen.

Heribert. Immer weiter!

Wilibald. Hauptſächlich aber wollen wir nicht vergeſſen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchſte Gewalt in Händen hat, ein Menſch iſt; der dieſe Gewalt durch Menſchen über Menſchen ausübt; und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menſchen beſteht, die dieſe Gewalt über ſich ſelbſt ausübt.

Heribert (lachend). Verſteht ſich! — Sie holen weit aus.

Wilibald. Freilich verſteht ſich's; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergeſſen wird, und daß dieſes Vergeſſen ſehr ſchlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwieſenes vorausſetzen zu dürfen, daß die Natur es beim Menſchen darauf angelegt habe, ein freies und vernünftiges Weſen aus ihm zu machen.

Heribert. Es gibt, wie Sie wiſſen, Leute, die Ihnen dieß ſo leicht nicht eingeſtehen würden: aber von einem Republicaner haben Sie am allerwenigſten zu befürchten, daß er Sie über dieſen Punkt chicaniren werde.

Wilibald. Nach allen dieſen Vorausſetzungen laſſen Sie uns der Sache näher rücken. Wir ſind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königthum in der höchſten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk beſtehe. Aber wie kommt dieſer Einzige zu einer ſolchen Gewalt über ſo viele? Derer, über welche er ſie ausübt, ſind vielleicht viele Millionen, und er iſt nur Einer! Ja, wenn er ein Weſen von höherer Natur, etwa Voltaire's Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tauſend und einer Nacht) oder Beſitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er iſt an Seele und Leib nichts als ein Menſch, wie ſie auch: alſo, noch einmal, wie kommt der Einzige zu einer ſo großen Gewalt über ſo viele?

Heribert. Ich ſehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich ſagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Menſch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

Wilibald. Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert. Wenn er nur erſt, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, ſich eine hinlängliche Anzahl derber, wohl bewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuſchaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilibald. So wird es ihm freilich nicht ſchwer fallen, friedſame wehrloſe Männer, Weiber und Kinder zu ſeinen Sklaven zu machen. Aber wie kam er dazu, ſich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er ſich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit ſeinem Paar Armen nicht

Tauſende und Hunderttauſende zwingen konnte, ſeinen Willen zu thun?

Heribert. Das war es eben was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen alſo ſchon zugeſtehen, was Sie, wie ich merke, zugeſtanden haben wollen: „daß der erſte Monarch die höchſte Gewalt nur durch freiwillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

Wilibald. Der erſte, ſagen Sie? Und warum nicht auch alle ſeine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nämliche Grund gilt für alle. Es iſt lächerlich, ſich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menſchen, geſchweige über Millionen herrſchen, wenn ſie ſich nicht beherrſchen laſſen wollten.

Heribert. Dagegen iſt viel zu ſagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernſt glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein ſo dummes Volk, das ſich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüſtling, einem Blödſinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Claudius, Caligula, Nero, Commodus, Heliogabalus u. ſ. f. beherrſchen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und ſchließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das was es nicht kann. Schon der einzelne Menſch hat oft gute Urſachen, lieber ein ziemlich großes Uebel zu ertragen, als ſich einem gewiſſen, oder auch nur beſorglichen noch größern auszuſetzen. Bei ganzen Völkern vereinigen ſich unzählige Urſachen, die den Arm der Menge, wie ſehr ſie auch zum Widerſtand gereizt wird, wenigſtens ſehr lange zurückhalten. So lange ſich ein Volk beherrſchen läßt, will es beherrſcht ſeyn; ſo lange es duldet,

will es dulden; und daß es ſich beherrſchen läßt, daß es duldet, iſt ein ſichres Zeichen, daß ſein Zuſtand wenigſtens erträglich iſt.

Heribert. Vergeſſen Sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuſchtes Volk durch Unwiſſenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menſchliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald. Das iſt einer von den Gemeinplätzen, worauf ſich eure Redner und Sophiſten ſeit einem Paar Jahrzehnten weidlich herumgetummelt haben. Aber wer die untern Volksclaſſen genauer kennt, weiß wie ſehr auch dieſer Punkt übertrieben wird. Menſchen können nie aufhören Menſchen zu ſeyn; und je länger die große Springfeder der Menſchheit, die Vernunft, bei einem Volke gedrückt worden iſt, deſto ſtärker iſt die Gewalt, womit ſie, ſobald ſie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freien Stand zurückſchnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freilich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht eure auf ihre vorgebliche Freiheit und Gleichheit ſo übermüthig trotzenden Republicaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung deſſen Nero nur ein ausgelaſſener Knabe war! Auf dieſem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Laſſen Sie uns auf den unſrigen zurück kommen. Die Rede iſt jetzt nicht vom Mißbrauch, ſondern von der Quelle der höchſten Gewalt; und ich denke, wir ſind darüber einverſtanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere ſeyn kann, als überlegte freiwillige Unterwerfung.

Laſſen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen, Wir haben vorher als ein Poſtulat, das wir beide für erwieſen und unumſtößlich wahr annehmen, vorausgeſetzt: daß die höchſte

Gewalt im Staat, wenn wir dieſen bloß für ſich und ohne Rückſicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da ſey, den Geſetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorſam ſchuldig ſind, dieſen Gehorſam wirklich zu verſchaffen. Ich will damit nicht ſagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und, aus moraliſchen ſowohl als aus ſtaatsklugen Beweggründen, ſogar verbunden ſey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieſes Mehr hängt zu ſehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umſtänden zu thun möglich iſt, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, als der letzte politiſche Zweck desſelben, iſt auch der Zweck der Geſetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desſelben betrachtet, jedem Bürger für ſeine Rechte Gewähr leiſten, und ſeine Pflichten vorzeichnen. Da die Geſetze, wovon hier die Rede iſt, unmittelbar in der Natur des Menſchen, und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, alſo nicht von irgend eines Menſchen Willkür, Laune oder Privatintereſſe abhängig, ſondern ſo ewig und nothwendig ſind als die allgemeine Vernunft, die höchſte Geſetzgeberin aller freien Weſen: ſo war, iſt und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unſchuldig iſt, wenn jemals jemand geſagt hat oder künftig ſagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Geſetzes ſey.“ Richtig hingegen kann geſagt werden, der Monarch, inſofern er Handhaber und Vollſtrecker des Geſetzes iſt, wolle nichts, als was das Geſetz will; und inſofern ſeine Verordnungen die Vollziehung desſelben, und überhaupt die Erhaltung [illegible] Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, [illegible] zum Vorwand, ſondern zum wirklichen Endzweck haben, [illegible] auch nur unter dieſer Bedingung, haben ſie ſe[illegible] die Kra

des Geſetzes. Der unbeſchränkteſte Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Geſetzgeber ſeyn, und kein weiſer und guter Fürſt wird es je in einem andern Sinne ſeyn wollen. — Eben ſo wenig kann oder wird er ſich anmaßen, die oberſtrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein beſonderer Vertrag zwiſchen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchſten Staatsgewalt überlaſſen iſt, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu mißbrauchen; denn auch dieſe Gewalt kommt ihm nur zu, inſofern er der höchſte Handhaber und Gewährsmann der Geſetze iſt; und ſie kann ſich (wenn man allenfalls den beſcheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Geſetzes in beſondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erſtrecken, als auf die Oberaufſicht über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an ſeiner Statt anvertraut hat. Endlich iſt auch der Monarch, inſofern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuſtändniß der höchſten Gewalt beiwohnt, keineswegs der Eigenthümer, ſondern nur der oberſte Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verſchwendung, jede überflüſſige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabſäumt werden müſſen, jede bloß willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menſchen ſich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müſſen, iſt ein Mißbrauch ſeiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit ſeiner Pflichten kennt, ſich ſelbſt erlauben wird.

Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was iſt in dem allen, was einen vernünftigen Menſchen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu ſchwören? Iſt es

der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache eben dieſelbe. Iſt es die Sache? Auch dieſe iſt und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft eben dieſelbe, und es verändert nichts im Weſen der höchſten geſetzmäßigen Staatsgewalt, ob ſie in Einer Perſon concentrirt, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn alſo das Haſſenswürdige?

Heribert. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weiſe, wie die meiſten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentiren —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie ſollten nicht ſchon wieder vergeſſen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir ſonſt erlauben müßten, aus eben demſelben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentiren: wobei am Ende nichts herauskäme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Geſellſchaft und Regierung zu entſagen, und in die Wälder zu unſern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmals zu verſichern, daß das Königthum, dem ich Haß geſchworen habe, von dem, deſſen Weſenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realiſirt ſehe, abgeleitet haben, mächtig verſchieden iſt: denn es iſt kein anderes, als das Königthum Ludwigs des XIII, XIV, XV und XVI und aller, die dieſen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingeſtehen, daß an dieſem Königthum mehr zu haſſen als zu lieben iſt.

Wilibald. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realiſirt ſehen, ſo hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel geſunde Augen

erhält, binnen wenig Jahren in einem der anſehnlichſten Europäiſchen Reiche auf eine Art realiſirt ſehen, die auch die hartnäckigſten Gegner der Monarchie mit derſelben ausſöhnen, und vielleicht den Neid der großen Nation ſelbſt erregen wird, die auf eine ſo beiſpielloſe Art, erſt durch rhetoriſche und ſophiſtiſche Gaukelkünſte, dann durch Sansculottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füſilladen ungefähr auf eben die Art republicaniſirt worden iſt, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider ſeinen Willen creirt wird. — Doch, verzeihen Sie mir dieſe kleine, von Ihnen ſelbſt veranlaßte Abſchweifung. Ich wollte ſagen, wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundſchaft, den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beſchworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehemaligen Franzöſiſchen Royauté, wie ſie ungefähr ſeit des dreizehnten Ludewigs Zeiten war, gelte," wenn ich Ihnen auch dieſen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, überſehe: ſo bleibt es doch immer von der dermaligen Franzöſiſchen Regierung ſehr ungerecht, unpolitiſch und unnütz, einen ſolchen Eidſchwur in einer unbeſtimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an ſich ſelbſt gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen iſt, zur unumgänglichen Bedingung des Franzöſiſchen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen, Dem Königthum an und für ſich Haß zu ſchwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Geſellſchaft, der Religion, den Wiſſenſchaften und Künſten, der Schifffahrt und dem Seehandel, und zehntauſend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbniß der Menſchheit großen Schaden thut, Haß zu ſchwören. Ob es klug ſey, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff iſt Frieden zu machen, ihnen einen ſo in-

ſultanten Beweis von Verachtung und böſem Willen zu geben, laſſ' ich Sie ſelbſt urtheilen. Und zu welchem Ende beſtehen Ihre Fünfmänner ſo eiſenfeſt auf einem ſo unklugen, ſo ungereimten, ſo nonſenſicaliſchen Eide? Was ſoll er beweiſen? Was für Sicherheit gibt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundſätze und ihrer Regierung ſey? Um wie viel iſt er kräftiger, als wenn ein Wucherer bei ſeiner Ehre, oder ein Jude bei Jeſus, Marie und Joſeph ſchwört? Gegen Einen, der ſich ein Bedenken macht, gibt es Zehntauſend, die den Eid ablegen, ohne das Geringſte dabei zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidiſchen Hippolytus: „mein Mund hat nur geſchworen, nicht mein Herz," ihr Gewiſſen hinlänglich geſichert zu haben glauben. Die Franzoſen ſind, ſeit der Revolution, ſo oft in den Fall geſetzt worden, falſche Staatseide zu ſchwören, haben ſo oft, was ſie vor kurzem bei hoher Strafe ſchwören mußten, wieder bei noch höherer Strafe abſchwören müſſen, daß es kein Wunder wäre, wenn ſie die Maxime des Spartaniſchen Generals Lyſander: „Männer ſpielen mit Eiden, wie Knaben mit Würfelknochen," längſt zur ihrigen gemacht hätten. Ich ſage nichts von der tyranniſchen Abſurdität, freien Menſchen durch ein Zwanggeſetz zuzumuthen, daß ſie auf eine Meinung ſchwören ſollen, die entweder jetzt nicht die ihrige iſt, oder es vielleicht morgen nicht mehr ſeyn wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgibt, der Republik Treue und Gehorſam ſchwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, beides lieber einem Könige zuſchwören möchte; aber ſeine Meinungen von Republik und Königthum hangen nicht von ſeiner Willkür ab: er kann nicht ſchwören, daß er glaube, was er nicht glaubt; er kann beſchwören, daß er ſich der jetzt beſtehenden

Regierung unterwerfen, und nichts gegen sie unternehmen wolle; und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmals, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürger-Directoren sind von dem allem, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermalige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen noth ist, für das sie alles thun, alles wagen, alles aufopfern. Diese Haine à la royauté, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anscheine nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abrakadabra, Plektron, Aski, Kataski, und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsre ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobei sich niemand was Bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen

weiß machen, er liebe oder haſſe etwas, indem man ihm ſo lange und oft wiederholt, er liebe oder haſſe es und müſſe es haſſen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müſſe dem wohl ſo ſeyn, weil kluge Leute ihn deſſen ſo poſitiv verſicherten; und das Sonderbarſte iſt, daß das Abrakadabra zuletzt ſeine Wirkung thut, und der Menſch wirklich in ganzem Ernſt etwas liebt oder verabſcheut, das ihm anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das iſt der Schlüſſel zu dieſem Räthſel. Unſre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormalige königliche Regierung in den Herzen des Franzöſiſchen Volkes erkaltet war, und daß im Gegentheil eine geheime Sehnſucht nach der alten Ordnung der Dinge ſich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß dieſe Freiheit und Gleichheit, womit die Herren bisher ſo große Wunder gethan hatten, nur leere Geſpenſter waren, die man ihnen in einem magiſchen Rauch hatte erſcheinen laſſen. Es war die höchſte Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taſchenſpielerformel zu erfinden, womit man den Folgen der Lauigkeit, die ſeit einiger Zeit unter unſerm Volke überhand nimmt, entgegenwirken könnte. Man läßt uns alſo bei jeder Gelegenheit, einzeln und in Maſſe, dem armen Königthum Haß ſchwören. Das Volk ſchwört, und fühlt entweder gar nichts dabei, oder weiß doch ſelbſt nicht recht was: aber der Schwur wird ſo oft erneuert, wir hören ihn ſo oft, und beinahe täglich, von andern ſchwören, unſer Ohr und unſere Lippen werden ſeiner ſo gewohnt, daß es uns zuletzt ſeyn wird, als fühlten wir wirklich etwas Widerliches und Schauderhaftes bei dieſem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigſtens eine Zeit lang, was es helfen kann.

Wilibald. Ihre Erklärung läßt ſich hören; wiewohl

ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen; und bei einem Volke, wie das Ihrige, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Kniee vor diesem Baal gebeugt haben, eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

Heribert. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

Wilibald. Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemals ruhenden Factionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfniß der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüßte Ihnen einen Rath, und, ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert. Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten ist — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Es ist — entsetzen Sie sich nicht gar zu

ſehr! — es iſt — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch, ſo lang' es noch Bourbons gibt, keinen haben können — Ihre Conſtitution vom Jahr 1795, die nach dem ungeheuren Riß, den ſie am achtzehnten Fructidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber ſelbſt ins Feuer zu werfen, und — einen Dictator zu erwählen.

Heribert. Einen Dictator?

Wilibald. Oder Lord Protector, oder Protarchon, oder wie ihr ihn ſonſt nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann iſt, dem ihr die unumſchränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Dictator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räſonnire ſo: wenn ihr dem Königthum nicht einen ſo unauslöſchlichen Haß geſchworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, ſo müßte es ein liebenswürdiger junger Mann, von großem hohem Geiſt, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben ſo viel Klugheit als Muth, von dem feſteſten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in ſeiner Lebensart, immer Meiſter von ſich ſelbſt, ohne irgend eine Schwachheit wobei ein anderer ihn faſſen könnte, zugleich offen und verſchloſſen, ſanft und heftig, geſchmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu ſeiner Zeit, kurz, ein Mann ſeyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen gibt, und deſſen Genius alle andern in Reſpect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein ſolcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen ſolchen König haben könnt, ſo müßt ihr einen Dictator ſuchen, der alle dieſe Eigenſchaften

Heribert. Iſt es etwa die Souveränetät der Nation nicht auch? Sie iſt ja das unverlierbarſte aller ihrer Rechte.

Wilibald. Das ſoll mir lieb ſeyn! Denn ſo haben wir den breiteſten und gebahnteſten Weg vor uns, und eine Menge problematiſcher Knoten löſen ſich von ſelbſt auf.

Heribert. In der That gibt es keine einfachere Wiſſenſchaft als die Politik. Diejenigen, die eine ſo ſchwere, verwickelte, mit ſo vielen Cautelen umſchanzte, in ein ſo geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, ſo viel Schlauheit und taſchenſpieleriſche Behendigkeit erfordernde Kunſt aus ihr machten, haben von jeher nichts Gutes im Schilde geführt.

Wilibald. Bravo! Darüber wären wir alſo im Klaren. — Nun, mit Ihrer Erlaubniß, meine letzte Frage: glauben Sie wohl, daß die Fünfmänner, denen Ihre Nation die Vollziehungsmacht, als einen Theil der ihr ſelbſt zuſtändigen höchſten Gewalt, anvertraut hat, ſich entſchließen könnten, bei der nächſten Zuſammenberufung der Urverſammlungen, es in die freie Willkür des ſouveränen Volks zu ſtellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Directoriums am 18. Fructidor mit eignen Händen ſo jämmerlich durchlöcherte Conſtitution wieder zuſammen flicken, und, etwa nach B. Röderers Vorſchlägen, friſch auskalfatern und neu betakeln laſſen, oder lieber eine andre Verfaſſung, z. B. das verhaßte Königthum, etwa auf den Fuß der Conſtitution von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbeſſerungen wieder herſtellen wolle? — Was meinen Sie, Heribert?

Heribert. Dazu werden ſich unſre Bürger Fünfmänner nimmermehr entſchließen. Lieber noch zwanzig achtzehnte Fructidors hinter einander! Lieber wieder, wofern wir uns nicht anders zu helfen wiſſen, Robespierre's allmächtiges Schreckenſyſtem und die permanente Guillotine in allen

Communen der Republik wieder aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahrlich, die Republik würde übel dabei fahren, wenn man das Volk in der Stimmung, worin es gerade jetzt ist, auf eine so gefährliche Probe stellen wollte. Ne nos inducas in tentationem!

Wilibald. Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg? Darüber können Sie ohne Kummer seyn. Neun Zehntel der Nation wünschen ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ordnung. Das wissen Sie.

Heribert. Aber wenn nun, wie es allerdings nicht unmöglich wäre, eben diese neun, oder auch nur acht Zehntel der versammelten Nation sich für einen König erklärten?

Wilibald. So müßten wir den Willen des Souveräns, und ein Knecht, der seines Herrn Willen weiß und —

Heribert (ihm in die Rede fallend). Des Souveräns, sagen Sie?

Wilibald. Nun ja, freilich! Oder wäre die Nation etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwei oder drei Minuten war?

Heribert. Aber sie kann nur Souverän seyn, insofern sie Republik ist, und die Republik ist bloß in den entschiedenen Republicanern vorhanden, deren Wahlspruch la république ou la mort! ist. Diese erkennen keine andre Französische Nation als sich selbst. Alle übrigen, und wenn sie auch neunundzwanzig Dreißigstel der Einwohner Frankreichs ausmachten, sind Royalisten, Orleanisten, Muscadins, Vendeisten, Emigrirte, Sonnenbrüder, Coblenzer, Clichiens, kurz alles in der Welt, nur keine Franzosen —

Wilibald. Das ist freilich ein anderes!

Heribert. Es ist sehr möglich, und kommt selbst mehr als wahrscheinlich vor, daß die eigentlichen Kenner

bei weitem den kleinſten Theil des ganzen Volks ausmachen: aber dafür ſind ſie auch der ſtreitbarſte und entſchloſſenſte. Nimmermehr würden ſie ſich, ſo lange ſie noch einen Tropfen Blut zu vergießen haben, nach dem Willen einer royaliſtiſchen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.

Wilibald. Aber, noch einmal, was für ein Recht hätten dieſe Republicaner, dem Willen einer Majorität, die beinahe die ganze Nation ausmacht, mit Gewalt zu widerſtehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republicaniſchen Art, die Nation zu definiren, ſagten, für bloßen Scherz aufzunehmen.

Heribert. Was ich Sie verſichern kann, iſt, daß es unſern Republicanern ſehr Ernſt damit iſt. Recht oder unrecht, genug ſie wollen die Republik; und was ſie ernſtlich wollten, haben ſie noch immer, wenn ſonſt nichts mehr half, mit den kräftigſten aller Argumente, mit Bajonetten und Kanonen, durchgeſetzt. Aber da ſie für eine von der größten Majorität des Volkes feierlich angenommene und beſchworne Conſtitution fechten würden, hätten ſie auch das Recht auf ihrer Seite.

Wilibald. Wie können Sie, nachdem das Directorium ſelbſt die zwei weſentlichſten Grundpfeiler dieſer Conſtitution umgeworfen hat, und ſich deſſen, was von ihr noch übrig iſt, bloß zu Maskirung und Deckung ſeines immer weiter um ſich greifenden Deſpotism bedient, wie können Sie verlangen, daß die Nation noch Achtung für eine ſolche Conſtitution trage, oder ſich unter ihr ſicher glaube?

Heribert. Ich verlange nichts; das Directorium verlangt es: und, was auch ſeine Abſichten ſeyn möchten, genug daß es, ſo lange die Conſtitution noch in ihren Hauptmauern

ſteht, wenigſtens den Anſchein des Rechts für ſich hat, und (was am Ende doch allein entſcheidet) Macht genug beſitzt, ſeinem Willen Kraft zu geben.

Wilibald. Und wie ſieht es nun bei dieſer Bewandtniß der Sachen um die Souverdnetät der Nation aus?

Heribert. Herrlich! glänzend! beſſer als jemals! Da leſen Sie. Hier ſteht ein Beweis, der alle andern überflüſſig macht. Leſen Sie in dieſem öffentlichen Blatte, daß unter andern klugen Maßregeln, „den Bürgerſinn auf die bevorſtehenden Urverſammlungen wieder aufzufriſchen,“ auch dieſe genommen worden iſt, daß die Souverdnetät des Volks durch ein eigenes Feſt, am 30. Ventoſe dieſes Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden ſoll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als dieſen?

Wilibald. Wirklich? — So geſtehe ich Ihnen, die Erfindung dieſer neuen Maſchine, dem ſterbenden Glauben des Franzöſiſchen Volks an ſeine eigne Souverdnetät etwas Lebensluft zuzuwehen, iſt in meinen Augen eine äußerſt merkwürdige Erſcheinung. Sie beweiſet mir eines von beiden: entweder, daß die dermaligen Gewalthaber von dem Verſtande des Franzöſiſchen Volks eine außerordentlich geringe Meinung haben; oder daß ihre Furcht vor dem, was auf den nächſten allgemeinen Volksverſammlungen geſchehen könnte, ſehr groß ſeyn muß, da ſie ihnen die möglichen und ſogar wahrſcheinlichen Folgen eines ſolchen Feſtes zu verbergen ſcheint.

Heribert. Wie ſo?

Wilibald. Es wäre doch ſehr möglich, daß Ihr Volk, wie leichtſinnig es auch immer ſeyn mag, durch eine ſo laute Aufforderung zum Nachdenken beinahe gezwungen, auf den

me, ſich ſelbſt zu fragen: iſt es denn auch wahr, daß
Souverän von Frankreich ſind?

ibert. Dieſe Frage wäre nicht ſchwer zu beant-

libald. Sie wiſſen aber, wie das Volk iſt. Sich
äufige und tiefſinnige Unterſuchungen, Abſtractionen
ſtinctionen einzulaſſen, iſt ſeine Sache nicht. Es gibt
kürzern Weg ins Klare zu kommen. Diogenes führte
den Sophiſten, der ſeinen Zuhörern die Unmöglichkeit
zung durch eine Menge ſpitzfindiger Argumente vor-
ſtrirt hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daß er
ging. Wie, wenn das Franzöſiſche Volk, um ſich ſelbſt
ſeiner Souveränetät zu überzeugen, plötzlich den Entſchluß
ie ſie auszuüben, die Conſtitution von 1795 vollends zu
en, ſeine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne
oeportiren, und das Königthum zurückzurufen? Geſtehen
e, Freund Heribert, wofern das Franzöſiſche Volk wirklich
geſtimmt iſt, wie man mit vieler Wahrſcheinlichkeit ver-
uthet, ſo könnte kein Tag zu einem ſolchen Schritte be-
iemer und ſchicklicher ſeyn, als das Feſt ſeiner Souveränetät.

Heribert. Da wäre das Directorium freilich mit ſeinem
rmeinten Präſervativ garſtig angeführt! — Aber es hat
ine Gefahr. Unſre Dreimänner, auf welche doch am Ende
les ankommt, haben zu viele und große Proben ihrer Vor-
chtigkeit abgelegt, als daß zu beſorgen wäre, ſie möchten bei
ner ſo wichtigen Gelegenheit in eine Grube ſtürzen, die ſie
ch ſelbſt gegraben hätten. Von den entſchiednen Royaliſten
lt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben
ird, ſo däucht mich ſie werde den Royaliſten gegraben; und
ie unkluge Voreiligkeit, womit ſie bisher noch immer ihre
genen Plane und Anſtalten ſelbſt vereitelt haben, könnte

ihnen leicht bei dieſer Verſuchung, in welche ſie (vielleicht abſichtlich) geführt werden, abermal einen ſchlimmen Streich ſpielen. Auf alle Fälle werden Sie ſehen, daß die Republik, Dank ſey den eben ſo kräftigen als klugen Maßregeln ihrer Vorſteher, triumphirend aus der Gefahr, wofern hier eine iſt, hervorgehen wird.

Wilibald. Ich wünſche allen Menſchen, und gewiß auch Ihrer Nation, wiewohl ſie der meinigen viel Böſes gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als daß es mich nicht freuen ſollte, wenn der 30. Ventoſe in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn dieß auch, durch die Maßregeln des Directoriums, auf welche Sie ſo eben deuteten, der Fall ſeyn dürfte, das heißt, wenn jede zweckmäßige Anſtalt getroffen wird, daß das Volk ſeine Souveränetät nicht ausüben könne, wie große Luſt es auch dazu haben möchte — kehrt da nicht die alte Frage wieder: was für ein ſeltſames Ding iſt es um ein Recht, das ich zwar beſitze und nie verlieren noch veräußern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieſer das höchſte Geſetz im Staat, und die Souveränetät das heiligſte unverletzlichſte Recht des Volkes iſt: mit welcher Befugniß dürfen bloße Staatsbeamte ſich unterfangen, den Willen ihres oberſten Gebieters in Feſſeln zu legen?

Heribert. Glauben Sie ja nicht, die unſrigen mit dieſer Frage in Verlegenheit zu ſetzen. Wir appelliren von dem Volke an die Nation. Das Volk iſt veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuſchen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu ſtimmen. Es handelt immer nach fremdem Antrieb und momentanen Eindrücken, iſt immer in der Gewalt eines jeden, der ſich ſeiner Leidenſchaften zu

bemächtigen oder ihm seine eigenen mitzutheilen weiß, und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementern, Communen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nation, insofern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das Nämliche hinausläuft) insofern sie durch den aufgeklärtesten und von ächtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentirt wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Uebereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren, und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmal als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotism des Gesetzes (den man den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihm nicht einen Damm entgegenthürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

Wilibald (lächelnd). Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daß Sie meinen Begriff von der Volkssouveränetät so schön rectificirt haben. Denn ich gestehe, daß ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was ihr Republicaner euch dabei denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

Heribert. Dem Rechte nach, allerdings; dem Gebrauch nach, nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Besten willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuß aus seinem Mittel aufzutragen.

Wilibald. Das Volk kann sich also nicht selbst regieren,

wiewohl es das vollkommenste Recht dazu hat? Kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter seyn? seine Finanzen nicht selbst verwalten? seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen? — wie sehr es auch zu allem dem berechtigt ist?

Heribert. Sie scherzen, Wilibald.

Wilibald. Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Souveränetät völlig in dem Fall eines unumschränkten Erbmonarchen, der noch in der Wiege liegt: es bedarf einer Vormundschaft, die alles, was es als sein eigner Souverän zu thun hat, in seinem Namen beobachtet — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

Heribert. Die Natur der Sache läßt es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daß der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

Wilibald. Nehmen Sie sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Charakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daß es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze Masse besteht, eben so wenig zu einer solchen Auswahl taugt, als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen seyn, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnen und muthvoll seyn sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch; und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in

der Meinung andrer, für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Factionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es seyn, so viel Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuhschnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun seyn, überlassen Sie solche dem Volke, und sehen wie es dabei zugehen wird! In einem größern Abdera ist's nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am besten wissen.

Heribert. Nur allzu wahr! Und dennoch —

Wilibald (ihm in die Rede fallend). Die große Urquelle aller Täuschung eurer republicanischen Dogmatiker ist, daß sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn müßte, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dieß gilt von eurer ganzen Constitution. Sie ist in einer Art von prophetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch, dieß nur in Vorbeigehen, und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!" sehr wohl, und will Ihnen die Mühe ersparen, sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemeinschaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daß wir immer so nahe beisammen bleiben, als möglich seyn will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daß ein Volk — es sey nun, daß es sich

bisher noch in einer Art von Naturſtand befunden, und nur entſchloſſen ſey, künftig eine bürgerliche Geſellſchaft auszumachen, oder daß es, wie die Franzöſiſche Nation, durch irgend eine Revolution, in jenen anarchiſchen Stand zurückgeworfen worden — daß dieſes Volk nicht nur berechtigt, ſondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Weſen nicht entſagen will) verbunden iſt, ſich einer geſetzmäßigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es beſtehe nun aus dreißig tauſend oder aus dreißig Millionen Menſchen, kann vernünftiger Weiſe ſeine Souveränetät nur zu einem einzigen Act gebrauchen, nämlich zu demjenigen, wodurch es ſich derſelben wieder begibt, indem es ſie entweder mehrern Perſonen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

Heribert. Mit Ihrer Erlaubniß, das Volk begibt ſich ſeiner Souveränetät keineswegs, indem es bloß die Laſt der Verwaltung auf andre wälzt.

Wilibald. Was wollen Sie damit ſagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Souverän eine Art von morgenländiſchem Schach machen, der die Regierung bloß darum auf fremde Schultern legt, um ſich deſto gemächlicher und ungeſtörter einer wollüſtigen Unthätigkeit überlaſſen zu können? Das Volk begibt ſich der Ausübung ſeiner höchſten Gewalt, weil es ſie nicht ſelbſt verwalten kann; weil kein anderes Mittel iſt, zu dem Zuſtand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es ſich den Genuß der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verſchaffen könnte. Der wahre Souverän im Staat iſt derjenige, der das Recht hat die höchſte Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da das Volk ſich der Ausübung dieſes Rechts begeben hat, tritt es, wie groß auch ſeine geſetzmäßige Freiheit immer ſeyn mag, in das Verhältniß eines Unterthans, und iſt ſeiner ſich ſelbſt

gegebenen Obrigkeit Gehorſam ſchuldig. Gegen die Evidenz dieſer Grundwahrheit helfen keine Diſtinctionen. Auch ſehen Sie, daß Ihre dermaligen Gewalthaber es nicht anders verſtehen, und ihren vorgeblichen Souverän ſehr gut in der Zucht zu halten wiſſen; nicht ſelten mit einer Strenge, die kein Miniſter Ihrer letzten Könige zu wagen ſich getrauet hätte. — Aber, um nicht wieder aus unſerm Wege zu kommen, will ich mich über dieſen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlaſſen; zumal, da ich nicht zu läugnen begehre, daß es, in dem beſtimmten Falle, den wir vorausgeſetzt haben, von der Willkür des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modificationen es ſeine höchſte Gewalt in die Hände ſeiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden dieſe Modificationen die verſchiedenen Formen der Staatsverfaſſung, deren weit mehrere ſind als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen dieſen Formen bleibt das Weſen der Regierung ſich ſelbſt gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich iſt, ein von Natur freies Volk zu regieren, ſind in allen eben dieſelben; die Rechte deſſen oder derjenigen, welchem oder welchen die höchſte Gewalt anvertraut iſt und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen ſchuldig iſt, ſind in allen eben dieſelben, und umgekehrt. —

Heribert. So daß es alſo, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgültig ſeyn kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratiſchen Obrigkeit regiert werde?

Wilibald. Doch nicht ganz gleichgültig. Jede dieſer Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile: und wenn ſie genau gegen einander abgewogen werden, ſo dürfte wohl, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie ſeyn.

Heribert. Da kommen wir auf einmal ſo weit aus einander, daß es ſchwer halten wird, uns wieder zuſammen zu finden.

Wilibald. Wir wollen alſo, mit Ihrer Erlaubniß, dieſen letztern Punkt, wenigſtens vor der Hand, unentſchieden, oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entſchieden ſeyn laſſen, und bloß bei dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein iſt. Um deſto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeſchränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräſentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden äußerſten, zwiſchen welchen alle andern liegen, gegen einander ſtellen, um zu ſehen, was ſie mit einander gemein haben.

Heribert. Ich bin's zufrieden. Nur verbitte ich alle kleinen optiſchen Kunſtgriffchen bei der Zuſammenſtellung.

Wilibald. Beſorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunſt nachzuhelfen. Fürs erſte alſo: in der beſagten Demokratie, wie in der uneingeſchränkteſten Monarchie, hat ſich das Volk des Gebrauchs der höchſten Gewalt begeben. Denn wiewohl es in jener den Namen des Souveräns beibehält, und in Frankreich künftig ſogar ein Feſt ſeiner Souveränetät mit allem gebührenden Pompe begehen wird, ſo wollte ich doch Sr. popularen Majeſtät nicht rathen, ſich den Verordnungen der Bürgerdirectoren, oder den Bajonnetten und Kanonen der unter den Befehlen derſelben ſtehenden Bürgerſoldaten und Leibgardiſten zu widerſetzen. Oder glauben Sie etwa —

Heribert. Nein, nein! Ueber dieſen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

Wilibald. Zweitens: in beiden iſt dem Volke das vor

einigen Jahren ſo hoch geprieſene Maratiſche Recht der heiligen Inſurrection niedergelegt.

Heribert. Ohne alle Bedingung?

Wilibald. Ohne alle Bedingung.

Heribert. Das iſt hart!

Wilibald. Es gibt wirklich Fälle, wo es ſehr hart iſt.

Heribert. In der unumſchränkten Monarchie mag das wohl ſo ſeyn, wo das Volk in politiſchem Sinne für nichts gerechnet iſt —

Wilibald. Das iſt nun auch ſo einer von euern auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich ſehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermal! — In der Demokratie alſo, meinen Sie, wäre es ein andres mit dem Recht der heiligen Inſurrection?

Heribert. Unläugbar iſt das Volk in mehr als Einem Falle dazu berechtigt.

Wilibald. Berechtigt? Wenigſtens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

Heribert. Zum Beiſpiel, wenn die oberſten Vollzieher der höchſten Gewalt ſich einen weſentlichen Eingriff in die Conſtitution erlauben wollten.

Wilibald. Wie, Heribert? Haben Sie vergeſſen, daß am 18. Fructidor der Casus in terminis ſchon da geweſen iſt? Kann die Conſtitution wohl gröblicher verletzt werden, als wenn das Directorium ſich einer ihm ausdrücklich unterſagten Dispoſition über die bewaffnete Macht anmaßt, um einen gewaltſamen Eingriff in die Freiheit des geſetzgebenden Körpers und ſeiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das Mißfallen aller guten Bürger über dieſen ungeheuern Act von Sultanism war ſo allgemein als ihr Erſtaunen; und doch

rührte ſich das Volk nicht! — Und warum rührte es ſich nicht?

Heribert. Die Ueberraſchung, der Schrecken —

Wilibald. Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieſelbe Wirkung thun. Aber, was Sie als etwas ganz Ausgemachtes annehmen können, iſt, daß das Directorium, zum Beweiſe, daß es dem Volk kein Recht zum Aufſtand zugeſteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Conſtitution zu retten," auch die nöthigen Maßregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines ſolchen Rechts, durch eben dieſelben Mittel, deren ſich der entſchiedenſte Deſpot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch verſteht ſich von ſelbſt, daß es das entſcheidende Urtheil über die Fälle, wo dieſe Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmal ſich ſelbſt ausſchließlich vorbehalten wird. Wo bliebe denn alſo, was dieſen Punkt betrifft, der Unterſchied zwiſchen den Fünfmännern in der Demokratie und dem Einzigen Mann in der unumſchränkteſten aller Monarchien?

Heribert (die Achſeln zuckend). Alſo weiter.

Wilibald. Drittens: in beiden iſt dem Volke, dem ſouveränen ſo gut als dem allerunterthänigſten, alle Macht benommen, die Staatsverfaſſung zu ändern, wie groß auch immer ſeine Luſt dazu ſeyn möchte.

Heribert. Wie wäre das?

Wilibald. Zum Beiſpiel: ſetzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der quinqueviraliſchen Regierung müde und überdrüſſig; es fing an zu bemerken, daß die Vortheile, die es von ſeinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarverſammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverluſt, die Unterbrechung ſeiner gewöhnlichen Geſchäfte,

und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguirens, Cabalirens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von einer solchen alle Jahre wiederkommenden Wahlerei unzertrennlich ist, in gar keiner Proportion stehen; kurz, gesetzt das Volk überzeugte sich, bei Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den goldnen Zeiten, wozu man ihm anfangs so große und nahe Hoffnung machte, daß es ihm besser wäre, die dermalige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bei den nächsten Urversammlungen seinen souveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

Heribert. Das könnte doch wohl nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volk bekanntermaßen durch die Constitution untersagt.

Wilibald. Das ist es eben, was ich meine. Das Directorium, dem mit einer solchen Entschließung seines Souveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Aegide der Constitution, bei jedem Anschein, daß das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Souveränetät unterfangen möchte, so kräftige Maßregeln dagegen zu nehmen, daß es den heutigen Griechen zehnmal leichter seyn wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Souveränetät wieder los zu werden, wie überlästig sie ihnen auch immer seyn möchte.

Heribert. Das glaub' ich selbst.

Wilibald. Also viertens: in beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen; in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten; in der Französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Creaturen

hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch: Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muß z. B. so gut wie dieses, alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu bestreiten, ohne daß weder dem einen noch dem andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muß, so gut wie dieses, seine Söhne an die Schlachtbank führen lassen, sobald es den Wenigen beliebt, in deren Willkür es den Gebrauch seiner wichtigsten Oberherrlichkeitsrechte gestellt hat; es muß der Wohlthaten des Friedens so lange entbehren, als es das Interesse der herrschenden Faction ist, Krieg zu haben; und man sieht aus dem ganzen Benehmen dieser Faction, wie geflissentlich sie es darauf anlegt, den Janustempel, von dessen Schließung sie sich wenig Gutes zu versprechen scheint, ewig offen zu erhalten.

Heribert. Sehen Sie nicht, mit welchem Enthusiasmus sich die ganze Nation für die große Unternehmung gegen Carthago interessirt?

Wilibald. Die ganze Nation? Daran zweifle ich sehr. Wenn es aber auch wäre, so weiß man ja, wie gewaltig und unablässig sie seit einiger Zeit wieder elektrisirt und fanatisirt wird. Aber vergessen Sie nicht, daß keine Nation in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu mißbrauchen, leichter von einem Aeußersten zum andern hinzureißen ist, als die Ihrige. Schon lange ließ sie es deutlich genug merken, daß sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müßte, überschwänglich bezahlen würde. Freilich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem souveränen auch diese Aehnlichkeit statt, daß bei solchen Gelegenheiten beiden ungefähr die nämlichen Complimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesungen,

beide durch dieſelben Vorſpiegelungen zur Geduld und zur Anſtrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden: es iſt aber auch dießmal bloß von den Aehnlichkeiten die Rede.

Heribert läßt den Kopf ein wenig auf die Seite hängen, zählt ſeine Finger und nimmt Tabak.

Wilibald. Ich ſehe, daß ich zu lange auf einer ſo widerlich ſchnarrenden Saite verweile. Alſo nichts weiter als dieß Einzige: je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, deſto einleuchtender, däucht mir, muß es uns werden, daß nirgends ein rechtmäßiger Grund vorhanden iſt, warum ein republicaniſcher Chriſt dem Königthum, wie dem Teufel und allen ſeinen Werken und Weſen in ſeinem Taufbund, entſagen, oder ein atheiſtiſcher Republicaner ihm alle Augenblicke eine ſo häßliche Leidenſchaft, als unverſöhnlicher Haß iſt, zuſchwören ſoll. Es lebt ſich ganz leidlich in der Republik, wie in der Monarchie, vorausgeſetzt, daß beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Marc-Aurels mit der Klugheit Auguſts und der Tapferkeit und Mäßigung Trajans in ſich vereiniget; wenn in der Republik das Directorium und ſeine Miniſterialen, die geſetzgebenden Collegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerſtellen mit lauter Männern wie Ariſtides, Perikles, Epaminondas, Phocion, Timoleon, Paul-Aemil, Regulus, Cato u. ſ. w. beſetzt ſind: ſo werden gute und verſtändige Menſchen (die nicht mehr verlangen als was billig iſt) ſich unter beiderlei Regierungsformen wohl genug befinden, um keine Aenderung zu wünſchen.

Heribert. Eine beſcheidene Forderung, das geſteh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Philoſophen regiert haben will.

Wilibald. Kann ich weniger fordern? Damit eine

Republik, zumal eine ſo große wie die Ihrige, gedeihe, iſt Tugend, als herrſchendes Princip der Regenten ſowohl als der Regierten, eine unnachläſſige Bedingung: das iſt ſo erweislich als irgend ein Lehrſatz im Euklid. Die Monarchie kann ſich, zur Noth, mit weniger behelfen. Wenn der Fürſt nur kein Caligula oder Claudius, ſeine Miniſter keine Tigelline, ſeine Gemahlin keine Meſſalina oder Brünehild, ſeine Maitreſſe keine Theodora, ſeine Günſtlinge keine Pallaſſe und Narciſſen ſind, ſo können die Unterthanen immer zufrieden ſeyn, und alles mag, durch den bloßen Mechanism der gewöhnlichen Polizei, Juſtiz- und Finanz-Verwaltung, in einem einmal in ſich ſelbſt beſtehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

Heribert (gähnend). Was geben uns die Schauſpieler dieſen Abend?

Wilibald. Die Zauberflöte.

Heribert. Deſto beſſer. Ich geſtehe Ihnen, unſer Geſpräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts Geringeres als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünſtler wie Mozart, um mir wieder zu einer leidlichen Stimmung zu verhelfen. Laſſen Sie uns aufbrechen.

IV.

Was iſt zu thun?

Geron. So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick ſehen, da mein armes Vaterland — dieſes einſt ſo mächtige, ſo ehrwürdige Germanien, das im Stande ſeiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom ſelbſt nicht bezwungen werden konnte, ſich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Maſſe Thon behandeln, und nach ihrer Willkür, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgeſtalten laſſen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieß wäre alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert (ihm in die Rede fallend) — ſich nie endigen, oder nur mit Deutſchlands gänzlichem Umſturz endigen ſollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erſte iſt nicht mehr zu ändern. Was iſt alſo zu thun?

Geron. Wenn wir noch wären, was unſere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrigen Völker Europens, ſogar die auf ihre damaligen Vorzüge in Cultur und Aufklärung ſtolzen Italiener, noch mit Achtung von den Deutſchen ſprachen — ſo wäre dieſe Frage bald beantwortet. Wenn wir

noch Energie, noch alten Bruderſinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns ſelbſt, noch Vaterlandsliebe und Nationalgeiſt hätten —

Heribert. Vaterlandsliebe? Nationalgeiſt? — Lieber Geron! wozu dieſer Eifer? Und wenn Sie ihn ſogar in jedem einzelnen Deutſchen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmal ſo weit gekommen ſind, damit ausgerichtet? Soll die Deutſche Nation in Maſſe aufſtehen?

Geron (tief erſeufzend). Sie haben Recht! Ich vergaß, daß wir das nicht können — nicht dürfen, wenn wir's auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nation ſind; daß wir das ungeheure Bild ſind, das König Nebukadnezar einſt im Traume ſah — „deſſen Haupt war von feinem Gold, ſeine Bruſt und Arme von feinem Silber, ſein Bauch von Erz, ſeine Schenkel von Eiſen, ſeine Füße halb von Eiſen und halb von Thon.“

Heribert. Und Sie wundern ſich noch, daß dieſe Füße von dem gewaltigen Stein, der auf ſie herabfiel, zerſchmettert wurden?

Geron. Da Sie ſich doch dieſes Umſtandes ſo gut erinnern, ſo wiſſen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eiſen, Thon, Erz, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte ſie, daß man ſie nirgends mehr finden konnte.“

Heribert. Und Sie, mein Freund, erinnern ſich auch noch, daß „der Stein, der das Bild ſchlug, zu einem großen Berge ward, und die ganze Welt erfüllte?“

Geron. Ich bitte Sie, laſſen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir ſchaudert vor allen dieſen Aehnlichkeiten! O der Berg! der Berg! der dreimal verwünſchte Berg! — Es iſt ſchon, lieber Heribert,

den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, deſſen majeſtätiſcher Bau, ſelbſt in ſeinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das ſowohl durch ſeine geographiſche Lage, Größe, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, als durch das, was ſeine Bewohner ſchon ſind, und unter günſtigen Umſtänden noch werden könnten, zur Grundfeſte des policirten und aufgeklärten Europa beſtimmmt iſt, daß ein ſolches Reich dem Neufränkiſchen Koloß, der ſich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgeſtell dienen ſoll! Es iſt ſchwer, den Gedanken zu ertragen, daß drei oder vier Franzöſiſche Advocaten das Schickſal von vierzig bis funfzig Millionen Menſchen entſcheiden, und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns ſelbſt hätten helfen können, verſchlummert haben, ſich nun ermächtiget finden ſollen, uns in unſrer gewohnten Lebensordnung zu ſtören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eiſernes Bette zu legen, um ſo lange an uns zu ſtümmeln und zu recken, bis wir ſo kurz oder lang ſind als ſie uns haben wollen.

Heribert. Hoffentlich iſt es ſo arg nicht, wie Sie ſich's in dieſem düſtern Augenblick vorſtellen. Geſetzt aber, es wäre, wie iſt zu helfen?

Geron. Daß dieß noch die Frage iſt, das iſt es eben, was mich und alle biedern Deutſchen ſo mißmüthig macht.

Heribert. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutſchen ſeyd nun einmal, im ſtrengen Sinn des Worts, keine Nation, ſondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größern, kleinern, noch kleinern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das geſtehen Sie ſelbſt, und dagegen hilft kein Nationalſtolz, keine Selbſttäuſchung. Daß dieſes Aggregat ſich nun auf einmal einbilden ſoll eine Nation zu ſeyn; daß es mit geſammter Kraft, wie Ein Mann, aufſtehen,

und Vermögen, Leib und Leben aufopfern ſoll, um die Dauer einer unhaltbar gewordenen Verfaſſung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römiſchkatholiſchen Ritterſchaft aufrecht zu erhalten — wer kann das erwarten? Was geht alle dieſe Menſchen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tyroler, der Halberſtädter, der Mellenburger, der Würtemberger u. ſ. w. unglücklicher ſeyn, wenn den Abkömmlingen der Altdeutſchen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürſten zu werden?

Geron. Wenn dieſe Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bei dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unſerm Volke, wie jedem andern in der Welt, eben nicht ſehr viel daran gelegen iſt, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem iſt an der Integrität des Reichs, inſofern ſie dermalen in Gefahr iſt, mehr gelegen, als eben dieſer ſo zahlreichen Claſſe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutſchen Reichs ſind, und, wenn ſie für Einen Mann ſtänden, und der Heldengeiſt ihrer Vorfahren noch in ihrem Buſen loderte, ſo viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert (leiſe vor ſich). Da müßten ſie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Geron (ohne darauf zu achten, fortfahrend). Glauben Sie, daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereigniſſen unſrer Tage ſo gelaſſen und unthätig zugeſehen hätte?

Heribert. Ich bitte Sie, lieber Geron, ſehen Sie ſelbſt die Dinge mit etwas mehr Gelaſſenheit an, und reden Sie

nicht, als ob Sie im ſechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener altdeutſchen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; ſie ſind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn ſie einer alles mit ſich fortreißenden Gewalt weichen müſſen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten ſelbſt, wenn ſie in dieſem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigen Heldenköpfe ſchütteln, und — in ihre Gräber zurückſinken?

Geron. Leider iſt es, wie Sie ſagen. Und ſo wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was iſt zu thun?

Heribert. Sehen Sie ſich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie ſich wie Sie wollen und können, ſtrengen Sie alle Nerven und Sehnen Ihrer Erfindungskraft und Ueberlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Reſultat herausbringen, als die goldne Maxime, die ſo lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht, „der Nothwendigkeit nachgeben.“

Geron. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau ſagen wollen?

Heribert. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, Gothiſche Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schießſcharten, ſteilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirſchgeweihen und geharniſchter Ahnen, Rüſtkammern, Gewölben, Kellern, Waſſergräben und Zugbrücken, geerbt, und dieſe edle Familie hätte ſich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, ſeit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen die inzwiſchen in der Welt vorgegangen, in und mit dieſer unbequemen, finſtern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen ſo gut

ſie gekonnt und gewußt; hier und da wäre wohl auch eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geſchmack umgeſtaltet und verziert, oder eine dunkle Winterſtube mit etwas mehr Licht verſehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemalt, Kreuzgänge und Vorſäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und Degagements verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit ſo viel in dem alten Weſen verändert und moderniſirt worden, daß das Ganze zuletzt das Anſehen eines ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Mittelding von einem Altgothiſchen Ritter- und Zauberſchloß, und einem, in verſchiedenen Epochen nach verſchiedenen Planen, ſtückweiſe zuſammengeflickten Italieniſch-Franzöſiſchen Palaſt, gewonnen hätte; alle dieſe Veränderungen aber hätten der Feſtigkeit und dem Zuſammenhang dieſes weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, ſo daß es ſich hier und da ſtark geſenkt, fürchterliche Riſſe bekommen, mit Einem Wort, ſo baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern ſelbſt (von ihren Dienern und Knechten nichts zu ſagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht ſonderlich wohl darin zu Muth geweſen wäre. — Sie hätten zwar ihr Möglichſtes gethan dem Uebel zu ſteuern, hätten hier und da friſche Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Riſſe ausgeſtopft und zugemauert, im Uebrigen die Sache Gott befohlen, ſich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun ſeyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenſchaft überlaſſen; es wäre aber freilich weder mit jener Flickerei, noch mit dieſer Reſignation, der Sache geholfen geweſen. Inzwiſchen wäre in einem benachbarten Land ein ſchreckliches Erdbeben ausgebrochen, deſſen Bewegungen ſich weit umher verbreitet, und auch die beſagte alte Gothenburg ſo kräftig erſchüttert hätten, daß einige

Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt, und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

Geron. O ja, bei Theut und Wodan! ein feiner Baumeister!

Heribert. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als Eine Probe, daß es kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

Geron. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

Heribert. Nun, nun! der Vorschlag ließe sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

Geron. Freund Heribert, Ihr Gleichniß ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnsinniger läugnen könnte: es steht um das bewußte Gebäude freilich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Theile; — überdieß wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir, und sogar unsre Nachkommen, nach Gottes Willen uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammengefallen wäre.

Heribert (laut auflachend). Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit

nicht gönnen will, ſich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine ſo tröſtliche Ausſicht gibt. Ich muß geſtehen, Sie haben ſich über großes Unrecht zu beklagen.

Geron. Aber was geht unſre Burg eure Baumeiſter an? Wir können und werden uns ſchon ſelber helfen, wenn wir's nöthig finden.

Heribert. Sey'n Sie ſo billig zu bedenken, daß der fremde Baumeiſter einer Ihrer nächſten Nachbarn iſt, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgültig ſey, in was für Umſtänden ein Gebäude ſich befindet, deſſen Einſturz ſeine eigne Wohnung beſchädigen könnte. Aber laſſen wir alle dieſe Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu ſpät. Das Erdbeben hat nun einmal ſeine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch Beſchädigten geſorgt werden; die Frage iſt nur, wie und woher?

Geron. Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

Heribert. Die ganze Familie iſt natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müſſe, iſt augenſcheinlich. Darin ſtimmen alle überein. Aber was? Da ſitzt der Knoten, ein ſehr verwickelter, den entweder weiſe Klugheit auflöſen muß, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

Geron. Zum letztern ſoll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdiſchen Mächte ſich verſchworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber laſſen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange geſpielt haben, und die, wie paſſend ſie auch in einigen Punkten iſt, doch in andern uns nur zu Trugſchlüſſen verführen würde. So iſt es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unſrer alten Gothiſchen Burg einſtürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufheben, und die Thatſachen, wovon

die Rede iſt, an ſich ſelbſt erwägen, ſo iſt klar, daß es nur auf den freien Willen des Franzöſiſchen Directoriums ankäme, gemäßigter in ſeinen Forderungen zu ſeyn, und von einer ſo offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem Franzöſiſchen Gebiet iſt, abzuſtehen: ſo wie es unſrerſeits nur Mangel an Energie, Nationalſtolz, Patriotism und Gemeingeiſt iſt, wenn wir uns jemals bequemen, durch eine ſo demüthigende Nachgiebigkeit unſre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung ſeyn; denn ich glaube, auch der tapferſte und biederſte Mann könnte ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Uebel wäre. Auf die Frage: „ob die Franzöſiſche Republik ſo unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer, zur Entſchädigung fürs Vergangene und Sicherſtellung für die Zukunft, zurück zu behalten," wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, nicht einlaſſen. Sie gehört ungefähr unter eben dieſelbe Rubrik, wie die Frage: mit welchem Recht die Republiken Polen und Venedig ihrer politiſchen Exiſtenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umſtänden, nie daran gedacht hätten, ſich ein Recht an die Beherrſchung dieſer Staaten zuzueignen. Aber, wie geſagt, wir wollen jetzt, mit Beſeitigung der Rechtsfrage, bloß als Thatſache zum Grunde legen, daß die Franzöſiſche Republik das linke Rheinufer nun einmal im Beſitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Geron. Die erſte Frage wäre alſo: ob dem Deutſchen Reiche zugemuthet werden könne, einem ſo wichtigen integranten Theil ſeines Staatskörpers gutwillig zu entſagen?

Heribert. Laſſen Sie uns die Frage lieber ſo ſtellen:

wäre es wohlgethan, wenn das Deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmal stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

Geron (macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen und schweigt mit halb offnem Munde).

Heribert. Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmal stehen." Ich bitte Sie also, versetzen Sie sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wieder kommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des 16ten und 17ten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen und sagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges rathen?

Geron (die Achseln zuckend). Da dieß nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu seyn scheint, und ein hinlänglicher Beistand einer großen, aber zu weit entfernten Nordischen Macht weder gewiß, noch, aus sehr wesentlichen Rücksichten, von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freilich wenig Hoffnung übrig —

Heribert. Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach, sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich (um nicht gewiß zu sagen), daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges seyn würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hunderttausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportiren, und (was ich

nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdieß ein Arcanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

Geron. Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

Heribert. Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drei Jahre über eine Hälfte dieses Reiches gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem größten Theile des Deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?

Geron. An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

Heribert. Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon seyn, was das bisherige Deutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Ueber alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen conventionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das [illegible], Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein [illegible] retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das [illegible] Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — [illegible] stens aufopfern?

Geron. Sie setzen aber auch immer d[illegible] auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück

es kann ſich wenden, und endlich einmal auch wohl die gerechte Sache begünſtigen.

Heribert. Victrix causa Diis placuit. Verlaſſen Sie ſich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber geſetzt auch, was doch ſo ganz und gar nicht wahrſcheinlich iſt, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerſtörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit cannibaliſcher Wuth und Grauſamkeit geführt würde, der dem Deutſchen Reiche das Leben von Myriaden ſeiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und beſſern Geſchäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer koſten, eure Fürſten und Herren ihrer Länder und Beſitzungen berauben, eure Städte verwüſten, eure Dörfer und Landſchaften in Brand ſtecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den ſchändlichſten Mißhandlungen, und einem Elend, wovon die bloße Vorſtellung unerträglich iſt, preisgeben würde — geſetzt auch, die Wiedereroberung des verwüſteten Bodens der ehemals ſo blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieſes Krieges: könnten Sie, als ein redlicher Deutſcher Patriot und als ein Menſch — zum Kriege rathen?

Gerson (ſeufzt, hält die Hand vor die Stirn und ſchweigt).

Heribert. Ich ſehe, daß ich Sie ängſtige. Laſſen Sie uns die Augen von dieſer Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte ſehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geſchehen iſt, ſollte den Deutſchen billig zur Warnung dienen. Der Geiſt der Freiheit und Gleichheit, den unſre Revolution über alles Fleiſch ausgegoſſen zu haben ſcheint, und der bereits ſogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutſchland eine weit größere

Anzahl von Köpfen, als man ſich vielleicht vorſtellt, ſchwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unſer Directorium weiß es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortſetzung des Kriegs käme, ſeine Maßregeln darnach nehmen. Sie ſehen, wie ſchnell und leicht es die Demokratiſirung des ganzen ariſtokratiſchen Theils von Helvetien bewerkſtelligt hat; eine Revolution, von der, nur noch vor drei Monaten, keine einzige Schweizerſeele ſich träumen ließ, weder daß ſie ſo nahe ſey, noch daß ſie ſo leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unſre Gewalthaber dieſe Erfahrung nicht angeſtellt haben, ohne bei Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umſtand nicht zu überſehen, daß das Helvetiſche Landvolk größtentheils keine, oder verhältnißmäßig nur ſehr unbedeutende Beſchwerden über ſeine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dieß möchte in Deutſchland nicht allenthalben der Fall ſeyn. — Dem Verſtändigen iſt ein Wink genug; und Sie können ſich nun alles Weitere ſelbſt ſagen.

Geron. Ich geſtehe, dieß verdient von unſern Obern, und vornehmlich von unſrer edeln Ritterſchaft, deren Intereſſe jetzt hauptſächlich auf dem Spiele ſteht, wohl beherziget zu werden. In der That iſt die Geſchichte der Berner Revolution, mit allen ihren kleinſten Umſtänden, in Abſicht der praktiſchen Folgerungen, die ſich dem Staatsmann, der ſeine Kunſt auf Menſchenkenntniß baut, darbietet, von der höchſten Wichtigkeit; und wenn ſie auch ſonſt nichts lehrte, als wie wenig man ſich ſogar auf ein treugeſinntes Volk, und wie gar wenig auf ſich ſelbſt verlaſſen darf, ſo wäre ſie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen iſt.

Heribert. Setzen Sie auch den Fall, das Deutſche

Bürger- und Landvolk ſey mit ſeiner dermaligen Verfaſſung und Regierung noch ſo wohl zufrieden —

Geron. Das können wir auch, glaube ich, von einem anſehnlichen Theile der Deutſchen Provinzen ſicher vorausſetzen.

Heribert. Ich will ſogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 ſo übel von uns gemißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzoſen kochen muß, mit in den Anſchlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung, bei Vorſtellung alles Jammers, den die Fortſetzung des Krieges von Feinden und ſogenannten Freunden über ſie bringen würde, hinlänglich ſeyn müßte, im Fall die Unſrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand, und mit Freiheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Gränzen rückten, eben dieſelbe Wirkung auf dieſe Menſchen zu thun, die in Helvetien der bloße Gedanke, „es noch beſſer zu haben," hervorgebracht hat. — Die Folgen einer ſolchen Revolution — es ſey nun, daß ſie gelänge, oder daß ſie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwiſchen den größern Mächten und unſrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthenden Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutſchlands vermehrte, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt zu erwägen, oder vielmehr ſich darin zu verlieren; denn ſie ſind unermeßlich.

Geron. Ich geſtehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerſtandsplan, und ſogar aus meinen eifrigſten Wünſchen herausgeſchreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratiſirt zu werden ausſetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem ſeinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

Heribert. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie

mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Maßregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweiten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die Französische Republik verlieren, entschädiget werden sollen?

Geron. Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republicaner wäre, so würde ich sagen: müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die Neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmal zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert. Vermuthlich, weil unsre Machthaber es, vor der Hand, ihren Absichten gemäß finden, einige große Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch, seit einiger Zeit, gar schlaue und weit sehende Politiker geworden.

Geron. So scheint es. Aber da ich kein Republicaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl große Lust darauf zu bestehen, daß Ihre Bürger-Directoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputirten gegeben haben soll: „so ist der Wille des Directoriums.“

Geron. Geſtehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine ſo arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert. Das wäre nur deſto ſchlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Directorium will nun einmal was es will, und hat, wie man ſagt, nicht nur die Entſchädigung der ſpoliirten Fürſten, ſondern ſogar ſeine Antwort auf die Frage woher? zu einer abſoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Geron. Bei Gott, das iſt hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt alſo nichts übrig, als zu allem, was dieſe Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Heribert. Das möchte dermalen wohl der beſte Rath ſeyn. Aber gedulden Sie ſich! Vermuthlich wird es nicht immer ſo bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß ſie dann die Macht, die in ihren Händen ſeyn wird, beſcheidener gebrauchen als wir!

Geron. Es ſind ſchon anderthalb Jahre, daß ich von Säculariſation unſrer geiſtlichen Fürſtenthümer und Reichs-Gotteshäuſer, und von Vertheilung der Reichsſtädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürſten als von einer beſchloſſenen Sache hörte. Aber damals hing die Ausführung noch von dem ungewiſſen Ausgang des Krieges ab; und ſo wie dieſer beinahe täglich einen andern Anſchein gewann, ſo ſanken und ſtiegen wechſelsweiſe die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entſcheidung gekommen iſt, ſcheint das Uebergewicht der erſten ſo groß zu ſeyn, daß in der andern beinahe nichts übrig bleibt, als die federleichte Hoffnung, die Großmuth eurer Allgewaltigen zu rühren.

Heribert. Das erinnert mich an die Mutter, die den

Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmal für Nationalgüter erklärt werden sollen, und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Namen geltend machen könnten, aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Geron. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; zumal, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern oder vergrößern zu lassen.

Heribert. Wenn es jetzt das erstemal wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im Westphälischen Frieden schon vorgekommen ist, und Kaiser und Reich sich damals ermächtigt hielten, zwei ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfniß des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten: so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein

so verzweifeltes Hülfsmittel könne nur durch einen dreißigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Geron. In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Fall keine andre Wahl, als zwischen Siegen und Sterben, gelten lassen wollte.

Heribert. Um Vergebung, Geron! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II oder der berüchtigte Bischof von Münster Christoph v. Galen, in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem strengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweikampfs, wobei der infulirte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, stattgefunden haben.

Geron. Ich bin versichert, wenn das Französische Directorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun, und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt, und zu dem großen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt, als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert. Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beispiele vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratisirung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegensieht,

die dem heiligſten und demüthigſten aller ſeiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wiſſen, lieber Geron, wiewohl mich mein Schickſal zu einem Bürger der Fränkiſchen Republik gemacht hat, ſo bin ich doch keiner von denen, die das Malzeichen des apokalyptiſchen Thiers an der Stirne tragen: ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichriſt; und ich geſtehe Ihnen, daß ich es unſern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß ſie dem ehrwürdigen Greis, den ſelbſt ein Mahomedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-Lama, aus ſo vielfacher Rückſicht, oder doch wenigſtens ſeines hohen Alters wegen, mit ſchonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage ſeines Lebens ſo unbarmherzig zu verbittern fähig ſind.

Geron. Was ſollten Menſchen von ihren Geſinnungen und Grundſätzen nicht fähig ſeyn? Seit dem 18. Fructidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich ſag' es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abſcheulichkeit von den letzten Generationen dieſes ſo düſter und ſchauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erſchlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen zuſammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armſeligen Wahnbegriffe, die ſich, beſonders in dieſen letzten zehn Jahren, ſo vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollſtändig und unheilbar machen; ein gefühlloſer Egoism, der alles nur auf ſein individuelles Selbſt bezieht, andre Menſchen nur als Mittel und Werkzeuge ſeiner eignen Zwecke behandelt, und, beim Anblick der unglücklichen Opfer ſeiner ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften und Plane, das ſchwache, ſich noch entgegenſträubende Menſchheitsgefühl durch willkürliche Begriffe und ſophiſtiſche Ver-

nünfteleien zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles deſſen, was den Menſchen, wenn ſie nicht von Stufe zu Stufe bis zur haſſenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftiſchen Yahoos herabſinken ſollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenſchaften und der wüthende, ſich alles erlaubende Haß, die kalte Mordluſt und die barbariſche Zerſtörungswuth, womit die cultivirteſten Nationen in Europa einander den Untergang geſchworen haben und mit blind raſender Selbſtaufopferung zubereiten: alle dieſe charakteriſtiſchen Zeichen unſrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben ſie dem, der einſt beſſere Zeiten ſah, und nun, beinahe mit völliger Gewißheit, daß ſeine Enkel noch ſchlimmere ſehen werden, aus der Welt geht!

Heribert. Beruhigen Sie ſich, lieber Geron! alle dieſe Uebel, an welchen unſer ſeinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zuſammenſtellung Ihre unvermerkt überſpannte Einbildungskraft ein ſo melancholiſches Bild unſerer Zeit entworfen hat, ſind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zuſtandes der Menſchheit in der wichtigen Epoche, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu geſtimmt wären, ſo würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter ſeyn, als ein ſehr ſchönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen ſeinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und deſſen Anblick nicht fehlen könnte, die düſtern Ahnungen einer noch ſchlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohlgegründeten Hoffnungen und heitern Ausſichten auf einen ſchönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß iſt die Kriſis, worin Europa ſich in dieſem Augenblick mit ſo gräßlichen Zuckungen

hin und her wirft, eine der heftigſten, die ſich jemals ereignet haben. Ich betrachte ſie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwiſchen dem guten und böſen Genius der Menſchheit, in welchen wir alle verflochten ſind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menſchen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein ſolcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft erſchüttert, hier und da gräuliche Verwüſtungen anrichtet, alte morſche Thronen und nicht länger haltbare Verfaſſungen umſtürzt; daß die aus ihrem Schlaf geſchreckten, betäubten, alles für ihre Exiſtenz fürchtenden Menſchen die Beſonnenheit verlieren, und, indem jeder nur ſich ſelbſt retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und ſinnlos gegen einander anrennen, und ſich ſelbſt mit andern ins Verderben ſtürzen; daß in einem ſolchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch auf ſchwachen Stützen ſtand; daß unter ſo vielen übereinander ſtürzenden Ruinen unvermeidlicherweiſe Schuldige und Unſchuldige begraben wurden, und, dem Anſchein nach, Gutes und Böſes, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird; — alles das ſind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer ſo heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erſchütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in ſich ſelbſt Beſtehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böſe ſich ſelbſt zerſtört, wird das Gute ſich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menſchheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beſte wirklich am Herzen liegt, kräftig unterſtützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht ſelbſt verlaſſen, ſondern uns feſt an einander ſchließen, und mit gutem Willen und ruhiger Beſonnenheit uns um alle noch ſtehenden

Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Namens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Geron. Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sey diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage, oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republicaner, ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut ist, befördern helfen. Dieß ist es, was wir zu thun haben: für alles Uebrige wird der Himmel sorgen.

V.

Entſcheidung des Rechtshandels zwiſchen Demokratie und Monarchie.

Gismund. Sie ſind, wie ich höre, ein ganz entſchiedner Royaliſt?

Ottobert. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrſamen Verfaſſung unbeſchadet.

Gismund. Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht begreife, wie man, in unſern Tagen, wenigſtens den Geſinnungen und Wünſchen nach, etwas andres als Republicaner ſeyn kann.

Ottobert. Und mir fällt es eben ſo ſchwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er ſich auch im Jahre 1791 oder 92 von dieſen trügeriſchen Sirenen, Freiheit und Gleichheit, hätte locken laſſen, in unſern gegenwärtigen Tagen noch im Ernſt von ihnen eingenommen ſeyn könnte.

Gismund. Iſt's möglich, daß Freiheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottobert. Keinen ſo hohen als Sicherheit und Ordnung.

Gismund. Ob wir einander auch wohl recht verſtehen?

Ottobert. Ich zweifle ſelbſt.

Gismund. Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach iſt die monarchiſche Verfaſſung die beſte?

Ottobert. Für den weſentlichſten Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

Gismund. — iſt die demokratiſche die beſte unter allen, wenn anders Freiheit und Gleichheit zum Glücke der Menſchen weſentlich ſind.

Ottobert. Wenn nun gerade jetzt, da wir von dieſen Dingen ſprechen, jemand käme, der ſich anheiſchig machen wollte, Ihnen zu beweiſen, oder (was noch ärger iſt) Sie zu überweiſen, daß die demokratiſche Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft in geradem Widerſpruch ſteht; daß ſie ferner, weit entfernt, die einzige zu ſeyn, worin ein Volk von einiger Größe und Cultur zum Genuß der Freiheit und Gleichheit, der Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige iſt, worin die wenigſte Freiheit und Gleichheit ſtattfindet; daß ſie alſo, anſtatt die vollkommenſte Staatsverfaſſung zu ſeyn, die ſchlechteſte und verwerflichſte von allen, und die Idee eines großen demokratiſchen Reichs, als Reſultat einer politiſchen Theorie betrachtet, eines der hohlſten Hirngeſpenſter iſt, die der Mißbrauch der Vernunft jemals ausgedacht hat: — was würden Sie dazu ſagen?

Gismund. — Ich? Ich würde ſagen, daß er — mich eben ſo leicht überzeugen könnte, daß der Schnee ſchwarz, die Sonne ein Ziegelofen, und der Mond eine papierne Laterne ſey.

Ottobert. Nehmen Sie ſich in Acht! Er könnte Sie

beim Worte nehmen. Er iſt Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der ſich deſſen, wenn Sie wollen, unterfangen wird — bin ich ſelbſt.

Gismund. Sie? — Nun gut! — So bin ich es jetzt, der Sie beim Worte nimmt! — Und was ſoll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

Ottobert. Sie werden mir erlauben vorauszuſetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

> Den alle Nieſewurz von drei Anticyren
> Nicht heilen könnte —

noch ein Familiare des großen Triumvirats ſind, deſſen ſich täglich mehr enthüllender Plan nichts Geringeres zu ſeyn ſcheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichſt kürzeſter Zeit, den ganzen Erdboden zu demokratiſiren. Wären Sie das erſte, ſo würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das andere, ſo könnten Sie in Ihrer innerſten Seele überzeugt ſeyn, daß ich Recht habe, und würden ſich dennoch keinen Augenblick bedenken, ſo zu reden und zu handeln als ob ich Unrecht hätte. Aber, dieſe beiden hier nicht zu beſorgenden Fälle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweiſe, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

Gismund. Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

Ottobert. Zu werden? Das iſt viel begehrt! Wenn Sie noch ſagten, „es zu ſcheinen," es wäre noch immer hart genug. — Aber, wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel vom Schickſal des Ugolino retten könnte, als durch eine ſolche Heuchelei, ſo müßt' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn ſo weit hab' ich es in der Tugend

nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Gismund. Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryphäen der großen Nation, auf dem Gipfel, von dessen Spitze herab sie der Welt Gesetze geben, zu großmüthig seyn, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportation nach Cayenne davon.

Ottobert. Wenn Sie, etwa in der Meinung meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthelemy und Pichegru in Eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Großmuth wirklich noch eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

Gismund. Das Beste ist, daß ich weder ein Neufränkischer, noch Batavischer, noch Cisalpinischer, noch Helvetischer Republicaner bin, und also nichts weiter dabei wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiß keiner der unbedeutenden wäre.

Ottobert. Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es sich nicht unter Männern wie wir von selbst verstände, ist, daß wir uns beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren, und einander mit luftigen Abstractionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von jeher bei allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Wege entgegenkommt.

Gismund. Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über dieſe Präliminarien einverſtanden ſind.

Ottobert. Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuſeeland kennen, die wir den Entdeckungsreiſen des berühmten Capitän Cook zu danken haben?

Gismund. Ich kenne ſie aus der Hawkesworthiſchen Sammlung und Forſters Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt.

Ottobert. Sie wiſſen alſo, daß die Einwohner dieſer großen Südſeeinſel ſich noch auf einer ſo niedern Stufe der Cultur befinden, daß wir ihren Zuſtand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturzuſtand des Menſchen annehmen können. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß in eine bürgerliche Geſellſchaft zuſammen zu treten noch ſo wenig fühlen, daß ſie nicht einmal einen Begriff von ihr zu haben ſcheinen.

Gismund. Ich ahne den Gebrauch, den Sie von dieſen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordweſtlichen und ſüdlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenſchen finden, die uns eben dieſelben Dienſte thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bei den Neuſeeländern bleiben.

Ottobert. Ich wählte ſie bloß darum zu Repräſentanten des rohen Naturſtandes, weil mich dünkt, daß ſie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfaſſung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt ſind) der eigentliche wahre Naturſtand des Menſchen iſt.

Gismund. Unſtreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

Ottobert. Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmal einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Sismund. Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Namen eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Constitution zu entwerfen, um sich dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäßigen Souverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottobert. Wozu wäre denn eine solche Constitution nöthig?

Sismund. Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agricultur und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze stattfinden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wohl eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richterliche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Collisionen, Anmaßungen und Eingriffe geschützt, und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Gränzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt seyn.

Ottobert. Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

Sismund. Warum nehmen Sie aber auch eine noch

ſo rohe und von der vollkommenſten Art der Civiliſirung noch ſo weit entfernte Nation dazu?

Ottobert. Der bloßen Bequemlichkeit wegen.

Sismund. Wie viele Stufen der Cultur hat ſie noch erſt zu erſteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth iſt, ihr eine ſo künſtlich organiſirte Verfaſſung zu geben!

Ottobert. Eine ſo künſtliche Verfaſſung? Ich dächte, Ihren Grundſätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäßere, als die, worin das Volk der Souverän, und Freiheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zuſtandes deſſelben iſt?

Sismund. Das iſt ſie auch bei einem noch kleinen, armen, unwiſſenden, auf die bloßen unentbehrlichen Bedürfniſſe des thieriſchen Lebens eingeſchränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Cultur bereits einige Fortſchritte gethan und Raum ſich auszubreiten hat, wird lange innerhalb ſo enger Gränzen ſtehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer großen Menge anwachſen, durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß ſich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zuſtand übergehen, wo ihm eine künſtlicher organiſirte Conſtitution nöthig iſt.

Ottobert. Das iſt keine Frage! Der Fehler lag alſo, mit Ihrer Erlaubniß, darin, daß Sie unſre rohen Neuſeeländer, die weder ſchreiben noch leſen, noch räſonniren können, zuſammen treten ließen, um ſich eine Conſtitution zu geben. Denn ich ſetze tauſend gegen eins, daß ſie das nicht thun würden. Sie kämen zuſammen, wählten den ſtattlichſten und tapferſten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Capitulation mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die erfahrenſten und verſtändigſten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk

behielte ſich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entſcheidende Stimme zu haben. Das ginge ſo eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Verſuchungen noch an Mitteln, ihre willkürliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich ſo arg machten, daß das Volk ſich empörte, das Königthum abſchaffte, und, weil es nun einmal gewohnt wäre, von Leuten aus gewiſſen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, dieſen die Führung der öffentlichen Geſchäfte überließe. Die neue Ariſtokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie ſie gehen könnte, bis ſie ſich aus ähnlicher Veranlaſſung wie oben, je nachdem die Umſtände es mit ſich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuariſche Art als mit kaltblütiger Beſonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Ariſtokratie vermiſchte Demokratie, bald in uſurpirte oder aufgetragene Herrſchaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte, und, wenn auch dieſe zuletzt, aus welcher Urſache und Veranlaſſung es ſey, zuſammenſtürzte, ſich wieder in die Anarchie der urſprünglichen Freiheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle dieſe Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir alſo unſere Neuſeeländer auf einmal überſpringen laſſen, und ſie, in dem eben beſagten Zuſtande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Cultur nehmen, welche, wie Sie ſagten, zu einer künſtlich organiſirten repräſentativen Demokratie vorausgeſetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Urſache, warum eine ſolche Organiſation unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neuer Verhältniſſe. Worin könnten dieſe unter freien und gleichen Menſchen beſtehen?

Gismund. Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfaſſung, eine natürliche Folge der

fortſchreitenden Cultur und vieler zufälliger Urſachen iſt, muß endlich Verhältniſſe und Mißverhältniſſe hervorbringen, die denjenigen, für welche ſie drückend ſind, deſto unleidlicher vorkommen müſſen, je häufiger ſie in einer populären Verfaſſung daran erinnert werden, daß Freiheit und Gleichheit unverlierbare Menſchenrechte ſind. Aber ſo iſt nun einmal die Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge. In einem policirten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinſte Theil des Volks ſich in einem großen Wohlſtande befinden, und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluß und Anſehen gelangen. Aber die Geſetze der Demokratie leiſten doch allen übrigen die Gewähr für ſo viel Gleichheit und Freiheit, als vermöge der menſchlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar iſt.

Ottobert. Freilich, die Natur! die Natur! die böſe menſchliche Natur, und ihre widerſpänſtigen Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Unarten und Laſter werden den guten Geſetzen, wiewohl ſie (wie Sophokles ſagt) des Himmels leibliche Töchter ſind, immer große Schwierigkeiten und Hinderniſſe entgegen ſetzen! Und die bloß moraliſchen Mittel, dem Uebel abzuhelfen oder wenigſtens Einhalt zu thun, wollen leider immer nicht zureichen! — Aber, da hier gerade der Knoten ſitzt, ſo werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der beſagten Gewährleiſtung der Geſetze für eine Bewandtniß hat. Das Volk iſt doch der wahre und einzige Souverän im Staate, nicht ſo?

Sismund. Allerdings.

Ottobert. Und gibt ſich ſelbſt Geſetze?

Sismund. Durch ſeine Repräſentanten.

Ottobert. Und wählt ſeine Repräſentanten ſelbſt?

Gismund. Es ernennet wenigſtens die Wähler derſelben aus ſeinem Mittel.

Ottobert. Und die Repräſentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gismund. Wenigſtens die allgemeinen, kein Geſetz zu geben, das nicht dem höchſten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäß ſey.

Ottobert. Und ſind für die Art und Weiſe, wie ſie ein ſo wichtiges Amt geführt haben, ihrem Souverän, dem Volke, verantwortlich?

Gismund. Eigentlich nicht. Wie ſollte das möglich ſeyn? Bedenken Sie ſelbſt, wer würde mit der Laſt einer ſolchen Verantwortlichkeit Geſetzgeber ſeyn wollen?

Ottobert. Alſo, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk gibt ſich, theils mittelbar theils unmittelbar, ſeine Geſetze und alle ſeine obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt, und darin beſteht die Gewähr für ſeine Rechte?

Gismund. Wie meinen Sie das?

Ottobert. Das Volk hat keinen Gewährsmann ſeiner Souveränetät, Freiheit und Gleichheit, als das Geſetz und die Geber, Handhaber und Vollzieher desſelben. Oder kennen Sie noch einen andern?

Gismund (nachdenkend und etwas verlegen). Ich weiß keinen.

Ottobert. Es müßte nur die heilige Inſurrection ſeyn: ein Vorrecht, deſſen Ausübung ſo ſchwer zu beſtimmen und von ſo mißbeliebigen Folgen iſt, daß die Bürger, in deren Händen die höchſte vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn ſie alles in der Welt verſuchten, um ihrem launiſchen Souverän den Gebrauch eines ſo gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

Gismund. Wenn Directoren, Geſetzgeber und Richter

ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es deſſen nicht, und die Geſetze ſind hinlänglich, jedem ſein Recht zu verſchaffen.

Ottobert. Sie wiſſen aber, lieber Gismund, wie es leider mit der menſchlichen Natur beſchaffen iſt, und in welchem ewigen Kriege das Privatintereſſe, der Durſt nach Gewalt und Gold, der Ehrgeiz, der Neid, die Rachſucht, die Eitelkeit, Trägheit und Wolluſt, kurz, alle Leidenſchaften und Unarten des menſchlichen Herzens mit unſern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unſre Geſetzmacher, Directoren, Miniſter, Commiſſäre, Departements- und Municipalitätsverwalter und Magiſtratsperſonen aller Gattung, den großen Fehler, daß ſie Menſchen ſind. Sie werden alſo ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gismund. Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottobert. Nicht dafür, ſondern daß ſie alle dieſe Menſchen ſo behandelt, als ob ſie mehr als Menſchen wären; daß ſie ein Vertrauen in ſie ſetzt, deſſen nur die wenigſten würdig ſind; eine Macht in ihre Hände legt, deren ſie ſich, ſo oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Geſetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabſichten und Leidenſchaften, ſo willkürlich als möglich bedienen werden.

Gismund. Gibt es denn unter ſo vielen nicht auch weiſe und tugendhafte Männer? und wo könnten wir ſie zu finden hoffen, wenn ſie nicht in einer frei und gleich conſtituirten Republik zu finden wären?

Ottobert. Nur machen ſie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und eure große Demokratie braucht eine ſo ungeheure Menge Staatsdiener! — Geſetzt aber, es wären der verſtändigen, tauglichen und guten Menſchen gerade ſo viel, als zu Beſetzung aller, oder doch der wichtigern

Staatsbedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler ſich's auch immer Ernſt ſeyn laſſen ſie zu ſuchen? Werden ſie auch das beſcheidene wahre Verdienſt vom Scheinverdienſt, das oft weit beſſer in die Augen fällt, und den rechtſchaffnen Mann, der ſich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verſchmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anſtand zu ſpielen gelernt hat, immer zu unterſcheiden wiſſen? — Haben Sie wohl, lieber Gismund, jemals genauer erwogen, was es auf ſich hat, dem Volk die Wahl ſeiner Geſetzgeber und Regenten zu überlaſſen? Der weiſe Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weiſen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und ſittlichen Eigenſchaften andrer Menſchen, zumal ſolcher, die durch Glücksumſtände, Erziehung und andere Verhältniſſe zu einer ihm fremden Claſſe gehören, richtig ſollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßſtab haben, den es weder hat noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenſchaften, perſönlichem Intereſſe und fremdem Einfluß frei ſeyn. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nationalſchatz und die Armeen ſchalten, und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichſten Bedienungen nach Willkür zu vergeben haben, es jemals bei den Volkswahlen darauf ankommen laſſen werden, was für Männer das Volk zu ſeinen Repräſentanten und obrigkeitlichen Perſonen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daß dieſe Herren ihr eigenes Intereſſe zu gut verſtehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten oder unerlaubten) Maßregeln zu nehmen, daß wenigſtens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen beſtehe. Oder, wofern es auch,

wie in Frankreich bei der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem 18. Fructidor finden, und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republicaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Souverän, keinen der mit weniger Kenntniß der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen der mehr in den Händen seiner Diener ist, und durch Schmeichelei und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase herumgeführt werden kann, als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, daß die lächerliche Titularsouveränetät, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloße Schaukel ist, vermittelst deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmal bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen emporschwingen, und daß es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherrn gegeben hat, von deren Meinungen, Willkür und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu seyn pflegt, wo ihm gesunde Augen am nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affectation des Bürgertitels täuschen zu lassen, und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald ins Klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich seyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drei oder fünf

Obergewalthaber (gleich viel unter welcher Benennung) den erſten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis ſie entſchloſſen ſind, ihn, wo möglich, nie wieder aus den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein Ziel geſetzt iſt, werden ſie, die ſo viele Mittel dazu in den Händen haben, ſich nicht in Zeiten im geſetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die ſie durch Intereſſe oder Hoffnung an ſich zu feſſeln wiſſen, einen ſo ſtarken Anhang machen, daß ſie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Geſetzes zu ihrem Vortheil bewirken können, oder wenn ſie auch von ihrem Poſten abtreten müſſen, noch immer im Beſitz eines Anſehens und Einfluſſes bleiben, der ſie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Sismund. Vergeſſen Sie nicht, Freund Ottobert, daß die Gewalten in der repräſentativen Demokratie ſo genau von einander geſchieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordination ſo gut gegen einander abgewogen ſind, daß es unmöglich iſt, die Rechte des Volks, die unter der Herrſchaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Charakter und guten Willen dieſes Einzigen — mit größerer Behutſamkeit und Weisheit ſicher zu ſtellen.

Ottobert. Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergeſſen, daß, da die Geſetze zum Beſten des Volks, und vornehmlich zu ſeiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da ſind, das perſönliche Intereſſe dieſer letztern nothwendig erfordern muß, die Portion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weiſe in ihren eigenen Nutzen zu verwenden, und, indem ſie das Geſetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieſer Abſicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen,

ſich ſelbſt und ihre Freunde ſo viel und oft davon zu dispenſiren, als nur immer möglich iſt. Weil dieß aber nur alsdann mit Sicherheit geſchehen kann, wenn ſie ſich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrſchenden Faction gebrauchen laſſen: ſo wird das letzte Reſultat hiervon ſeyn, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuſchendes Blendwerk iſt; daß, anſtatt einander einzuſchränken, vielmehr eine Art von ſtillſchweigender Zuſammenverſchwörung zwiſchen ihnen ſtattfindet, und daß am Ende die oberſte Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlaſſen kann, kein andres Geſetz befolgt als ihren Willen, ſo wie ſie keinen feſtern Willen hat, als in jedem Colliſionsfall ihrem perſönlichen Intereſſe alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dieß der natürliche Gang der Sachen in der repräſentativen Demokratie ſey, ſo erinnern Sie ſich an alles, was ſeit zwei Jahren, beſonders ſeit dem 18. Fructidor, in Frankreich vorgegangen iſt, und Sie werden eine Uebereinſtimmung zwiſchen meiner Theorie und der republicaniſchen Praxis finden, die, wie mich däucht, für die zuverläſſigſte Probe gelten kann, daß ich recht gerechnet habe.

Sismund (etwas mißmuthig). In einem ſo düſtern Lichte hab' ich die Sachen freilich nie geſehen.

Ottobert. Wenn der Anblick nicht ſehr fröhlich iſt, ſo kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht geſtellt.

Sismund. Aber was kann die demokratiſche Verfaſſung für den Mißbrauch, den verkehrte Menſchen von ihr machen? Oder geht es in der monarchiſchen etwa anders her?

Ottobert. Sehen Sie nicht, wie viel ich ſchon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratiſchen nicht um ſehr viel beſſer geht? — Aber laſſen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unſerm Wege zu kommen. Ich ſage alſo, die demokratiſche Verfaſſung kann ſehr viel für den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr weſentlichſter Fehler, daß ſie nicht auf die wirkliche Beſchaffenheit der Menſchen, und auf das, was dieſe in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchen und von ihr erwarten, berechnet iſt. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und gröbſte Mißbrauch, der von der demokratiſchen Partei gemacht werden kann, iſt, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumal ein großes Reich, mit Gewalt in ſie hinein zwängt. Als Uebergang aus dem rohen Naturſtand, als eine der unterſten Stufen der Civiliſirung, mag ſie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortſchritten in der Cultur angemeſſenern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tauſenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeſchieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und ſich von der urſprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte ſich Jahrtauſende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem großen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den erſten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräſentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu ſetzen, würde, ſogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgeſtaltung ohne die geringſte Erſchütterung, während eines magiſchen Schlafs der ganzen Nation, hätte bewerkſtelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen geweſen ſeyn: thöricht, wenn die Leute nicht wußten was ſie thaten, frevelhaft, wenn ſie es wußten. Denn es iſt nun einmal Natur der Sache,

daß dieß Unternehmen ſich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuern Anarchie, oder in einer militäriſchen Deſpotie hinter einer republikaniſchen Maske, endigen muß: in jener, ſobald das Volk ſich ſeiner ihm vorgeſpiegelten Souveränetät im Ernſt bedienen, die Oberaufſicht über ſeine Diener ſelbſt führen, und, wenn ſie die ihnen anvertraute Gewalt überſchreiten, ſich ſelbſt Recht gegen ſie ſchaffen will; in dieſer, wenn es, im Vertrauen auf die Conſtitution, ſeinen Repräſentanten und Staatsdienern eine ſo angemeſſene Macht überläßt, daß die Verſuchung und die Leichtigkeit ſie zu mißbrauchen zu groß iſt, als daß ehrgeizige und habſüchtige Menſchen der Gelegenheit wiederſtehen ſollten. Je feiner in dieſem letzten Falle das Gewebe des Geſetzes iſt, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden ſie ſich, ſo oft es ihre Abſichten erfordern, davon loszuwickeln wiſſen; je künſtlicher die Maſchine iſt, die den Staat im Gang erhalten ſoll, je eher wird man Mittel finden, ſie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, ſchwer gehenden, alle Augenblicke ſtockenden Druckwerks, das raſche und mächtige Triebrad der willkürlichen Gewalt zu ſetzen. — Und was hätten nun unſre Neuſeeländer, die, nach unſrer Vorausſetzung, aus ihrem rohen Naturſtande, wo ſie ſich im wirklichen Beſitz der unbeſchränkteſten Freiheit und vollkommenſten Gleichheit befanden, herausgegangen, und nach Jahrhunderten von Cultur endlich ſo weit gekommen wären, für eines der policirteſten, ausgebildetſten und aufgeklärteſten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geſchmacks, der Sitten und der Lebensweiſe gehört, die Geſetzgeber aller übrigen zu ſeyn — was hätten ſie damit gewonnen, ſich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policirung, die ſie in ſo langer Zeit errungen hätten, auf

einmal wieder in den nämlichen Stand der Freiheit und Gleichheit zurückschleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren herausgetreten wären?

Gismund. Sehr wenig, wenn dieß wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nation, mit der Befreiung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuß aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Cultur und ihres Kunstfleißes mit dem freien Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Constitution auf ewig zu versichern?

Ottobert. Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so großen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher Gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freiheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policirung und Cultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

Gismund. Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweideutigen Vortheile der Cultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottobert. Wer fordert denn aber ein solches Opfer,

als — eben der demokratiſche Deſpotism, der einen verworrenen, unbeſtimmten, vieldeutigen Begriff von Freiheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hochtönender, halb Griechiſcher und von niemand, außer ihm ſelbſt, recht verſtandner Wörter zu eben ſo vielen mit vulkaniſcher Kunſt geſchmiedeten Feſſeln zu machen weiß, womit er euch an Händen und Füßen verſtrickt, und zu allem zwingt was ihm beliebt? Wer fordert dieß Opfer, als der demokratiſche Deſpotism, der die Geſetze ſelbſt, die euch eure Freiheit gewähren ſollen, in Werkzeuge der unleidlichſten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „daß die Rettung der Republik das höchſte Geſetz ſey," ſo oft es ſein perſönliches Intereſſe erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr eure Perſonen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an dieſem Vorwande, vor welchem alle Geſetze ſchweigen müſſen, nie fehlen kann, da es bloß von ihm abhängt, das Heil der Republik ſo oft und ſo lange es ihm beliebt in Gefahr zu ſetzen? — Die bürgerliche Geſellſchaft verlangt von dem rohen Naturmenſchen, der ſich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Geſellſchaft iſt. „Du willſt, ſpricht ſie zu ihm, deiner Perſon, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits beſitzeſt oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkſt, eine Sicherheit verſchaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verſpreche ſie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifſt, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenſchaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu beſorgen haben könnte, ſicher ſeyn will. Du entſagſt alſo deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur ſo weit es zu dieſem Zweck

unumgänglich nöthig iſt; du hörſt auf, dein eigner unumſchränkter Herr, Geſetzgeber und Richter zu ſeyn, und unterwirfſt dich allen Geſetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil ſie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leiſten. Du wünſcheſt aber auch an den Vortheilen und Genüſſen Antheil zu haben, die uns Policirung und Cultur verſchaffen. Dieß iſt unmöglich, wofern du dich nicht in eine dir ungewohnte Ordnung einſchränken läſſeſt, und dich allen den Geſetzen unterwirfſt, ohne welche die mannichfaltigen Verhältniſſe, in die du zu Erreichung jener Abſicht verflochten werden wirſt, alle Augenblicke zu Colliſionen Anlaß geben würden, die deine eigne Sicherheit in Gefahr ſetzen und die öffentliche Ruhe ſtören würden. Laß dich die neuen Wörter, „Geſetz, Pflicht, Einſchränkung — unterwerfen, gehorchen, ſollen, müſſen," an die dein Ohr ſich nun gewöhnen muß, nicht erſchrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläßliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freien, aber der Geſellſchaft unſchädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlſtandes, der die Frucht desſelben ſeyn wird. Du unterwirfſt dich bloß den Geſetzen der Vernunft; du gehorchſt bloß denen, die zu Handhabung dieſer Geſetze beſtimmt ſind; du erfüllſt keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich iſt, mußt nichts, als was du ſollſt, und ſollſt nichts, als was die Geſellſchaft, deren Mitglied du wirſt, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch biſt du dein eigner Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf dieſe Bedingungen einlaſſen willſt oder nicht: iſt aber der Vertrag einmal zwiſchen uns geſchloſſen, ſo ſteht er feſt, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen biſt, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannſt."

Gismund. Das alles, ſollt' ich denken, ſpricht die demokratiſche Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottobert. Wie könnte ſie anders? Das Uebel iſt nur, daß ſie auch ſonſt noch etwas ſpricht, das mit dieſer Grundſprache aller bürgerlichen Geſellſchaften in geradem Widerſpruch ſteht, und daß gerade dieſer Widerſpruch das iſt, was ſie zur Demokratie macht. Indem ſie die Souveränetät des Volks proclamirt, gibt ſie dem Staat eine unſichre betrügliche Grundlage, und vergißt abſichtlich, daß unabhängige Naturmenſchen eben dazu in bürgerliche Geſellſchaft treten, um ihrer bisherigen perſönlichen Souveränetät zu ihrem eignen Beſten zu entſagen. Indem ſie unbeſtimmte Freiheit und Gleichheit proclamirt, ſie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Loſungswort ihrer Bürger macht, erweckt ſie in dem unverſtändigen großen Haufen Erwartungen, die ſie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn ſie auch wollte. Ginge ſie ehrlich und redlich zu Werke, ſo ſagte ſie den Leuten gerade heraus, weſſen ſie ſich zu ihr zu verſehen hätten. — Soll ich Ihnen ſagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in dieſem Falle ſprechen müßte?

Gismund. Laſſen Sie hören.

Ottobert. So ſtellen Sie ſich denn den Genius der Demokratie mit ſeinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Conſtitution in der einen Hand, und eine Pike, ſo groß wie ein Lärchenbaum, mit dem Freiheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er auf dem höchſten Gipfel des zum Altar der Freiheit und Gleichheit geweihten Montblanc ſtehend, den ringsum verſammelten, mit geſpitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: ihr Völker Europens, höret meine

Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Astrâa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten, und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurückstürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das Lieblichste, Schönste und Erhabenste, was begeisterte Propheten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete euch allen in dieser Hand Freiheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret auch die unnachläßlichen einzigen Bedingungen, unter welchen euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freiheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet ihr alle die

Vernunft für eure oberſte Regentin, und ſchwöret ihr für jeden Augenblick eures Lebens unbedingten Gehorſam und unverbrüchliche Treue. Von dieſer Stunde an entſagt ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt ſtreitet. Alle eure Leidenſchaften und Wünſche ſchweigen vor dem heiligen Geſetze des gemeinen Beſten, und ihr ſuchet euern höchſten Ruhm, euer höchſtes Glück in der pünktlichen Erfüllung aller eurer Pflichten. Ihr ſeyd alle frei und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, ſind nun eure einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, euch von ihrer Herrſchaft los zu machen, würde Freiheit und Gleichheit in eine Quelle des bitterſten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form beſtehen kann, ſo bringe ich euch diejenige, unter welcher dieſe Töchter des Himmels das Glück eures Lebens machen ſollen, in dieſer Conſtitution. Aber vergeſſet keinen Augenblick, daß ſie kein magiſcher Talisman iſt; daß die Bedingungen, unter welchen allein ſie ein Gut für euch iſt, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zufolge werdet ihr künftig eure Obrigkeiten ſelbſt erwählen. Hütet euch in der Ausübung dieſes großen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtſam und nachläſſig, oder unlauter und parteiiſch zu verfahren. Jeder gebe ſeine Stimme, mit der gewiſſenhafteſten Redlichkeit gegen das Vaterland und ſich ſelbſt, dem Manne, den er unter allen ſeinen Mitbürgern für den tauglichſten und rechtſchaffenſten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deßwegen abgeredet zu haben, oder den geringſten Einfluß von außen auf ſich wirken zu laſſen. — Diejenigen, die ihr durch dieſe freie Wahl bevollmächtigt habt, in der Verſammlung der Geſetzgeber, in den Gerichtshöfen und im oberſten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen,

der niemals etwas andres als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst, und kennen kein anderes Interesse als das allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemals die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeiz, Eifersucht, Parteilichkeit, Ränke, Cabalen, Factionen sind etwas Unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemals fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut ist, das geringste in ihren Privatnutzen zu verwenden, und überhaupt in ihrem öffentlichen Charakter leichtsinnig, launisch, leidenschaftlich und selbstsüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch sein Posten, wie groß seine Gewalt und die durch seine Hände gehenden Summen des Nationalschatzes waren, verläßt seine Stelle reicher, als er sie angetreten; und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen größten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurückzutreten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mäßigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den übrigen zum Beispiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur so

lange glücklich seyn und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkscharakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam, und beweiset ihnen beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Maßregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleißige und redliche Tagelöhner dünkt sie ihrer aufmerksamsten Vorsorge eben so werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hülfe am nöthigsten ist, ist der erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, gibt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beste Bürger zu seyn, glaubt er in jedem andern einen bessern und würdigern zu sehen als er selbst ist. — Dieß, ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freiheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken sie euch schwer? — vielleicht wohl gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für euch! Denn ich habe euch keine andern zu geben, und kann von diesen keine Sylbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen seyn werden, wenn ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —

Gismund. Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ihren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirecten Satyre, die er von der Spitze des Montblanc auf die armen Demokraten herab declamirt hat, indem er ihnen sagte, was sie seyn sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr

beleidigen würde, auch noch ſehen zu müſſen, was ſie ſind. Laſſen Sie ihn immerhin wieder verſchwinden; ich werde ihn nicht zurückrufen; denn durch ihn ſind auch meine ſchönen wonniglichen Träume von Freiheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unſchuld und Güte gepaart, von Muſen und Grazien verſchönert — wie leichte Wolkengebilde und Luftſchlöſſer der Fee Morgana in nichts dahin geſchwunden.

Ottobert. Es wäre doch wirklich ſonderbar, wenn Sie jemals an die Möglichkeit geglaubt hätten, ſolche Ideale — an Menſchen — durch Menſchen realiſirt zu ſehen.

Gismund. Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo ſie ſo leicht glauben, was ſie wünſchen! Und daß es nie beſſer mit dem Menſchengeſchlechte werden, daß es ſogar immer ſinken und ſinken, und ein verderbtes Geſchlecht immer ein noch verderbteres zeugen ſoll, iſt ein ſo niederſchlagender troſtloſer Gedanke, daß ich ihn nicht ertragen kann. — Ich geſtehe Ihnen unverhohlen, daß die verſchiedenen Anſichten, unter welchen die Franzöſiſche Republik ſeit den fünf bis ſechs Jahren, die ſie zählt, ſich der Welt darſtellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft ſich gegen ſie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die Franzöſiſche Republik kann wenigſtens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweiſen, als die Regierung eines Caligula oder Nero, eines Königs Heinrichs VIII von England oder Karls IX von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in dieſem Augenblick, nachdem ſie mich mit Gründen, die ich nur durch Sophiſtereien und Chicanen anfechten könnte, überwieſen haben, daß die Demokratie, die ich zu ſehen wünſche, nur in Utopien zu ſuchen ſey, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen bringen,

die in meiner innerſten Seele für ſie ſpricht; und ob ich ſchon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir ſelbſt genügende, Vernunftſchlüſſe entgegenſetzen kann, ſo nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben feſtzuhalten, „daß ohne Freiheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menſchheit ſey.“

Ottobert. Wir ſind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die ſtolzen herriſchen Anmaßungen der Franzöſiſchen Gewalthaber, die zu unſrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemal, ſo oft die Rede von Staatsformen iſt, reizen, jeder andern, ſelbſt dem wenig anlockenden Deſpotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß ſie dieſe Anmaßungen bis zur politiſchen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer in ſich ſelbſt zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwankenden Republik, als das vollkommenſte Modell aller möglichen Verfaſſungen, der ganzen Welt, wie es ſcheint, aufzwingen wollen, das iſt es eben, was jeden geſunden Kopf gegen ſie aufbringen, und Unterſuchungen veranlaſſen muß, die, je ſchärfer und kaltblütiger dabei verfahren wird, deſto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die ſchon, da ſie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge ſchöner und nützlicher Gewächſe Wurzel faſſen konnte; die ſchon in ihrem erſten Keim und in ihrer früheſten Entfaltung mit dem Blut eines ſchuldloſen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichſten Menſchen genährt werden mußte, um unter den düſtern verpeſteten Einflüſſen der Atheiſterei und Ruchloſigkeit, und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarei des ſchmählichſten Sansculotism und der unmenſchlichſten Factionswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber

nur zu sehr begreifliche Combination von innern und äußern Ursachen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heranzuwachsen, dessen schwarzer Todesschatten die halbe Erde bedeckt, und alles, was unter und neben ihm steht, schmachten, hinwelken und verdorren macht — eine solche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daß alle Völker der Erde sich freiwillig nach ihrem Bilde umgestalten, und ihre Grundsätze zu den ihrigen machen sollen; und es ist die unerträglichste Tyrannei, Millionen friedfertiger und bei ihrer bisherigen Verfassung sich wohl befindender Menschen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher sich vermuthen, und zum Theil mit Gewißheit voraussehen läßt, daß sie eine Quelle von unzähligen Uebeln und unabsehlichem Elend für sie werden wird. — Und gleichwohl, so groß ist der Hang der Menschen zur Veränderung, so mächtig wirkt in den einen der Gedanke, daß sie bei einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine Rolle dabei zu spielen — und so verblendend ist der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf diese politischen in einem selbstgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daß in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revolutionsgeistes nicht bloß mit der größten Gleichgültigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegensehen, bereitwillig alles Mögliche zu ihrer Beschleunigung beizutragen, und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt seyn wird ein Mehreres zu thun, wenigstens die Neufränkischen Revolutions-Maximen zu verbreiten, und den zerstörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daß sie den bestehenden Staatsformen und Regierungen alles

Vertrauen und alle Achtung zu entziehen ſuchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehäſſigſte Licht ſtellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die Neufränkiſche Demokratie für das höchſte Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes und die einzige Staatsverfaſſung, die ſich mit den Rechten der Menſchen vertrage, ausgeben. Dieſe Lage der Dinge, und dieſer böſe Genius unſrer Zeit, drang mich in dieſen letzten Jahren, genauer nachzuforſchen, wie die verſchiedenen Staatsformen ſich gegen den Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft und das allgemeine Beſte der Menſchheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des Engliſchen Dichters Pope,

> For forms of Government let Fools contest,
> Whate'er is best administer'd, is best,

beim erſten Anblick ſcheinen mag, ſo kann ſie doch vor einer ſcharfen Prüfung nicht beſtehen. Denn die beſte Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfaſſung beiwohnenden Radicalgebrechen mildern und überpflaſtern, aber niemals aus dem Grunde heilen; und die ſchlechteſte kann das weſentliche Gute einer weiſen und wohl berechneten Conſtitution nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirkſam machen. Das Reſultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Unterſuchung jedem Wahrheitsforſcher, ſo gut wie mir, geben wird, iſt dieſes: die monarchiſche Regierungsform iſt mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratiſche mehr auf Freiheit und Gleichheit berechnet; jene iſt dem Menſchen, der erſt noch gebildet werden ſoll, dieſe dem bereits gebildeten natürlicher und angemeſſener. Indeſſen waltet der große Unterſchied vor, daß, ſobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, angewandt werden,

die Monarchie den Hauptzweck, für den ſie berechnet iſt, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freiheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Koſten dieſer, oder dieſe auf Koſten jener gewähren kann. Uebrigens tragen beide ein ſehr wirkſames Princip der Verderbniß in ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis ſie in einen unterdrückenden Deſpotism ausartet, dieſe kaum ſo viele Jahrzehnte dauert, bis ſie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel ſchwebt, ſich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält ſchon allein der feſtgeſetzte Unterſchied der Stände, Claſſen und Unterabtheilungen, bei der offen gelaſſenen Möglichkeit ſich durch Glück oder Verdienſte höher hinaufſchwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beinahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieſer unterhalten die raſtloſeſten aller Leidenſchaften, Ambition, Eiferſucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Parteien und Factionen, deren Triebräder ſie ſind, den Staat in immerwährender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulkans liegenden Stadt, welche zwar der Erſchütterungen und Ausbrüche desſelben endlich ſo gewohnt wird, daß ſie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm ſicher iſt. In der Monarchie kann ein einziger weiſer Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, ſchwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weiſen und Guten entweder gar nicht, oder in ſo geringer Anzahl empor, daß die ſogleich gegen ſie gekehrte, allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zuſammenverſchwörung

der Böſen es ihnen beinahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

Gismund. Dieß letztere iſt, wie ich ſehr beſorge, oder vielmehr, wie Geſchichte und tägliche Erfahrung lehrt, eben ſo ſehr der Fall in der Monarchie, ſogar unter den weiſeſten und beſten Regenten.

Ottobert. Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen dieſen, in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterſcheidungspunkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als dieſen: daß weder die Vorzüge, noch die Gebrechen dieſer an beiden äußerſten Enden der Linie liegenden Staatsverfaſſungen ein ſo großes Uebergewicht haben, daß der Vortheil, der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geſchafft werden ſollte, die Koſten der Operation nur zum zehnten Theil vergüten könnte; und daß alſo unter allen vernünftigen und rechtſchaffnen Menſchen als eine ewig feſtſtehende Maxime anerkannt werden müſſe: daß jede Regierung ſchuldig ſey, die hergebrachte und beſtehende Verfaſſung aller andern Völker zu reſpectiren; und daß jede Anmaßung, einen monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Staat, unter dem illuſoriſchen Vorwand, das Volk in Freiheit und Gleichheit zu ſetzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratiſiren, ein höchſt ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker ſey, welchem alle übrigen ſich mit vereinten Kräften zu widerſetzen nicht nur berechtigt, ſondern (wenigſtens ihrer eignen Sicherheit wegen) ſogar verbunden ſind. Wenn unſer Nachbar Belieben trägt, ſein Haus einzureißen, um ein beſſeres oder ſchlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und

wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarſchaft und ſeines guten Willens gegen uns, unſre Häuſer ebenfalls niederreißen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des ſeinigen zu bauen, ſo könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer ſo unziemlichen und ungelegnen Anmaßung mit Fäuſten und Ferſen entgegenſetzten.

Gismund. Der Himmel bewahre uns und alle ehrlichen friedfertigen Leute vor ſolchen Nachbarn! — Wir ſind nun, denke ich, über alle dieſe Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin ſagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zuſammentreffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas andres damit ſagen.

Ottobert. Sie geſtanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freiheit und Gleichheit kein Heil für das Menſchengeſchlecht ſey, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl, als auf deutlichen Vorſtellungen. Ich glaube mir dieſes Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen ſagen zu können, inwiefern es Stimme der Wahrheit iſt. Unläugbar iſt Freiheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menſchen, inſofern er durch ſeine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen Syſtem der vernünftigen Weſen angehört. Als ein ſolches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgeſteckt, zu deſſen Erreichung er alle ſeine Kräfte zu gebrauchen ſchuldig iſt, und kein Weſen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch ſeiner Kräfte hindern, ohne ſich an den erſten und heiligſten Geſetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menſchen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider ſeinen Willen als bloßes thieriſches oder mechaniſches Werkzeug gebrauchen, iſt daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Geſellſchaft

nöthig iſt, mit den gehörigen Einſchränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menſchliche Natur, und der ſchändlichſte, ungeheuerſte aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, ſo iſt klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menſchen alles abziehen, worin ſie verſchieden ſind, und wodurch ſie zu einzelnen Perſonen werden, etwas übrig bleibt, worin ſie alle einander gleichen, nämlich die der Menſchheit eigene Art der Organiſirung unſers animaliſchen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieſer Gleichheit iſt, daß jeder Menſch verbunden iſt, in jedem andern ſeine eigene Natur, ſeinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und ſich jeder Art von Verletzung des Rechts desſelben an Selbſterhaltung und freien Gebrauch ſeiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher ſehr richtig ſagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menſchen gleichen Anſpruch haben, in der Freiheit ſchon enthalten ſey; und das große Loſungswort der Jakobiner, Sansculotten und Anarchiſten, Freiheit und Gleichheit, iſt ein ganz unnöthiger, oder vielmehr ein bloß zu ihren geheimen Factionsabſichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit iſt ſchon alles geſagt.

Eigentlich zu reden wird kein Menſch frei geboren; oder gibt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geſchöpf als ein neugebornes Kind? Eben ſo gewiß iſt, daß unſre Vernunftfähigkeit ſich außer dem Stande der Geſellſchaft nie entwickeln würde, und daß die ſehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmenſch auf den unterſten Stufen des geſellſchaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolicirte Menſch iſt nur ſo lange gut, bis eine Leidenſchaft in ihm erregt wird, und alle ſeine Leidenſchaften ſind gewaltthätig, ſtürmiſch und

unbändig; ſeine Vernunft vermag wenig und meiſtens nichts über ſeine animaliſchen Triebe,

Jura negat sibi nata —

und er lebt daher in immerwährender Unſicherheit und offner Fehde mit andern ſeinesgleichen. Dieß treibt ihn zuletzt, früher oder ſpäter, in den Stand der policirten Geſellſchaft; den einzigen, der ſeiner Natur und Beſtimmung gemäß iſt, und außerhalb deſſen er ſchlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen Syſtem der Weſen ſeyn ſoll. Er entſagt in dieſem neuen Stande keinem ſeiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbſthülfe, deſſen er ſich vermöge der Natur dieſes Standes begeben muß, in der Garantie ſeiner Sicherheit, die der Staat auf ſich nimmt, mehr als Erſatz. Er unterwirft ſich, um ſeines eigenen Beſten willen, einer Regierung nach Geſetzen; er ſoll und darf aber keinem andern gehorchen, als dem ewigen Geſetz der Vernunft, und ſolchen poſitiven Geſetzen, die mit jenem in keinerlei Widerſpruch ſtehen. Kein Volk iſt daher berechtigt, ſich, weder für ſich ſelbſt, noch viel weniger für ſeine Nachkommen, der bloßen Willkür andrer Menſchen zu unterwerfen. Abſolute, oder deſpotiſche Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie ſind alſo drei gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil ſie der menſchlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer ſeyn können, wenn ſie ſich nicht, in ihrer innern Organiſation ſowohl als in der Regierungsverwaltung, mehr oder weniger einer vermiſchten Form näherten; wenn die Gewalthaber ſich nicht ſelbſt die Hände bänden, und ſich gefallen ließen, daß ihrer willkürlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewiſſer Corporationen, und feſtgeſetzte Ordnung in der Juſtizpflege und Staatswirthſchaft, Gränzen

geſetzt würden, und das Ganze dadurch einige Selbſtſtändigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines größern Uebels ein kleineres, ſo lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks, und ein an blinden Gehorſam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer, von Seiten des Deſpoten, beinahe das Einzige ſind, was in ſolchen Staaten die Sicherheit des Volkes ſowohl als der Regierung ausmacht, und die Aufhaltung der furchtbaren Kataſtrophe größtentheils von der unbeſtimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moraliſcher Urſachen abhängt, die Beſchleunigung derſelben hingegen durch einen alles mit ſich fortreißenden Strom zufälliger Ereigniſſe bewirkt werden kann: ſo bringt uns ſchon die bloße Staatsklugheit mächtige und gebieteriſche Bewegungsgründe auf, ſolchen Möglichkeiten zuvorzukommen, und freiwillig zu thun, was zu ſpät iſt, wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wohl, daß Staaten ſo wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können: aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß manche große Monarchie, die ſeit viertauſend Jahren aus der Reihe der Dinge verſchwunden iſt, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Exiſtenz um Jahrhunderte hätte verlängern können; und daß nur ein Staat, worin die perſönliche Freiheit des Bürgers und die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbeſtrittnen Anſehen der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weiſe Grundgeſetze hinlänglich beſtimmt, und durch eine wohlberechnete Vertheilung der höchſten Gewalt geſichert ſind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlſtand, Reſpect gebietendes Anſehen unter den übrigen Mächten, und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner Bewegung

der Stifter einer ſolchen Staatsverfaſſung zu ſeyn, iſt, wenn mich meine Ahnung nicht trüge, irgend einem weiſen und großmüthigen Könige in dem nächſtkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Urſache auch die Britten haben mögen, in dieſer Hinſicht auf die ihrige ſtolz zu ſeyn, ſo zeigt doch ihr gegenwärtiges augenſcheinliches Sinken, daß ſie weſentliche Fehler in ihrer Anlage haben müſſe, welche der verbeſſernden Hand der weiſeſten Klugheit bedürfen. Indeſſen könnte ſie immer, da ſie doch die einzige in dieſer Art iſt, einem künftigen Lykurg zum Muſter dienen, ſowohl deſſen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder beſſer zu machen wäre.

Sismund. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, ſollt' es auch der letzte unſers Lebens ſeyn, zu ſehen, da ein großer Fürſt — der durch eine ſolche That alle Trajane und Marc-Aurele weit hinter ſich ließe — Göttern und Menſchen dieß herrliche Schauſpiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröſtet könnten wir dann dieſes Leben verlaſſen, um unſern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich ſey, im ſichern Schatten eines ewig feſtſtehenden Throns als freie, gute und glückliche Menſchen zu leben!

VI.

Die Univerſal-Demokratie.

Frankgall. Nun, Holger, was ſagſt du zu der neuen Europäiſchen Demokratie?

Holger. Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hieße ſie?

Frankgall. Du hörſt ja, Europa.

Holger. Europa eine Demokratie?

Frankgall. Sie liegt zwar noch auf dem Amboß; aber unſre Cyklopen ſind ſcharf darüber her, und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

Holger. Da müßten ſie hurtig arbeiten.

Frankgall. Dünkt dich die Zeit zu kurz? Bedenke, daß es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen Franzöſiſchen Königsthron umzuwerfen; nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der Adriatiſchen See ſein einſt ſo mächtiges Horn abzuſtoßen; nur einen Tag, um die dreifache Krone des Halbgottes, der einſt die größten Monarchen zu ſeinen Füßen ſah, in eine Freiheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun iſt, dünkt uns die leichteſte Sache von der Welt.

Holger. Wohl nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sich's einbilden. — Wenn ihr euch doch die lächerliche Kinderei abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eiern kriechen sollen, zu reden als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den ihr erst noch zu schießen gedenkt!

Frankgall. Das nennst du Kinderei? Da irrest du dich mächtig, mein guter Holger! diese vermeinte Kinderei ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bei einem Volke, wie das unsrige, Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen, und den glücklichen Erfolg so gewiß nehmen als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst, durch den guten Muth womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben, und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daß wir siegen würden.

Holger. Ihr seyd gefährliche Leute, das ist gewiß; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daß endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen euch aufstehen wird.

Frankgall. Die ganze Welt? Davon geht nun gleich für's erste manches große Stück ab. Du meinst doch nicht, daß wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen, oder vor den Kaisern von Siam, Japan oder Monomotapa fürchten sollen?

Holger. Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte

wären, die bis jetzt eben keine große Luſt zeigen, ſich von euch demokratiſiren zu laſſen!

Frankgall. Ob ſie Luſt dazu haben oder nicht, gilt uns gleich viel. Wir haben ſchon manches durchgeſetzt, wozu ſie eben ſo wenig Luſt hatten.

Holger. Ihr habt freilich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn euch nichts daran gelegen iſt, am Ende eine bloße Amazonen-Republik übrig zu behalten, mit der wir wohl auf die eine oder andere Art fertig werden wollen.

Frankgall. Du vergiſſeſt, lieber Holger, daß die vier oder fünf Millionen, die du uns todt machen willſt, nicht aus Papierſchnitzeln zuſammengeleimt ſind. Bis es ſo weit kommt, daß unſre Eleganten, Incroyabeln und Merveillöſen mit dem Bajonnet arbeiten lernen müſſen, werden eure Sechskreuzerhelden wohl auch ſehr zuſammengeſchmolzen ſeyn. Aber dahin ſoll es nicht kommen, mein Freund! ſieheſt du denn nicht, wie einige unſrer furchtbarſten Feinde — oder Freunde, denn das ſagt ungefähr gleich viel, wie du weißt — uns ſelbſt in die Hand arbeiten? Meinſt du, wir hätten ihre blinde Seite nicht ſchon längſt ausfindig gemacht, und wüßten nicht wie es im Inwendigen dieſer prächtigen Koloſſen ausſieht? wir ſähen nicht wie ſehr ſie ſich fürchten, wie ſchwankend ihre Meinungen, wie ungewiß ihre Entſchließungen, wie planlos ihre Maßregeln ſind? wie wenig einer dem andern traut, und, was noch für ſie ſchlimmer iſt, wie wenig Vertrauen ſie in ſich ſelbſt ſetzen?

Holger. Was du nicht alles ſiehſt!

L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
Voyez-vous point mon vœu?

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an dir, wenn du nicht noch weit mehr ſieheſt. Ich, zum Exempel, ſehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeſchwächt beiſammen haben; andere, deren Hülfsquellen zwar angegriffen, aber ſo unermeßlich ſind, daß es nur auf die Kunſt ſie recht zu benutzen ankommt; noch andre, die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daß ſie Kräfte genug haben, ſich für ihr Leben zu wehren. Ich ſehe die große Beherrſcherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerſchöpflichen Füllhorn, euern ungeheuern Anſtalten und noch ungeheurern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegenſtellen, und, eurer Declamationen und Trugſchlüſſe und falſchen Ausrechnungen des Intereſſe der Nationen ſpottend, die übrigen großen Mächte Europens durch das ſtärkſte aller Bande, den Trieb der Selbſterhaltung, an ihr Intereſſe feſſeln, und ſie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch eure Rechnungen machen wird. Ich ſehe Völker, die noch feſt an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürſten hangen, und ſich durch die ſchalen Blendwerke, Wortſpiele und Sirenentöne, womit es euern Rednern eine Zeit lang gelungen iſt, euer eignes Volk und etliche andere zu täuſchen, nie bethören laſſen werden; am wenigſten ſeitdem eure Gewalthaber aller Claſſen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daß die Freiheit, die ihr uns aufdringt, Sklaverei, eure Gleichheit Anarchie, und eure Freundſchaft eine Braut von Korinth iſt, die nicht eher abläßt, bis ſie dem Unglücklichen, den ſie mit ihren kalten Armen umſchlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen geſogen hat.

Frankgall. Ich bitte dich, alter Freund, laß es an dem, was du da geſehen haſt, genug ſeyn, und erlaube mir, bevor du dich in eine völlige Fieberhitze hineindeclamirſt, dich wo möglich, durch eine ganz gelaſſene Ueberſicht deſſen, was zunächſt vor uns liegt, wieder ſo viel abzukühlen, daß dir auch das Entferntere etwas deutlicher erſcheine, als es deine gegenwärtige Erhitzung zuläßt. Denke nicht, daß uns die neue Coalition, womit du uns bedroheſt, verborgen ſeyn könne. Wir haben, bei allem unſerm anſcheinenden Leichtſinn und Uebermuth, einen ſcharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, ſo kommt es bloß daher, weil wir auf alles gefaßt ſind. Soll ich dir unſer großes Geheimniß verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherei euch nichts helfen wird, und uns alſo nicht ſchaden kann. Simſons Stärke beſtand in ſeinen Haaren; wurden ihm dieſe abgeſchnitten, ſo war er nichts als ein gemeiner Menſch: daher hätte er ſein Geheimniß niemand, am allerwenigſten der ſchönen Delila, entdecken ſollen. Aber unſer Geheimniß gleicht den Sprüchen der ſieben Weiſen, die jedermann auswendig weiß, und darum doch nicht weiſer iſt, wiewohl die Quinteſſenz aller praktiſchen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Alſo kurz und gut, unſer Geheimniß iſt, daß wir den Werth und die Wichtigkeit der moraliſchen Urſachen kennen, und ihre Wirkung immer mit dem Stoß der mechaniſchen Kraft gehörig zu combiniren wiſſen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die ihr als Wunder anſtauntet und euch nicht erklären konntet, wiewohl nichts begreiflicher iſt. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Coalition? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewiß ſind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daß jeder ſich ſelbſt der nächſte iſt; daß niemand, ohne dringendſte Noth,

seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daß das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegensetzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer als verborgene Gewichte und Hemmketten, die volle Wirkung derselben zurückhalten würden. Wir rechnen darauf, daß unter allen unsern falschen Freunden keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daß das dringende Gefühl des Bedürfnisses die entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muß; und daß diejenigen, die uns als Feinde am gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen, oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vortheil dabei sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reizen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daß unser Geschäft schon gethan seyn wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Ueberdieß sind wir sicher, daß uns niemand, ohne zu Schanden dabei zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit dieß gar nicht mehr möglich sey, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Gränze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich dir nicht verbergen, guter Holger, daß wir ein wenig darauf rechnen, daß, wenn man uns dazu reizen sollte, wenigstens zwei Drittel von Germanien in eben so kurzer Zeit demokratisirt seyn sollen

als Helvetien und der Kirchenſtaat, die ſich vor etlichen Monaten noch ſo wenig, als ihr in dieſem Augenblicke, davon träumen ließen, daß der jüngſte Tag ihnen ſo ſchnell, wie ein Dieb in der Nacht, über den Hals kommen würde. Haſt du an dem allem genug, alter Freund, oder ſoll ich dir noch mehr ſagen?

Holger. Geſetzt alſo, daß eure politiſchen Rechnungen richtiger calculirt wären, als man es von euern ökonomiſchen glaubt, was wäre denn alſo euer Plan, wenn man fragen darf?

Frankgall. Warum nicht? Das iſt gerade eines unſrer größten Geheimniſſe, daß wir kein Geheimniß aus unſern Planen machen; wiewohl ich eben nicht jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unſre Meinung iſt, auf dem feſten Lande mit der ganzen Welt Frieden zu machen; zwar auf unſre eigenen Bedingungen, doch ſo, daß jeder, an dem uns etwas gelegen iſt, ſeine Rechnung dabei finde. Weil nicht alle Leute ſo hurtig ſind wie wir, ſo werden wir, indeſſen daß an beſagtem Frieden gearbeitet wird, unſer Landungsproject —

Holger (ihm in die Rede fallend). Das ſcheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung eurer ganzen Nation zu ſeyn, wie ehemals die Eroberung Siciliens das einzige war, woran die Athener wachend und ſchlafend dachten, wovon ſie ſprachen, wovon ſie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf ſie tauſend glänzende Speculationen gründeten, und was ſie für ſo unfehlbar hielten, daß, wer ſich unterſtanden hätte, den geringſten Zweifel in den Erfolg zu ſetzen, ſeines Lebens nicht ſicher unter ihnen geweſen wäre. Wenn es euch nun mit euerm Lieblingsprojecte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

Frankgall. So hätten wir einen Geluſt gebüßt, und

doch immer, mit einem etwas ſtarken, aber einen Staatskörper wie der unſrige noch bei weitem nicht erſchöpfenden Aderlaß, unſerm ohnehin ſchon durch überſpannte Anſtrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geſchlagen, wovon er ſich ſobald nicht wieder erholen würde. Aber ſey verſichert, Holger, wenn wir nur einmal auf Engliſchem oder Iriſchem Boden ſtehen, ſo wollen wir der Welt bald zeigen, daß wir etwas mehr als Athener ſind.

Holger. Wenigſtens werdet ihr darin weiſer als ſie ſeyn, daß ihr euern Bonaparte, wenn er auch beſchuldigt würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig ſeyn mögen, die Naſen abgeſchnitten zu haben, nicht deßwegen vorladen und zurückberufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten; wiewohl nur er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Geſetzt aber, es gelänge euch, England, Schottland und Irland zu erobern, und in eine, zwei oder drei Republiken nach euerm Bilde umzuſchaffen: ſo fehlten denn doch wenigſtens noch zwei gute Drittel, bis ihr ganz Europa demokratiſirt hättet.

Frankgall. Ich verlange auch eben nicht, daß du mir meine Worte ſo gar buchſtäblich auslegeſt, wiewohl mit Hülfe der Zeit viel geſchehen wird, was ſich nicht auf einmal bewerkſtelligen läßt. Genug, daß wir bereits hinlängliche Beweiſe gegeben haben, daß das berühmte

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

das lange zuvor, eh' es dem Virgil einfiel, einen Herameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden Römers geſchrieben war, das große Geſchäft iſt, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir, auf eben dem Wege und durch eben dieſelben Mittel, wie die Römer, auszuführen wiſſen werden.

Holzer. Auf die neuen Römer werdet ihr euch dabei wohl keine große Rechnung machen?

Frankgall. Schwerlich! wiewohl ſie uns gute Dienſte thun können, um den Reſt von Italien vollends demokratiſiren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wiſſen zu laſſen, daß wir mit unſern Freunden und Alliirten auf keinem andern Fuß zu leben gedenken, als die alten Römer mit den ihrigen. Die Natur unſrer Revolution und unſre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmal, daß unſre Republik eine militäriſche ſey. Sie iſt eine Tochter der Gewalt, und kann ſich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daſeyns iſt, wird, durch eine natürliche und unfehlbare Folge, die Quelle einer Obermacht ſeyn, welcher alle andern Völker werden huldigen müſſen. Eine große Nation, die immer in Waffen iſt, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt, und immer Krieg führen kann, weil ſie ihn bloß auf Koſten ihrer Feinde und Freunde führt, muß nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füßen ſehen. Und mit welchem Grunde könnten ſich unſre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daß ſie zu unſrer Größe beizutragen verbunden ſind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturproducten, ihrem Kunſtfleiß und ihrer Lage zur Handlung, unter unſerm Schutz, alle nur möglichen Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir ſelbſt vernachläſſigen, zu benutzen überlaſſen, weil bei uns alles, ſogar die Künſte und Wiſſenſchaften, bloß militäriſch ſeyn wird: ſo iſt nicht mehr als billig, daß ſie unſre Armeen unterhalten, und ſo oft wir Geld brauchen unſre Schatzmeiſter ſind. Wenn wir nun vollends, durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unſrer großen Nebenbuhlerin, den erderſchütternden

Dreizack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre dann noch die Monarchie, die nicht unſre Freundſchaft auf jede leidliche Bedingung ſuchen müßte? Wo die Macht, die uns zum Kampf herausfordern dürfte? Sind wir aber erſt ſo weit, ſo können wir das übrige, was an der vollſtändigen Ausführung unſers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günſtlingen und Höflingen der Könige ruhig überlaſſen; ſicher, daß ſie, wie gewöhnlich (wiewohl ganz gegen ihre Meinung und Abſicht), mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir ſie mit ſchwerem Gelde dafür bezahlten.

Holger. Auf das alles habe ich zwei Dinge zu antworten, mein lieber Projectmacher. Fürs erſte hat, glücklicherweiſe, die Natur ſelbſt dafür geſorgt, daß ihr, wenn ein ſo ausſchweifender Plan auch wirklich der eurige wäre, in dem Nationalcharakter eures eignen Volkes ein Hinderniß finden werdet, das euch mehr zu ſchaffen geben und weniger überwindlich ſeyn wird, als alle äußerlichen zuſammengenommen. Wenn ihr der Beweiſe dieſer Wahrheit nicht ſchon ſo viele hättet, bedürfte es wohl eines ſtärkern, als die unbegreifliche Gleichgültigkeit iſt, womit der größte Theil eurer Bürger die Factionen entſcheiden läßt, wer die Nation repräſentiren ſoll? Könnte etwas ungereimter ſeyn, als auf die Grundſätze und Geſinnungen eines Volks, das ſein weſentlichſtes Intereſſe mit einem ſolchen Leichtſinn behandelt, Staat zu machen, und ihm alle die Feſtigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein ſolcher Plan bei ihm vorausſetzt? Ihr ſeyd ſo wenig zu Republicanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daß, wenn ein paar Armeen ſich morgen für einen König erklärten, euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroriſten abgerechnet, vive le Roi! ſchreien würde, ſo lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

Frankgall. Das könnte möglich seyn; aber daß es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sey versichert, mein guter Holger, daß die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipulirt werden muß, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läßt. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daß die große Mehrheit der Nation im Herzen königisch gesinnt ist: aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republicanern zusammengesetzt sind, und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daß es ihnen an Gelegenheit sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen) nie fehle! So lange dieß geschieht, wird unser Volk, das sein großes Bedürfniß, regiert und sogar despotisirt zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich vermöge eben dieser leichtsinnigen Apathie, die du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republicanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Directorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem jeden beherrschen läßt, der die Zügel einmal in den Händen hat.

Holger. Ich bitte dich, nicht zu vergessen, daß euer Volk ein wenig veränderlich, muckisch und wetterlaunisch ist, und bei der geringsten Veranlassung eben so schnell aus der gedankenlosesten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerei überspringt, als es aus dieser, wenn sie vertobt hat, in jene zurücksinkt.

Frankgall. Daher ist freilich auf Seiten derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig;

und auch damit würden unſre Fünfmänner nicht auslangen, wenn ſie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredienzien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein wenig Terrorism beizumiſchen. Unſer Volk muß behandelt werden wie ein ſtolzes und raſches Pferd, dem man immer ſchmeicheln und liebkoſen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muß.

Holger. Und ſo hätteſt du mir alſo alle Auswege abgeſchnitten, und die Univerſal-Demokratie wird, alles Einwendens und Sträubens ungeachtet, über kurz oder lang in euern Händen ſeyn? — Nun, wenn es denn ſo ſeyn muß, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen, und —

Frankgall. — wie die Solothurner, zu hoffen, daß der heilige Sanct Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herabſtürzen, und die verruchten Feinde der Götter und der Menſchen mit ſeinem flammenden Morgenſtern zu Boden ſchlagen werde? Sey ein Mann, alter Freund, ſpare deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall, und nimm deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hülfsquelle mehr hat, und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrichtig gegen dich zu ſeyn, lieber Holger, ich ſelbſt, wiewohl ich, der Pflicht eines guten Bürgers zufolge, mit der gegenwärtigen Verfaſſung und Regierung meines Vaterlands zufrieden bin — weil es nicht in meiner Macht ſteht ihm eine beſſere zu geben — bin kein ſo abgöttiſcher Verehrer unſrer Conſtitution, daß ich glauben ſollte, es ſey außer ihr kein Heil für die Menſchheit; oder daß ich die Univerſal-Demokratie, womit ich dich erſchreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarei und Verwilderung

anſehen ſollte. Aber ehe es mit dem bereits ſo aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen ſo ſehr gewitzigten Europa zu dieſer Extremität kommen müßte, gibt es wohl noch mehr als Einen Ausweg, und ich ſelbſt — dem du es wohl nicht angeſehen hätteſt — weiß dir ein ſehr einfaches, der Stufe unſrer Cultur würdiges, leicht auszuführendes, und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Uebel zuvorzu kommen.

Holger. O du großer und gebenedeieter Helfer in der Noth, ſage an, was haſt du uns noch für ein Arcanum im Rückhalt, welches, wenn es dieſe Eigenſchaften hätte, dem Stein der Weiſen ſelbſt an Werth gleich zu ſchätzen wäre?

Frankgall. Rathe.

Holger. Davus sum, non Oedipus.

Frankgall. Im Ernſt, du kannſt es nicht errathen?

Holger. In ganzem Ernſt, nein!

Frankgall. Es kann nichts Leichteres und Einfacheres erdacht werden.

Holger. Du machſt mich ungeduldig!

Frankgall. Wenn ich dir's geſagt habe, ſo wird mir's damit gehen, wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniß, ein Ei auf die Spitze zu ſtellen: du wirſt lachen und ſagen, iſt's nichts als das?

Holger. Ich bitte dich, laß es gut ſeyn, und quäle mich nicht länger.

Frankgall. Nun ſo wiſſe denn, Freund Holger, es iſt nicht mehr und nicht weniger, als der einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumſchränkten Könige ſollten freiwillig und aus eigner Bewegung —

Holger. — von ihren Thronen herabſteigen und ihre Souveränetät dem Volk überlaſſen?

Frankgall. Nein! nur — die Verfaſſung von Großbritannien in ihren Reichen einführen.

Holger. Und dadurch, glaubſt du, würden ſie und ihre Unterthanen glücklicher ſeyn, und der Kataſtrophe, die du nur erſt als unvermeidlich zeigteſt, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückſeligkeit der Britten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zuſtand ihrer Finanzen und ihrer Staatsſchuld, und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung, unſre Monarchen zu einem ſo beiſpielloſen Schritte reizen?

Frankgall. Die Brittiſche Conſtitution iſt vortrefflich; darin ſtimmten die größten Denker und Staatskundigen unſers Jahrhunderts immer überein: aber ſie war das Werk des Moments, und ſie hat (wie unſre Conſtitution von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen ſie jetzt büßen. Natürlicher Weiſe müßten alle dieſe Mängel und Gebrechen vermieden werden. So iſt, z. B. das Parlament in England nicht frei genug; denn der Einfluß des Hofes neutraliſirt beinahe alles, was auch eine wirklich vaterländiſch geſinnte Oppoſition zum Beſten der Nation wirken könnte. Unſre Conſtitution von 1791 ſetzte die königliche Würde viel zu tief herab, ſo tief, daß der Thron, und ſie mit ihm, fallen mußte: hingegen iſt die Macht der Brittiſchen Krone ſo groß, daß ſie ihre unbeſtimmten Gränzen, auf Unkoſten der Volksrechte, ſo lange erweitern kann, bis für dieſe gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König alſo, der den großen und wohlthätigen Gedanken faßte, ſeinem Volke aus eigner Bewegung eine Conſtitution zu geben, worin Freiheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müßte Einſicht und Seelengröße genug haben, um ſich ſelbſt, und denen, die

entweder als seine Rathgeber und Vollzieher seines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, selbst ist, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu setzen, ohne darum die Majestät des Throns zu verletzen, und das königliche Ansehn den Eingriffen herrschsüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preiszugeben.

Holger. Hierin die richtige Mittelstraße zu treffen, dürfte schon in der bloßen Theorie weit schwerer seyn als du dir vorstellst.

Frankgall. Ganz und gar nicht; im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Daß sich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflösende, alle Forderungen der Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfene, mit Einem Worte keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die Brittische Constitution so fehlerfrei zu machen als irgend ein Menschenwerk seyn kann, bedürfte sie nur weniger Modificationen. — Mehr Gleichheit in der Repräsentation — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizei bei der Wahl der Repräsentanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

Holger. Wenn du etwa einen König finden solltest, der deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkür mit andern Mächten Händel anzufangen oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht zu

vergeſſen. Die Billigkeit, daß die Nation zu einer ſie ſo nahe betreffenden Sache auch ein Wort zu reden habe, leuchtet, hoffentlich, von ſelbſt in die Augen —

Frankgall. Erinnere dich, lieber Freund, daß hier nichts zu rathen iſt, und daß mein Arcanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigner Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

Holger. So beſorge ich ſehr —

Frankgall. Beſorge lieber nichts. Wir haben ſeit zehn Jahren noch weit unwahrſcheinlichere Dinge erlebt. Laß uns vielmehr hoffen, was wir wünſchen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Beſten der Welt zu thun vermögen, wenigſtens nicht verzweifeln daß alles noch beſſer werden könne;

Et vogue la galère
Tant que pourra voguer!

VII.

Würdigung der Neufränkiſchen Republik aus zweierlei Geſichtspunkten.

Raymund. Glauben Sie mir, Wilibald, ſo lang' es zwiſchen dem Atlantiſchen Meer und dem Rhein noch Männer gibt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbſtbewußtſeyn verſchmolzenen Gefühl der Würde des Menſchen durchdrungen, die Freiheit, als nothwendige Bedingung derſelben, und die Republik, als die einzige Regierungsform, die ihr angemeſſen iſt, über alles lieben, kein Intereſſe kennen, das ſich nicht in dem Intereſſe derſelben verlieren müßte, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünſche haben als für die Republik, und in jedem Augenblick bereit ſind, ihr, die ihnen alles iſt, ihr ganzes Selbſt aufzuopfern — ſo lang' es noch ſolche Menſchen unter uns gibt, wie klein auch ihre Anzahl ſeyn mag, ſo lange wird die Republik beſtehen, und wenn gleich die halbe Welt ſich gegen ſie verſchwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber, wenn auch unſer böſer Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjuſt und Lebon gegen ſie aufſtehen ließe; wenn ein neuer 31. Mai alle wahren Republicaner an Einem Tage

ſchlachtete; ſo wird ihr Blut, wie man ehemals von dem Blute der Martyrer ſagte, unſern der Freiheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geiſt wird in ihre Gebeine wehen; ſie werden unter andern Namen wieder aufleben und den ſchönen Kampf mit der Tyrannei und den Laſtern von neuem beginnen, um ihn ſo lange fortzuſetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde der Freiheit, der Tugend und der Menſchheit ausgerottet haben wird.

Wilibald (kalt und ruhig). Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem ſolchen Glauben Wunder thun kann; und, wiewohl mich die Natur auf dieſer Seite etwas ſtiefmütterlich behandelt hat, ſo fühle ich doch die Achtung, die dieſem hohen Enthuſiasmus gebührt, und betrachte es als die ſchönſte Wirkung der Revolution, daß ſie ſolche Menſchen aus der Dunkelheit hervorgezogen, und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen, und die Rolle zu ſpielen, die ſo erhabenen Naturen zukommt.

Raymund. Sie mögen dieß aus Ironie oder im Ernſt ſagen, ſo haben Sie die Wahrheit geſagt.

Wilibald. Und gleichwohl, weil weder uns noch der Republik mit Selbſttäuſchung gedient ſeyn kann, dürfte nöthig ſeyn, die reine Begeiſterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewiſſer mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginationsmenſchen (wenn mir dieſes Wort erlaubt iſt) wohl zu unterſcheiden, welche von den bloßen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten ſo heftig begeiſtert und in ſo ſtürmiſche Leidenſchaften geſetzt werden, daß ihre Vernunft unmöglich frei und heiter genug ſeyn kann, um gewahr zu werden, daß ihre Leidenſchaft einem bloßen Truggeſpenſt nachjagt, welches ſie ſelbſt und alle die ihnen

folgen, auf Irrwege verleitet, und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

Raymund. Ich zweifle, ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie sich deutlicher.

Wilibald. Sehr gern. Da ich Ihre Revolution vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind seyn müssen, wenn ich unter denen, die für die gute Sache der Freiheit am meisten gethan und gelitten haben, nicht zwei, bei aller ihrer Aehnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte: wovon die einen, wenn ihre Grundsätze und Maßregeln hätten durchdringen können, die Revolution zu einer unermeßlichen Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die andern hingegen, weil sie mit den übrigen durchdrangen, die Nation in einen Abgrund von Jammer mit sich hinabzogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Constitution von 95 allmählich wieder empor arbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daß, ohne eine nochmalige schmerzliche Wiedergeburt, wenig Hoffnung da zu seyn scheint, sie jemals in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

Raymund. Ich merke, wo Sie hinaus wollen und was für Männer Sie meinen. Aber, ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Capitulation herausgekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsterniß, Philosophie und Fanatism, Freiheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpationen, stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, daß ein Bailly, ein Malouet, ein Roland, ein Andreas Chenier und die Wenigen, die man ihresgleichen nennen kann, tugendhafte,

aufgeklärte und das Vaterland redlich liebende Männer waren: aber ihre Seele, wie groß und thätig sie auch innerhalb der Gränzen ihres Gesichtskreises seyn mochte, hatte nicht Energie und Freiheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, außer welcher keine Freiheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genuß aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde, denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die Brittische, das höchste gewesen, was wir mit allen den gräßlichen Erschütterungen und Convulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

Wilibald. Damit wäre sehr viel gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen, und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeizigen Bösewichten auf alle nur ersinnliche Art fanatisirt worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

Raymund. O das glaub' ich selbst. Woran läßt sich aber auch ein von Aberglauben und Despotism Jahrhunderte lang zusammengedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden seyn. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muß es, so zu sagen, bei den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung herausziehen, muß es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dieß zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert, wie die Brissot, die Guadet, die Barbarour, die Louvet und alle diese entschiedenen Republicaner, die an der Spitze der Girondisten standen, und, wiewohl sie die wahren Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nation bereits vergessen zu seyn scheinen.

Wilibald. Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nation von der Größe der Wohlthat nicht überzeugt genug iſt, um zu wiſſen, ob ſie Dankes werth ſey. — Sie waren vorhin ſo billig gegen meine Protegirten, daß es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren ließe. Ich will alſo glauben, daß Briſſot und ſeine Partei es eben ſo redlich mit dem Vaterlande meinten als jene: aber wie weit, wie unendlich weit waren ſie entfernt, den Namen weiſer und tugendhafter Männer zu verdienen! Um ſie und ihre Thaten zu würdigen, muß man nicht künſtlich zuſammengeſetzte Lobreden, worin der Leſer bald durch die feinſten Taſchenſpielerkniffe der Redekunſt getäuſcht, bald durch die ſtärkſten Anfälle auf ſein Gefühl, durch affectvolle Schilderungen und herzrührende Ergießung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners beſtochen wird, ſondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen — und ein unparteiiſcher Weltbürger wird Mühe haben, dieſe, wenn Sie wollen, edlern und beſſern Freiheitsſchwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und ihresgleichen, anders als dem Grade nach, zu unterſcheiden.

Raymund. Ehe ich Ihnen dieß zugeben könnte, müßten wir in Umſtändlichkeiten und Unterſuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermeßlichen Ocean unſrer Revolutionsgeſchichte verlieren würden.

Wilibald. Ich denke nicht daß dieß nöthig ſey, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was ſich von dieſer Geſchichte in dem Gedächtniß eines jeden nahen oder entfernten

Zuſchauers erhalten hat, um behaupten zu können, daß gerechte und tugendhafte Menſchen vor den Mitteln mit Scham und Abſcheu zurückſchaudern, die man ſich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

Raymund. Bedenken Sie aber auch, daß die Revolution ein Orkan war, dem weder einzelne Perſonen, noch ſelbſt eine ganze Partei gebieten konnte; daß es faſt immer bloß darauf ankam, den Staat unter dem wüthendſten Sturm zwiſchen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bei unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs, durchzuführen, und daß die Noth oft zu dringend war, als daß man ſich lange hätte bedenken können, was man zuerſt über Bord werfen müſſe, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigſten Schaden ſtopfen könne.

Wilibald. Gewiß bedenke ich das alles; aber ich bedenke auch, daß der Orkan, der die Führung des Schiffs ſo gefährlich und ſo verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, ſondern ein magiſcher Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünſtlern, in der Abſicht ſich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

Raymund. Da ſind wir wieder in unſerm vorigen Cirkel, und werden uns ewig darin herumdrehen, ſo lange wir über das, was durch die Revolution bewirkt werden ſollte, ſo verſchiedner Meinung ſind.

Wilibald. Laſſen Sie mich verſuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Meinungen ſchon hinlänglich iſt, uns aus dieſem Cirkel herauszuhelfen. Soll ich Ihnen die erſte Quelle nennen, aus welcher jene ſchwärmeriſchen Liebhaber der Republik ihre Selbſttäuſchung geſchöpft haben? Höchſt wahrſcheinlich ſind Nepos und Plutarch unſchuldiger

Weiſe an allen ihren Irrthümern und Mißgriffen Schuld. Die beſten und gebildetſten unter ihnen wurden, ſo zu ſagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeſchwächten Sinn für das ſittlich Schöne und Große haben, machten ſie Bekanntſchaft mit den ausgezeichnetſten Republicanern Griechenlands und Roms, und ſogen mit der enthuſiaſtiſchen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themiſtokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Cato und ihresgleichen, unvermerkt auch die Geſinnungen derſelben, ihre Liebe zur republicaniſchen Freiheit, ihren Haß gegen Tyrannei und Königthum, und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin ſie von der Welt, von den Menſchen mit welchen ſie künftig leben ſollten, und von den tauſendfach in einander geſchlungenen Verhältniſſen und Intereſſen der unzähligen Claſſen und Abſtufungen, die den ungeheuern Zwiſchenraum vom Monarchen bis zum Bettler in einem großen Staate ausfüllen, nur ſehr mangelhafte und verworrene Begriffe, ohne Ueberblick des wahren Zuſammenhangs dieſer Dinge haben konnten, in dieſem Alter, das gewöhnlicher Weiſe für das ganze Leben eines jeden Menſchen entſcheidend iſt, gewöhnten ſie ſich an die großen und ſchönen Formen, unter welchen, in den glücklichſten Perioden jener alten Freiſtaaten, die menſchliche Natur einer noch unverdorbnen Seele erſcheint. Aber, indem ſie die Verfaſſung von Sparta, Athen und Rom, in den Zeiten, wo Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äußerſt einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichſten Zuſtand, worin Menſchen leben könnten, ſondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geſchichte und Augenſchein

von der monarchiſchen Verfaſſung zeigte, für den einzigen, worin der Menſch die Würde ſeiner Natur behaupten könne, anſahen, ließen ſie ſich wenig davon träumen, daß dieſe bewunderten alten Republiken und dieſe angebeteten großen Männer — zuerſt unter den Meiſterhänden der Geſchichtsmaler des Alterthums, und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten, und zu Idealen und ſchönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen ſie unſchuldiger Weiſe übel getäuſcht werden mußten, ſobald ſie ſolche nicht nur in die wirkliche Welt, ſondern ſogar aus ihrem natürlichen Zuſammenhang herausgehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge, und in einen Boden, wo ſie unmöglich gedeihen konnten, verſetzen wollten. Gleichwohl war es dieß, was ſie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revolution Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch ſchon in Schriften geäußerten Lieblingsideen realiſiren zu können. — Dieſe Hypotheſe, als Thatſache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein ſtarkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche dieſe kleine Schaar ächter Republicaner in der Revolution geſpielt hat; ſie macht aber auch begreiflich, warum ſie, ohne ihr großes Unternehmen ausführen zu können, in dem Strudel, der ſie mit immer zunehmender Gewalt in ſich hineinzog, nothwendig zu Grunde gehen mußten. Um der guten Sache willen (wie ſie glaubten) genöthigt, mit Menſchen, die zwar eben daſſelbe Ziel, aber mit ganz andern Abſichten und Geſinnungen, verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen, dieſen ſo ungleichartigen Mitverſchwornen ihre eigene Vorſtellungsart beizubringen; immer bald genöthigt nachzugeben, um nicht alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluten des Bürgerkriegs,

und den hartnäckigen Widerstand der ehemals herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie, aus ihrem eigenen Wege herausgeworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nation aufgewühlt und emporgeschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menschen, weil sie für die Sache der Freiheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Strafloſigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forderten; wo so vielerlei Factionen, deren jede Männer von großen Talenten, oder ungewöhnlichen Naturgaben, oder gränzenloſer Verwegenheit und Verruchtheit, an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Maß der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloſer, in sich selbst hineingeschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Böſewicht sich selbst immer gleich bleiben, und, wie ein übelthätiger aber mächtiger Genius, über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte; — wie wär' es anders möglich gewesen, als daß jenes kleine Häufchen, mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republicanischer Tugend, für welche außer ihnen selbst, niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit, nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemaligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerei, seinen feurigen Patriotism, seine zweideutige Tugend, und seinen Mangel an Muth, so oft es auf rasche Entschließung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowohl seiner eignen Kräfte, als deſſen was unter

den gegebenen Umſtänden möglich war, mit dem Leben büßen mußte?

Raymund. Was Sie Mangel an Muth und Entſchloſſenheit nennen, war vielmehr ächte republicaniſche Tugend, Anhänglichkeit an geſetzmäßige Ordnung, Abſcheu vor gewaltthätigen Handlungen die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergeſſen ihrer perſönlichen Gefahr beim Gedanken des Unheils, das ein beſorglicher, aus dem Schooße des Convents ſelbſt ausbrechender Bürgerkrieg über die Nation und die gute Sache bringen würde.

Wilibald. Ich kann Ihnen das eingeſtehen, ohne daß ich mein Urtheil von den enthuſiaſtiſchen Stiftern Ihrer Republik zurückzunehmen Urſache hätte. Es war ein ſchöner Irrthum, der dieſe größtentheils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Geſinnungen einiger alten Griechiſchen und Römiſchen Republicaner erhitzten Männer täuſchte. Wer wird ihnen läugnen wollen, daß Freiheit und Gleichheit, wenn ſie bei einem aufgeklärten und tugendhaften Volke, vermittelſt einer weiſen Geſetzgebung, durch eine kluge und patriotiſche Regierung zu möglichſter Veredlung der Menſchheit angewandt würden, die wohlthätigſten Früchte nicht nur für dieſes einzelne Volk, ſondern mit der Zeit für die ganze Menſchheit tragen müßten? Welcher Menſch von feurigem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer ſolchen Republik bezaubert? Der große Irrthum eurer Enthuſiaſten, der Vater aller übrigen in welche ſie folgerechter Weiſe verfallen mußten, war, daß ſie dieſes Ideal von Republik aus der intelligiblen Welt in die Sinnenwelt verſetzen wollten, ohne zu ſehen, daß die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daß ſie die ihnen ſo mächtig entgegenwirkenden

zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten; und daß sie sich selbst, zur Bestehung dieses größten aller Abenteuer, mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

Raymund. Ei, ei, mein lieber Wilibald! Sehen Sie nicht, daß es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da, und hat, denke ich, ihr Daseyn seit zwei Jahren dem ganzen Europa, und vorzüglich euch Deutschen so fühlbar manifestirt, daß ihr eben so leicht an euerm eigenen Daseyn als an dem ihrigen zweifeln könntet.

Wilibald. Was nennen Sie Republik, Freund Raymund? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des schönen Ideals unsrer wackern platonisirenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts Republicanisches ist als Name, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die französische Nation ist da, eine Art von republicanischer Constitution ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden; er ist sogar bereits organisirt und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freiheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben, und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unparteiische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht; die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäßigung,

die Frugalität, mit Einem Worte, die Tugenden, die den wahren Charakter einer republicaniſchen Regierung und eines republicaniſchen Volkes ausmachen? Die Franzöſiſche Nation, ſagt man, hat, ſeitdem ſie ſich zu einer Republik conſtituirt hat, erſtaunliche Dinge gethan. Unläugbar! Aber war es der republicaniſche Geiſt und Charakter, in deſſen Kraft ſie dieſe Großthaten verrichtete? In der Lage, worin ſie ſich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich geweſen, ein Volk, das von jeher feurig, ſtolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzoſen wurden noch zum Ueberfluß an ihrem empfindlichſten Theil, an ihrem Ehrgefühl, angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freiheit, und mit gränzenloſer Verachtung gegen alles, was monarchiſch und ariſtokratiſch hieß, angefüllt, ſahen ſie auf ihre Feinde als auf armſelige Lohnknechte tyranniſcher Uſurpatoren herab, und ſiegten, weil ihnen nichts unerträglicher ſchien, als die Schmach, ſolchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dieß war noch nicht alles. Eine der natürlichſten Folgen einer allgemeinen Umkehrung großer Staaten iſt, daß eine Menge neuer Menſchen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervorgerüttelt werden, und auf ihrem rechten Platz zu ſtehen kommen, wo ſie Talente zeigen können, die ihnen ſelbſt vielleicht unbekannt waren. Was für Namen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Turenne, der Catinat, Gaſſion, Villars, Villeroy u. ſ. w. die den Regierungen des dreizehnten und vierzehnten Ludewigs ihren Glanz geliehen hatten! Die Revolution förderte die Dumouriez, die Pichegrü, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augereau u. ſ. w. zu Tage; und welch ein Geſchenk hat euch das Schickſal an dem einzigen Bonaparte gemacht! einem Manne, der ſich ſchon vor ſeinem achtundzwanzigſten Jahre eine Stelle unter den

größten aller Zeiten erwarb, und alles, was einen Epaminondas und Ageſilaus, Scipio und Paul-Aemil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in ſich vereiniget! Die Franzöſiſchen Kriegsheere haben unter dieſen Anführern glänzende Siege erfochten, große Eroberungen gemacht, und den unermeßlichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu ſeyn, weil ſie ſich unüberwindlich glauben, und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünſcht daher Friede mit der großen Nation, und wer Friede von ihr haben will, muß ſich die Bedingungen gefallen laſſen, die ihm ihre Gewalthaber vorſchreiben oder zugeſtehen wollen. Aber alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

Raymund. Nun das iſt luſtig genug! Das fehlte noch, daß Sie unſrer Republik, nachdem ſie beinahe von allen Europäiſchen Mächten anerkannt wird, noch gar den Namen einer Republik ſtreitig machen wollen!

Wilibald. Den Namen nicht. Namen gelten wie Münzen. Man erkennt eure dermalige Uebermacht weil man muß, und nennt euch wie ihr genennt ſeyn wollt. Man würde euch eben ſowohl für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn ihr darauf beſtändet. Aber weder Name, noch Sprache und Phraſeologie, noch Zuſchnitt und äußerliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, ſo lange die große Nation in allen weſentlichen Zügen ihres Charakters eben dieſelbe iſt und bleibt, die ſie ehemals war. Die Menſchen machen die Republik, nicht die Conſtitution. Einem Menſchen, deſſen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweiſe mit dem Charakter eines wahren Republicaners in offenbarem Widerſpruch ſteht, zu befehlen, daß er ſich plötzlich in einen Republicaner verwandle, heißt einem

Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daß er ein Pas de deux mit Veſtris tanze. Euer Volk iſt nicht zur republicaniſchen Sophroſyne gemacht; es kennt keine Mittellinie zwiſchen dem Aeußerſten zu beiden Seiten: es muß deſpotiſch regiert werden, oder es iſt gar nicht zu regieren. Was iſt's nun, daß ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr ſind, weil ihr euch in einer Anwandlung von Freiheitsdrang in den Kopf ſetztet, keine mehr haben zu wollen; und ihr habt euch andere gegeben, die ſich Bürger nennen laſſen. Ehemals war eure Regierung deſpotiſch unter einer monarchiſch-ariſtokratiſchen Form; jetzt iſt ſie deſpotiſch unter einer pentarchiſch-demokratiſchen. Der Unterſchied iſt wahrlich des großen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menſchen, daß es nun einmal ihr Loos iſt, immer mit Worten zu ſpielen und immer durch Worte getäuſcht zu werden: aber die Natur bleibt darum nicht weniger was ſie iſt. So iſt es z. B. bloßer Mißbrauch der Worte, wenn man Deſpotism mit Tyrannei für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Marc-Aurel, Friedrich der Einzige, Joſeph II waren Deſpoten, und werden ewig Muſter trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Volke, dem alle hundert Jahre einer ihresgleichen zu Theil wird! Ich bin alſo weit entfernt, eurer damaligen Regierung die Verdienſte, die ſie ſich in mehrern Hinſichten um Frankreich erworben hat, abzuſprechen, indem ich ſie deſpotiſch nenne: ich läugne nur, daß ſie republicaniſch iſt, und berufe mich der Kürze halben auf den 18. Fructidor und das ganze Benehmen eurer Regierung ſeit dieſer Epoche.

Raymund. Der 18. Fructidor war der zweite Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre ſie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism

und des wüthendſten Bürgerkriegs zurückgeworfen worden ſeyn. Die Conſtitution mußte verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war ſie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unſers Directoriums ſich jemals ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, ſo war's am 18. Fructidor.

Wilibald. Ich würde ſelbſt nicht ermangeln, ihre Büſten in meinem Lararium aufzuſtellen, wenn ſie durch einen nothwendigen Bruch in die Conſtitution eine wirklich beſtehende und rechtmäßig beſtehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich iſt keines von beiden: jenes ſoll ſie erſt durch eine künftige Erziehung werden, die eure eifrigſten Republicaner ſelbſt kaum für möglich halten; dieſes kann ſie niemals, oder, wenn Sie es ſchlechterdings wollen, beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

Raymund. Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Um wirklich Republik zu werden, müßte der Charakter der Nation eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidiſchen nur Kinderſpiel wären; um rechtmäßig zu werden, müßte ſich der ganze Lethe über Frankreich ergießen, und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre ſo rein aus allen Gemüthern auswaſchen, daß alle Franzoſen in dem nämlichen Augenblicke, da ſie ſich einhellig zu einer Republik conſtituiren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu ſeyn glaubten.

Raymund. Sie nehmen es ſehr ſcharf mit uns, Wilibald. Wer könnte beſtehen, wenn er nach einem ſo ſtrengen Geſetz gerichtet würde? Unſre Republik war, als die Conſtitution von 1795 von dem ungleich größten Theil der Nation angenommen wurde; und wäre ſie es auch nur einen

Tag geweſen, ſo war dieſer Tag hinlänglich, um das, was damals Wille der Nation war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären, und dem zufolge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und, was die Rechtmäßigkeit betrifft, braucht es denn mehr, als eben dieſen Willen der Nation, um jede Staatsverfaſſung, die ſie ſich für die zuträglichſte hielt, rechtmäßig zu machen?

Wilibald. Unglücklicher Weiſe für die Sache der Republikſtifter galt dieß alles eben ſo gut für die Rechtmäßigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nation in der Welt war wegen ihrer ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit an ihre Erbfürſten ſo berühmt als die Franzöſiſche? Rief nicht ehemals alles Volk, wenn es bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit vom Volke gegrüßt und von der Königin mit einem unſichtbaren Lächeln beſeliget wurde, wenigſtens eben ſo anhaltend vive le Roi, vive la Reine, als es am 10. Auguſt vive la République rief? Wenn der vorgebliche Anſchlag einiger Glieder der geſetzgebenden Räthe und des Directoriums, die Republik wieder in eine monarchiſche Form zu gießen, am 18. Fructidor unrechtmäßig war, wie konnt' es am 10. Mai rechtmäßig ſeyn, die Monarchie zu zerſtören, um eine Republik an ihre Stelle zu ſetzen? Doch, was bedarf es mehr, als einen bloßen Ueberblick der Geſchichte des Jacobinerclubs und ſeiner Heldenthaten, um ſich durch lauter beurkundete notoriſche Thatſachen zu überzeugen, daß die Franzöſiſche Republik nicht einem mit ruhiger Ueberlegung abgefaßten allgemeinen Beſchluß der Nation, ſondern einer langen Reihe der geſetzwidrigſten Anmaßungen, Cabalen, Ränke, Betrügereien und Unthaten ſolcher politiſcher Fanatiker und moraliſcher Böſewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille des Moulins und ſo viele andere jetzt

doch wohl allgemein anerkannt ſind, ihr Daſeyn zu danken hat? Gewiß, lieber Raymond, können und werden Sie mir nicht zu läugnen begehren, daß ein Zuſammenfluß von niedrigen Kunſtgriffen, gaukleriſchen Täuſchungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbariſchen Mordſcenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daß es, um von dem gränzenloſen Elend der Anarchie befreit zu werden, ſich eine Verfaſſung gefallen ließ, von welcher es eben ſo wenig Kenntniß hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in ſich fühlte. In der ganzen Geſchichte aller Völker iſt kein Beiſpiel zu finden, daß die Errichtung eines Freiſtaats nur den tauſendſten Theil der Verbrechen gekoſtet hätte, ohne welche der eurige nie zu Stande gekommen wäre.

Raymund. Alle die Abſcheulichkeiten, womit die Annalen unſerer Revolution leider befleckt ſind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltſamen gänzlichen Umſturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig ſeyn wollen, auf die Urſachen dieſes Umſturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in dem Charakter, den Leidenſchaften und der ſittlichen Verdorbenheit derjenigen, die ſich vom Anfang an einer gründlichen Abſtellung der unläugbarſten und unerträglichſten Mißbräuche aus allen Kräften entgegen ſetzten, als in den Anſchlägen und Beſtrebungen der kleinen Anzahl ehrgeiziger und neuerungsſüchtiger Menſchen finden, die, ebenfalls aus perſönlichen Abſichten, von Anfang an ihr Möglichſtes thaten, die Riſſe und Breſchen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern, und hadurch den Böſewichtern vom Jahre 1791 und 1792, die an ihre Stelle kamen, unwiſſender Weiſe die Hälfte der Arbeit erſparten.

Wilibald. Ich geſtehe Ihnen gern, daß ich die

Rechtfertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Partei wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Cabalen ihrer Gegner präsidirten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaßungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich, wenn auch nicht mit bloßer Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte, welche die Nation schon im 14ten und 15ten Jahrhundert besaß, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die brittische durch die Revolution von 1688 erhielt, begnügen lassen, so würden sie, da sie auf den Beifall und Beistand der ganzen Nation rechnen konnten, ohne große Schwierigkeit damit durchgedrungen seyn, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das liebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als Vandalische Barbarei und Neuseeländische Wildheit zurückstürzte — dieser scheußlich gähnende Riß in der Geschichte eurer Cultur würde eure Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damals eure wiewohl noch heimlichen und verkappten Republicaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Handvoll metaphysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehntausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäßigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk durch Vorspiegelung mißgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reizen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand sie der Nation zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preiszugeben, und im ganzen Reiche alles umzukehren,

aufzulöſen und zu zerſtören, bloß um den Verſuch zu machen, ob ein Ideal, das ſie ſelbſt nur in einem magiſchen Nebel erblickten, ſich vielleicht realiſiren laſſen werde? Was berechtigte ſie, dieſes ihr Vorhaben, wenn es auch an ſich noch ſo löblich geweſen wäre, auf Unkoſten des angeſehenſten und begütertſten Theils der Nation zu bewerkſtelligen? Mit welchem Schatten von Recht maßten ſich dieſe Menſchen, um eine illuſoriſche Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyranniſchen Gewalt an, ein von ihnen ſelbſt für ſouverän erklärtes Volk in ſeinen einzelnen Gliedern der Freiheit, eine andere Meinung als ſie zu haben und nach eigner Ueberzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Faction hingegen der großen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen, und den Gebrauch des heiligſten aller Menſchenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freilich, wäre das alles nicht geſchehen, ſo exiſtirte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch ſolche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemals ein Marius und Sylla und Octavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr ſelbſt proclamirten Rechte der Menſchheit, mit Einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maß zum Daſeyn gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt ſich eine Republik (das Werk der Marat, Mannel, Pethion, Carra, Baſire, Chabot, Robespierre und ihresgleichen) unter die Amphiktyonen Europens hinzutreten, und ſich einer entſcheidenden Stimme in ihrem Rath anzumaßen? Auf was für Rechte kann ſie Anſpruch machen, da ihre Exiſtenz ſelbſt die größte aller Ungerechtigkeiten iſt?

Raymund (nach einer kleinen Pauſe). Lieber Willibald! wozu das alles? So lange wir die Sache aus einem ſo tief liegenden

und beſchränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einſeitige, ſchiefe und gehäſſige Anſichten erhalten, aus welchen ſich kein gültiges Reſultat ziehen läßt. Unſre Revolution iſt nun einmal erfolgt, weil es (morgenländiſch zu reden) auf der Tafel des Lichts geſchrieben war, daß ſie erfolgen ſollte. Unſre weiland Monarchie iſt nun einmal todt und abgethan, und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank ſey dem Himmel! die Nation iſt noch da; ſie ſteht in ihrem alten Grund und Boden feſt gewurzelt, und wird wahrſcheinlich nur durch eine allgemeine Erſäufung oder Verbrennung unſers Planeten untergehen. Dieſe Nation iſt, nach mancherlei mißlungenen Verſuchen ſich wieder zu organiſiren, durch die Zuſammenwirkung der vier großen Beweger aller ſublunariſchen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenſchaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, ſich diejenige Verfaſſung gefallen zu laſſen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beſte ſchien. Und ſo iſt nun das Franzöſiſche Volk, nach dem politiſchen Tode ſeiner Monarchie, aus eigner Macht und Gewalt, nicht nur unter der Geſtalt, ſondern wahrlich mit der vollſaftigen Jugendſtärke einer Republik, wieder auferſtanden, welche ihr Recht, unter den Amphiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, ſo nachdrücklich zu behaupten gewußt hat, daß es ihr ſchwerlich ſo bald wieder ſtreitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermalige Conſtitution die letzte, oder nur ein ſtarker Schritt vorwärts zu einer andern ſey, wobei die Nation ſich vielleicht noch beſſer befinden würde, wer kann das ſagen? — Genug, ſie iſt nun, was ſie iſt; und um dieß recht ins Auge zu faſſen, weiß ich nur Einen Standpunkt.

Wilibald. Und der wäre? —

Raymund. Der kosmopolitiſche.

Wilibald. Er iſt etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

Raymund. Sie ſehen in dieſem einzigen Wort alles was ich ſagen will, und ſo kann ich deſto kürzer ſeyn. Dem Kopf und dem Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Geſetzmäßigkeit und ewige Ordnung ſieht, iſt dieſer Erdball nur ein einziges Gemeinweſen, und das über ihn verbreitete Menſchengeſchlecht nur Eine Familie. Alles Beſondere und Einzelne in den menſchlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniß desſelben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menſchheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, ſo würden ſie ſehen, daß die Revolution, da ſie nun einmal erfolgt iſt, durch alle ihre Anſchläge, Intriguen, Coalitionen und Anſtrengungen nicht ungeſchehen gemacht werden kann; und daß es alſo, wie die Sachen ſtehen, eben ſo ſehr ihr Intereſſe als ihre Pflicht iſt, anſtatt dem großen Werk des Schickſals vergebens entgegen zu ſtreben, es vielmehr zu fördern, und willige Hände zu bieten, daß alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt iſt das dringendſte Bedürfniß aller Europäiſchen Völker Friede, Endigung — nicht wie es anſcheinen will — Erneuerung — des heilloſen, unmenſchlichen Krieges, der in ſo wenig Jahren alle andern Uebel, die der Krieg immer nach ſich zieht, noch durch eine ſo fürchterliche ſittliche Zerrüttung vermehrt hat, daß, wofern er auch nur eben ſo lange fortdauern ſollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarei des 14ten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon ſeyn müßte. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längſt nicht mehr paſſender Einrichtungen, durch Mittel, die ihren Sturz nur beſchleunigen und das Elend der ſchuldlos

leidenden Völker vollſtändig machen würden, Friede, Einverſtändniß, aufrichtige Verbindung zu Wiederherſtellung der allgemeinen Wohlfahrt, iſt, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtſchaffenheit oder Unredlichkeit das Schickſal von Millionen entſcheidet, erwarten, und zu erwarten befugt ſind. Ob die Franzöſiſche Republik gut oder ſchlecht conſtituirt iſt, ob ſie, nach den ſcharfen Begriffen einer ſtrengen Theorie beurtheilt, ihren Namen mit Recht führt, iſt ihre eigene Sache; genug, daß ſie Kräfte und Mittel in ſich ſelbſt hat, das, was ſie jetzt noch nicht ſeyn kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünſchen. „Sie iſt militäriſch," ſagt man. Das mußte ſie ja wohl ſeyn, um ſich zu erhalten und in Reſpect zu ſetzen; will man ſie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede iſt das einzige Mittel, ſie in eine Soloniſche Republik zu verwandeln; ſie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünſte, zur Pflegerin der faſt überall verſcheuchten, oder vernachläſſigten und ſchel-angeſehenen Muſen, zu einem Beiſpiel, welcher Veredlung die Menſchheit fähig iſt, zu machen. Der Friede wird ihre Vorſteher, die zum Theil ſo viel zu vergüten haben, um ihrer ſelbſt willen antreiben, durch alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherſtellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit und zu Beförderung des möglichſten Nationalwohlſtandes wirken kann, jede Erinnerung an das überſtandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines ſo leicht vergeſſenden, ſo gern fröhlichen Volkes auszulöſchen. Daß ſchon jetzt, mitten unter zweifachen Anſtrengungen gegen innere und auswärtige Feinde, welche bisher die ganze Aufmerkſamkeit unſrer Regierung beſchäftigten und die ſtockenden Hülfsquellen des Staats größtentheils aufſaugten, daß ſelbſt in dieſem noch immer gewaltſamen Zuſtande

die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unſern meiſten Provinzen immer ſichtbarer werden, beweiſet jedem, der ſie mit einiger Aufmerkſamkeit bereiſen will, der Augenſchein. Selbſt einer der ausgewanderten Royaliſten muß geſtehen, „daß es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müßiggangs mehr gebe, daß das Land bei weitem beſſer angebaut ſey als ehemals, und die Induſtrie geſtiegen zu ſeyn ſcheine.“ Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlſtandes könnten die Völker Europens ſich mit und neben uns erheben, wenn ſie den ſchimpflichen Ueberreſten der alten Barbarei, dem kannibaliſchen Nationalhaß, dem elenden Vorurtheil, daß fremdes Glück dem unſrigen ſchade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelſchneiderkünſten, die man ehemals Politik nannte, und durch die ſich niemand mehr täuſchen läßt, auf ewig entſagten, um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rückſicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verſchiedenheit der Staatsformen, ſich zu einem dauerhaften Europäiſchen Gemeinweſen zu organiſiren! Daß, wenigſtens auf unſrer Seite, der Friede in kurzem alles noch Ueberſpannte in den Begriffen und Geſinnungen unſrer warmen Republicaner auf die gehörige Temperatur herab ſtimmen würde, iſt mir eben ſo gewiß, als daß es — wie ungünſtig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unſre Schuld, von uns denken mag — nicht an unſrer Republik liegen werde, wenn die einmal hergeſtellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll halcyoniſcher Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

Wilibald. Wer könnte das Herz eines Menſchen in ſeinem Buſen tragen, und nicht zu dieſen guten Wünſchen, Hoffnungen und Ahnungen Amen ſagen? Was fehlt alſo noch, als irgend eine Beſchwörungsformel ausfindig zu machen,

wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unſern Brüdern und Obern zu thun? damit nicht länger von uns geſagt werden müſſe, was der Pſalmiſt von den goldnen und ſilbernen Götzen der Heiden ſagt: „Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, auch iſt kein Odem in ihrem Munde.“

Raymund. Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menſchlichkeit, wovon ich einige von denen beſeelt ſehe, in deren Händen das Schickſal der Völker liegt; und da bei allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohl verſtandenen eigenen Vortheils hinzukommt, ſollten wir nicht alle Urſachen haben, einem fröhlichen Ausgang entgegen zu ſehen?

VIII.

Was wird endlich aus dem allem werden?

Walther. Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der Französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseyns ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen, und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewißheit dessen, was, vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden, unser Schicksal seyn wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert, und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewissermaßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen, oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas Wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulcans

ruhig an seinem Fuße wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sey dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? war Venedig, Modena, oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen wo Adler und Lämmergeyer nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die, gleich einem ausgetretenen See, ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken, und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen.

Diethelm. Da wäre freilich das Land glücklich, das, ex providentia majorum, mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reißenden Wassers brechen müßten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene nordischen Barbaren, die das alte Römische und Byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder: aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten alles, was der Menschheit von jeher heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freiheit auf, und

rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm. Die neuesten Thaten der großen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen alles gräßlicher als es wirklich ist, zumal da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther. Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form seyn mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte anderer respectirt. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist: aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über diese allein werde ich Zeter schreien so lange noch Luft durch meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus, und alle Tage Einen unter die Guillotine legen müßte.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer, und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden.

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wohl das Aergste was Sie mir sagen wollten?

Aber Ihr Herz erinnerte Sie daß ich beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde ſtecken. — Auch mir iſt es ſchon öfters ergangen wie Ihnen. Wer ſollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Uebermacht trotzend, nicht einmal für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anſtrich von Anſtändigkeit, geſchweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unſern Unwillen nichts beſſer machen, ſondern im Gegentheil, je leidenſchaftlicher wir zu Werke gehen, deſto mehr Gefahr laufen alles gar zu einſeitig zu beurtheilen, und darüber vielleicht das einzige Mittel zu überſehen, wodurch dem Uebel geholfen werden könnte: ſo bleibt uns denn doch nichts andres, als unſre Gefühle zum Schweigen zu bringen, und mit möglichſter Gelaſſenheit ſo lange zu ſuchen, bis wir den Geſichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der, außer dem nil humani a me alienum, ganz und gar kein perſönliches Intereſſe dabei hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verſpreche Ihnen, ſo ſanft zu ſeyn wie ein Lamm, und wir wollen doch ſehen, aus welchem Geſichtspunkte Sie in dem politiſchen Syſtem, nach welchem die Gewalthaber der großen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm. Dazu will ich mich eben nicht anheiſchig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran. Denn ſo wie General Berthier, von der Zinne des eroberten Capitols herab, die Manen des Cato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, ſo citire ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias, und aller andern Sophiſten, deren Leben uns Philoſtratus beſchrieben hat, und fordre ſie heraus, mit aller ihrer Geſchicklichkeit eine ſchlimme Sache gut zu machen,

das neueſte Betragen der beſagten Gewalthaber gegen die Helvetiſchen Republiken zu rechtfertigen. Ich ſetze zum voraus, daß Sie wenigſtens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die res gestas Francorum mit einem hiſtoriſchen Enthuſiasm, der zuweilen in den dithyrambiſchen übergeht, erzählt) von allen Thatſachen hinlänglich unterrichtet ſind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemals zwei ähnlichere Dinge geſehen, als die Vorwürfe, die der Wolf in Phäders Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das Franzöſiſche Directorium ſein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizerkantons gründet?

Diethelm. Ich überlaſſe dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf ſich zu nehmen. — Das Schaf wurde freilich feindſeliger Abſichten und geheimer Einverſtändniſſe mit den Feinden Iſegrimms beſchuldigt.

Walther. Geſetzt auch (was doch wenigſtens ſehr zweifelhaft iſt), es wäre etwas Wahres an dieſen Beſchuldigungen; geſetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete ſich vor ihm, hätte auf alle Fälle ſich um einigen Schutz bei dem Leoparden beworben, und dergleichen — was wär' es denn am Ende? Was kann Iſegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen ſeine eigne Perſon oder Frau Gieremund, ſeine Hausfrau, und die jungen Welfe, ſeine Familie, wird es ſich beigehen laſſen, das friedſame Thier, das ſo froh iſt, wenn man es nur ruhig graſen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Geſetzt aber auch, die vorgeblichen Miſſethaten der Regierungen zu Bern, Freiburg u. ſ. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Laſt gelegt werden konnte,

mehr als genug: — was hatte das Volk in dieſen Ländern verſchuldet, um aus ſeiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfaſſung, worin es ſich ſeit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen, und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige geſetzmäßige Regierung preisgegeben, oder (wenn es ſeiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, ſich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen, und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen ſolchen Vorwand zu warten ſchien, ſich ſelbſt und ſeinen Bundesgenoſſen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein, ſagen ſie, wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen bloß, es von ſeinen Tyrannen, den Ariſtokraten, zu befreien; wir kommen dem ganzen Helvetien die unſchätzbaren Güter, Freiheit und Gleichheit, zuzuwenden, wodurch Frankreich ſeit 1792 ſo glücklich iſt, wie ihr alle wißt, und die dreizehn Kantons, in welchen das arme Volk bisher in der grauſamſten Sklaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübſal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zuſammenzuſchmelzen.“ — Was die Befreiung von den ariſtokratiſchen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher ſo barbariſch buſiriſirt und neroriſirt haben ſollen, ſo ſtand alſo ganz Europa bisher in einem falſchen Wahne, da es die Schweizer für ein freies und glückliches Volk hielt! So lebten ſie ſelbſt in dem unbegreiflichſten Selbſtbetrug, ſich für frei zu halten, da ſie doch Sklaven waren! Alle Fremden, von allen Nationen Europens, die ſich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, ſtimmten bisher darin überein, daß die ariſtokratiſche Regierung der Berner ein Muſter einer edeln, gerechten, ſanften und das Glück der Untergebenen machenden

Staatsverwaltung ſey. Dieß lehrte auch ſchon der bloße Augenſchein einen jeden, der ſich das Vergnügen machte, die verſchiednen Landſchaften, Thäler und Gebirge dieſes anſehnlichen Kantons zu durchwandern; und wiewohl niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Looſe der Menſchheit die Ausnahme gemacht hätten, ſo könnten ſie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichſten Verſtande Volk nennt, glücklicher und zufriedner geweſen wäre als das ihrige. Sey es doch, daß eine Anzahl ariſtokratiſcher Familien im Waadtlande mißvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; ſey es, daß gegen etliche einzelne Perſonen, die vor einigen Jahren als Ruheſtörer in Unterſuchung kamen, härter als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die Franzöſiſche Regierung, ſich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu miſchen? Wenn die angeblich Unterdrückten ſie um Schutz und Beiſtand anriefen, berechtigte ſie das, ſich zum Richter zwiſchen dieſen Particularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magiſtrate der Helvetiſchen Freiſtaaten mit dem verhaßten und unverdienten Namen von Tyrannen zu brandmarken, und das Volk unter dem Verſprechen ihres kräftigſten Schutzes gegen ſie aufzuwiegeln? — Aber auch über dieſe Vergewaltigung, wie offenbar ſie immer gegen das allgemeine Völkerrecht ſtreitet, wollen wir hinausgehen. Sey es damit zugegangen wie es will, die Helvetiſchen Ariſtokratien ſind nicht mehr; die vormalige Conſtitution iſt in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da ſogar mit ziemlich guter Art, der Majorität nachgegeben; die Basler, Schaffhauſer, Lucerner,

Zürcher u. ſ. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theſeus von Athen ſchon vor 3000 Jahren das Beiſpiel gab, und, indem ſie ihr ſtädtiſches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angeſeſſenen ausdehnten, aus Stadt und Landſchaft einen einzigen Bürgerſtaat, oder das, was die Griechen, im eigentlichen Sinne des Worts, Polis nannten, gemacht; das geſammte Volk in jedem dieſer unabhängigen Freiſtaaten iſt im Begriff, ſich eine neue, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfaſſung zu geben: hatte nun die Franzöſiſche Republik nicht alle Urſachen zufrieden zu ſeyn? Was konnte ſie mehr verlangen? War nicht dieß ſchon viel mehr, als ſie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billiger Weiſe zumuthen durfte? Und dennoch iſt ſie nicht zufrieden. Sie beſteht darauf, die dreizehn Kantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünſcht dieß etwa das Helvetiſche Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl raſcher Köpfe ausgenommen, iſt es der ernſte Wunſch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenöſſiſchen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fuße zu verbleiben; und ſie ſind ſo überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für ſie paßt, daß dieſe den hartnäckigſten Widerſtand finden, und, wofern die Franzöſiſche Partei durchdringt, wahrſcheinlich das Grab der Schweizeriſchen Ruhe und Eintracht ſeyn wird. Geſetzt nun auch — was ich keineswegs eingeſtehe — das, was die meiſten Helvetier der Amalgamirung, die man mit ihnen vornehmen will, ſo abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der Franzöſiſchen Regierung ein Recht, freie unabhängige Menſchen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreien? Oder genügt den politiſchen Jakobinern etwa an dem Rechte, welches

ehemals die religiosen Jakobiner (die Dominicaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch, was fragen diese Centauren nach dem, was andere Recht nennen? Recht ist was sie wollen, und sie wollen was ihnen beliebt, und was sie wollen das können sie auch, und werden es so lange können, als die große Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Phrasen und Chansons fanatisiren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sansculotten, die nur beim Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben sich, mit all Ihrer Gelassenheit, ein wenig aus dem Athem declamirt, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen, und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helvetiern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten, und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehnts weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das Französische Directorium die Helvetier gießen will, ihnen

ſo ſchädlich ſeyn werde, als ſie zu glauben ſcheinen, iſt ein ſehr verwickeltes Problem, zu deſſen Auflöſung eine vollſtändigere Kenntniß des Landes und ſeiner Einwohner gehört, als ich beſitze. Für Ja und für Nein ſcheinen ſtarke Gründe vorzuwalten. Die ſtärkſten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verſchiedenheit der Religion, und in dem großen Unterſchied der Stufe der Cultur und Aufklärung, worauf ſich die Einwohner des einen Kantons, in Vergleichung mit denen von einem andern, befinden; indeſſen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigteſten, wenn ſie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterſtuhle der Vernunft ſchwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dieß, und daß ſie wahrſcheinlich die Competenz dieſes Richters nicht anerkennen würden, beweiſet, däucht mich, wenigſtens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache. Auf der andern Seite ſcheinen die Vorſteher der Franzöſiſchen Republik, da ſie außer ihrer allein ſelig machenden, einen und untheilbaren politiſchen Kirche kein Heil ſehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpiniſchen Nachbarn dadurch beweiſen zu wollen, daß ſie es mit ihnen eben ſo gut meinen, als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und ſie ſelbſt hart genug zuſetzen mußten, bis es ſich in dieſes, ihm noch weniger paſſende unbequeme Coſtume hineinzwängen ließ. Freilich tönt es ein wenig komiſch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe ſich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit verſichert: die Schuhe müſſen dir ganz vortrefflich ſitzen, mein Kind, denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen laſſen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratiſche Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag,

ſo darf man ihr doch, denke ich, ohne ſich an ihrem guten Herzen zu verſündigen, bei den großmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rückſicht auf ſich ſelbſt zutrauen, als ſie, aus Schonung gegen die Schwachen, zu nehmen das Anſehen haben will; ein Punkt, worüber uns die Bataviſche, Cisalpiniſche und Liguriſche Republik ein Wort ins Ohr ſagen könnte. Uebrigens iſt es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helvetiern nicht viel Complimente macht, ſo ſehr ſie auch, vermöge der Menſchenrechte und des Princips der Freiheit, Gleichheit und Volksſouveränetät, berechtigt wären, von der großen Nation auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man ſich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Raſtadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputation ſpricht. Man ſagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Luſt mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indeſſen iſt es eben nichts Seltenes, daß einer, dem es gar nicht um Händel zu thun iſt, ſobald er merkt, daß der andere noch friedfertiger iſt, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch ſeinen Zweck erreicht. Widerſetzen ſich die Helvetier im Ernſt, deſto ſchlimmer für ſie! Die Zeit ihrer alten Triumphe iſt nicht mehr. Wenn ſie auch noch eben dieſelben alten Schweizer wären, die bei Sempach und Morgarten und Grandſon und Murten ſiegten, und die Morgenſterne und Schlachtſchwerter ihrer Väter noch mit eben ſo mächtigem Arme führten; ſo iſt doch leicht voraus zu ſehen, daß ſie zuletzt unterliegen, und für das Verbrechen, ihre Freiheit und Gleichheit nach ihrer Weiſe handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Geſichtspunkt, woraus man das Verfahren der

Französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Namen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden.

Diethelm. Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem Nr. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der Gallofränkischen Republik dadurch gerechter, oder edler, oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint: aber dafür werden Sie auch so billig seyn, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur, wie alle andren Gewalthaber in der Welt, verfahren, und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am gemäßesten ist.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet seyn will, und mit den großen Zauberworten, Freiheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie, so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wohl mit gutem Fuge ein besseres Beispiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken Athen, Sparta, Korinth, Carthago oder dem glorreichen Vorbilde der Gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern Sie sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Atheniſchen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freiheit nehmen wollten ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniß öffneten. „Reden wir mit einander wie verständige Männer (sagten sie zu den Melischen Deputirten): **Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen**, schickt

ſich nur für Parteien, die einander an Stärke gleich ſind; wo dieß der Fall nicht iſt, da gebührt es ſich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabei finden beide ihren Vortheil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Sklaven und der Schwächere trägt unter den Flügeln ſeines Beſchützers wenigſtens eine Art von Exiſtenz zur Ausbeute davon. Es liegt freilich klar am Tage, daß die Gallofränkiſche Republik jenen alt republicaniſchen Grundſatz, in ſeiner ganzen Ausdehnung und Stärke, auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desſelben ſehen wir die Bataviſche und Liguriſche Republik in ein Modell der Franzöſiſchen nach verjüngtem Maßſtabe gegoſſen, und die Cisalpiniſche nach eben dieſem politiſchen Kanon neu zuſammengeſetzt. Nun iſt die Reihe an Helvetien, und ſeit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenſtaat. Das Directorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerſtand, beſetzt das Capitol, citirt die Manen des Cato und Brutus, ruft die Freiheit des römiſchen Pöbels aus, und Pius VI iſt, wie man eine Hand umkehrt, aus einem ſouverainen Fürſten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des ariſtokratiſchen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Regiſter der unabhängigen Staaten verſchwunden iſt, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wird's noch währen, ſo kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und weſſen Parma und Florenz ſich zu getröſten haben, mögen ſie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Carthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompöſen Declamationen des Directoriums und ſeiner Präſidenten hören, ſo iſt es ſchon vertilgt; und

die Herren Bürger ſind ihrer Sache ſo gewiß, daß, wenn Bonaparte nicht weiſer geweſen wäre, die Siege, die ſie an der Themſe und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik ſchon anticipando gefeiert worden wären. Hoffentlich werden ſie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang ſtehen? Lord Bridport ſagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf ſeiner Seite iſt, ſo hat er mehr geſagt als er halten kann. Wenn London unendlich reicher iſt als Carthago, ſo iſt hingegen nicht zu läugnen, daß die Gallofranken eben ſo ſieggewohnt, eben ſo tapfer, eben ſo gut angeführt, und noch zehnmal raubgieriger als die Römer ſelbſt ſind. Alles was Montesquieu von dem werdenden Rom ſagt, paßt auf dieſes an die Ufer der Seine verſetzte neue Rom entweder ſchon jetzt, oder wird, vermöge der Natur der Sache, künftig an ihm wieder wahr werden. Es muß in dieſem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder ſiegen, oder fallen um nie wieder aufzuſtehen. Und was ſagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weiſſagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigſte aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwiſchen treten, und dadurch dem gräßlichſten Schauſpiel von allen, die unſer Jahrhundert geſehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünſche es — ohne Hoffnung, und befürchte — was ich mir ſelbſt nicht geſtehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemeſis tröſtet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der ſtreng vergeltenden Gerechtigkeit, der, ſpäter oder früher, gewiß kommen wird, eben ſowohl früher kommen könne. Indeſſen ſchweben

wir Allemanier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängstlicher Ungewißheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu seyn, und nie gut genug war um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Diethelm. Die Unterhandlungen, die dieß entscheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen. Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen; die große Republik mit Machtsprüchen. Ich will, sagt sie. — Du willst, wozu du kein Recht hast, sagen wir. Ich will aber, sagt sie. — Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus. — „Ihr treuherzigen Seelen, seht ihr denn nicht, daß wer mir eine Hälfte gibt, weil er muß, besser thäte die andre gleich mit zu geben?“ — Nun so nimm denn das Ganze (p. p. daß du daran ersticken möchtest!) sagen wir endlich. — Gut, daß ich es schon habe, sagt sie. — Aber, setzen wir hinzu, wir behalten uns zwei bis drei Schock Clauseln und Reservate in casum casus vor. — Davon verstehe ich nichts, sagt sie. — Wollte Gott, Bürgerin Republik, du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studirt wie wir! — „Wohl mögen sie euch bekommen! — Ich mache mir's bequemer. Ich studire nichts — als, für meinen Hausgebrauch ein wenig die Natur und die Landkarte. Seht ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen sich fortwälzende Gränze Mutter Natur hier zwischen mir und euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf eurer Seite ist, will ich euch, damit alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen.“ — Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon selbst vergleichen,

ſagen wir. Aber die Republik iſt eine eigenſinnige Dame. Sie werden ſehen, Walther, daß ſie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende doch wohl machen müſſen, wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die Lombardiſchen Fürſten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. Päpſtliche Heiligkeit und das ganze heilige Collegium. Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. Wären wir die Athener und ſie die Melier, ſo ging's umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausſchelten, Diethelm, daß Sie in einer ſolchen Kriſis über einen ſo ernſthaften Gegenſtand noch ſcherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Waſſerflüſſen Babylons hinſetzten und Klagelieder über unſer armes Jeruſalem anſtimmten, oder, wie Jonas, unter unſrer verdorrten Kürbislaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch beſſer werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernſthaft ſeyn ſoll, ſo nehmen Sie wenigſtens ein Wort des Troſtes von mir an. Man ſchmählt und zürnt über das immer weiter um ſich freſſende leidige Revolutionsweſen, und will mit offnen Augen nicht ſehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platoniſchen Parzen abgewunden, ein großer moraliſcher Cyklus durchlaufen, und eine Revolution in der ganzen Menſchheit im Schwung iſt, wodurch ſie ſich zuletzt auf einmal, zu ihrem eigenen Erſtaunen, um ein Beträchtliches vorwärts gerückt ſehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht ſo, ſo würde — da bei aller unſrer Cultur und Aufklärung, es endlich mit der allgemeinen Verderbniß des Herzens, der Triebfedern, Grundſätze und Maximen

bereits bis zur ſtinkenden Fäulniß und zur Auflöſung alles bindenden Leims, der die menſchliche Geſellſchaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen iſt — ſo würde, ſage ich, ohne dieſe Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüſtungen und Anſtalten zu ſehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moraliſche Verweſung erfolgen, und das ſcheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zuſammenfallen müſſen. Dank ſey dem Himmel, daß noch Rettung möglich iſt! daß eine freie, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weiſen, zu gründlicher Heilung der moraliſchen Todkrankheit unſers Zeitalters, den großen Uebeln, die auf uns und unſre Nachkommenſchaft herandringen, noch zuvor kommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — ſo wird das große Werk der Natur darum nicht weniger ſeinen Rieſengang fortgehen. Könnten wohl Kaſtor und Pollux, Hercules und Theſeus, und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zuſammengenommen, mit ihren vereinigten Armen, einen Kometen in ſeinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, eben ſo wenig werden alle Deſpoten, Demagogen, Hierophanten und Sophiſten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt dieſe große ſittliche Revolution aufhalten, zu welcher alles vorbereitet iſt, zu welcher ſich alles hinwälzt, und die, wenn gleich unmerklich, mit jedem Augenblicke ſich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als — daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weiſſagung ſchon hinter unſerm Rücken haben möchten!

IX.

Ueber die öffentliche Meinung.

Egbert. Sie haben sich schon mehrmals auf die öffentliche Meinung berufen, Sinibald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (consensus gentium) beizulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? Denn ich bekenne, daß ich noch nie mit mir selbst habe übereinkommen können, was ich bei dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt, Eigentliches und Bestimmtes denken soll.

Sinibald. Und ich bekenne Ihnen eben so unverhohlen, daß mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bei dieser Gelegenheit herauskäme, daß ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst, und mit tausend andern wackern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen, und ihr wer weiß was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas Bestimmteres dabei zu denken, als man gewöhnlich bei Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daß sie einem jeden verständlich seyen, wiewohl unter zehn vielleicht

ein jeder ſich etwas anderes dabei vorſtellt. Auf alle Fälle dürfte ſie wohl unter die Dinge gehören, wovon ſich leichter ſagen läßt, was ſie nicht ſind, als was ſie ſind.

Egbert. Ich kann nicht bergen, daß die ſchwankende Bedeutung, unter welcher dieſer Ausdruck im gemeinen Leben ſo oft gehört wird, mich beinahe auf den Gedanken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

Sinibald. Da hätten Sie doch wohl einen zu raſchen Schluß gemacht.

Egbert. Ich erkläre mich. Was ich damit ſagen will, iſt nicht, daß das Volk gar keine Meinungen habe; noch weniger, daß eine Grille, die es ſich in den Kopf geſetzt hat, nicht, unter beſondern Umſtänden, für den Augenblick von einer großen und fürchterlichen Wirkung ſeyn könne: ſondern nur, daß es ſo veränderlich und wetterlauniſch, ſo wenig mit ſich ſelbſt in ſeinen Meinungen übereinſtimmend, und ſo geneigt und gewohnt ſey, blindlings hinter einem Anführer herzutraben, daß im Grunde bei ſeinen Meinungen nicht mehr und nur allzu oft weniger Gutes herauskomme, als wenn es gar keine hätte.

Sinibald. Hier wäre alſo gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen ſagen könnte, was die öffentliche Meinung, nach meinem Begriff, nicht iſt. Ich denke aber, wir kommen am kürzeſten aus der Sache, wenn wir, bevor wir unterſuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerkſamkeit ſie verdiene, erſt zwiſchen uns ſelbſt feſtſetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verſtehe darunter eine Meinung, die bei einem ganzen Volke, hauptſächlich unter denjenigen Claſſen, die, wenn ſie in Maſſe wirken, das Uebergewicht machen, nach und nach Wurzel

gefaßt, und dergeſtalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die ſich unvermerkt der meiſten Köpfe bemächtigt hat, und auch in Fällen, wo ſie noch nicht laut zu werden wagt, doch, gleich einem Bienenſtock der in kurzem ſchwärmen wird, ſich durch ein dumpfes, immer ſtärker werdendes Gemurmel ankündigt; da ſie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren, und ganzen Welttheilen eine neue Geſtalt zu geben.

Egbert. Wohl! Ich laſſe mir dieſe Bedeutung des Wortes gefallen; und, dieß vorausgeſetzt, ſage ich: daß ein ganzes Volk, oder, was ich für eben dasſelbe gelten laſſen will, die große Mehrheit eines Volkes, keine ſolche öffentliche Meinung habe, und daß es bloße Täuſchung ſey, wenn wir etwas, das ihr Daſeyn zu begründen ſcheint, bei einem Volke wahrzunehmen glauben. Was man für die öffentliche Meinung ausgibt, iſt immer die Meinung und der Wunſch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen iſt, das Volk zum Werkzeug ihrer Abſichten zu machen, und die daher ihr Möglichſtes thun, das Feuer, das ſie anblaſen, allgemein zu machen. Auch iſt es ihnen wohl zuweilen gelungen, ganze Nationen zu fanatiſiren; aber, wenn hunderttauſend Arme ſich auf einmal heben, ſo geſchieht es nicht, weil ſie von eben derſelben Meinung, ſondern weil ſie von eben demſelben Stoß in Bewegung geſetzt werden. Woher ſollte auch dem Volke, dem rohen und unwiſſenden, im Denken ungeübten und eines blinden Glaubens an ſeine Obern gewohnten Volk, eine andre gemeinſchaftliche Meinung kommen, als die ihm entweder von ſeinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die ſich in vergnüglicher Selbſttäuſchung überreden, daß ſie die ganze Welt mit dem Licht

ihrer Weisheit erfüllen, oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, ſind dem unendlich größern Theile des Volkes, unter welchem ſie leben, nicht einmal dem Namen nach bekannt, und haben ganz und gar keinen Einfluß auf die Meinungen desſelben. Die Voltairen und Rouſſeaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang ſchreiben, das Volk weiß nichts davon, kümmert ſich nicht darum, und bleibt den Meinungen ſeiner Großmütter getreu. Kommt es aber jemals, aus Urſachen, woran das Volk im Grunde ganz unſchuldig iſt, zu einem Aufruhr im Staate, ſo wirkt der erſte beſte hoſenloſe Tollkopf, der auf einen Tiſch ſteigt und mit donnernder Stentorſtimme einem ſich um ihn herdrängenden Haufen Unſinn predigt, in zehn Minuten mehr, als die ſcharfſinnigſten und beredteſten Aufklärer, Weltverbeſſerer und Utopiendrechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn er ſetzt fünfhundert Brauſeköpfe ſeiner Art in Bewegung, die in eben ſo kurzer Zeit fünftauſend andere mit ſich reißen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnſinnigen ſteckt die andre an; diejenigen, die es nicht ſind, ſind gezwungen, um des Lebens ſicher zu ſeyn, es zu ſcheinen: und ſo ſteht, ehe man Zeit hat ſich umzuſehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nation wie aus Einem Halſe Freiheit und Gleichheit aus, ohne daß die öffentliche Meinung das Geringſte zu allem dem Unweſen beigetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, ſobald ſich der erſte Sturm legt, ſogleich tauſend verſchiedene Meinungen zum Vorſchein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Namen man nicht aufhört einander die Hälſe zu brechen, bis ſich endlich wieder eine Gewalt hervorthut, die den Leuten durch Bajonnette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen

gibt, was sie meinen sollen. Dieß, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen mit wenigen Pinselstrichen nach dem Leben dargestellt! Wenigstens muß ich gestehen, daß mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestoßen ist, das dem, was Sie sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

Sinibald (lächelnd). Die Sache wäre also hiermit auf einmal abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beifall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

Egbert. Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen bloß meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

Sinibald. Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daß am Ende jeder mit seiner Meinung davon ginge; und das können wir besser jetzt gleich thun, und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen. Wenn Sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

Egbert. Gut, gut! Ich gestehe gern, daß ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

Sinibald. Ich für meinen Theil keinen andern, als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

Egbert. Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie besonders derjenigen Classen erwähnten, „die, wenn sie in Masse

aufſtehen, das Uebergewicht machen.“ Sollten Sie wohl hierunter auch die nervigen Erdenſöhne, die ſich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeßlichen Namen der Sansculotten in Frankreich ſo merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

Finibald. Wenn Sie unter dieſer Benennung die geſetzloſen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelſchneidern, Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straßenräubern und Mördern, die unter den Auſpicien des berüchtigten Philipp Egalité und ſeines Anhangs in den drei letzten Jahren der Franzöſiſchen Monarchie, und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverſchwornen in den beiden erſten Jahren der Republik, eine ſo thätige Rolle ſpielten, mit allen denen, deren ganzes Eigenthum bloß in ihren Armen und Fäuſten beſteht, in Einen Klumpen zuſammenwerfen — ſo verſteht ſich die Antwort auf Ihre Frage von ſelbſt. Wehe dem Lande, worin dieſe Sansculotten ſo zahlreich ſind, daß ihr Aufſtehen in Maſſe, unter der Anführung irgend eines entſchloſſenen und verſchmitzten Böſewichts, ſchon allein hinlänglich iſt, das Schickſal desſelben zu entſcheiden! Ich geſtehe, daß ich weder an die einen noch andern dachte, als ich von den Volksclaſſen ſprach, die das Uebergewicht geben, wenn ſie in Maſſe wirken. Weit entfernt, daß die erſtern eine eigene Claſſe im Staat ausmachen ſollten, beſtehen ſie vielmehr aus dem Abſchaum, Bodenſatz und Auskehricht aller übrigen; und nichts zeuget lauter gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Ueberhandnehmen dieſer gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen, oder ſich ihrer wenigſtens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sansculotten betrifft — diejenigen nämlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein

Paar nervige Arme und eiſerne Fäuſte, ſo möchte es wohl ſchwer ſeyn, den Staat, worin ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frei zu ſprechen. Denn wenn dieſe unterſte, aber einem großen Staat unentbehrliche Claſſe, nicht eine der nützlichſten iſt; wenn ſie ihm ſogar dadurch gefährlich wird, daß ſie ſich durch übermäßigen Druck und hoffnungsloſes Elend wo nicht gezwungen, doch ſehr ſtark verſucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Geſetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wohl die meiſte Schuld, als an denen, in deren Macht es ſtand, und deren Pflicht es war, das Uebel durch zweckmäßige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unſerm Wege führen, wenn ich dieſe Betrachtung verfolgen wollte. Denn, mit Einem Worte, dieſe unterſte Volksclaſſe, wie ſehr ſie auch, in mancherlei Rückſicht, der Aufmerkſamkeit der Geſetzgebung und Regierung würdig und bedürftig iſt, kann doch, vermöge der Natur der Sache, ja ſchon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohl eingerichteten Staate in Verhältniß gegen die Maſſe des übrigen Volkes unbeträchtlich iſt, nicht unter der großen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depoſitär der öffentlichen Meinung betrachte. Uebrigens muß ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daß die Redensarten: in Maſſe wirken, und in Maſſe aufſtehen, nichts weniger als gleichbedeutend ſind. Ich weiß wohl, daß ſie nur zu oft (zumal von Staatsmännern und Regenten von der ſtricten Obſervanz) mit einander verwechſelt werden; aber gemeinſchaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beſchwerden und Vorſtellungen ſind noch lange kein Aufſtand, und die ehemaligen Regenten einiger Schweizeriſchen Republiken haben die Verwechſelung dieſer im Grunde ſo

verſchiedenen Begriffe hart genug gebüßt, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

Egbert. Sie haben die unterſte Claſſe von der Mehrheit, deren übereinſtimmende Meinung die öffentliche ausmachen ſoll, vermuthlich deßwegen ausgeſchloſſen, weil Sie zu viel Unwiſſenheit und Rohheit bei derſelben vorausſetzen, als daß man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menſchenverſtand gehört, eine geſunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es ſcheint, annehmen, daß die Aufklärung, die in unſerm Jahrhundert ſo große Vorſchritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen ſey, ſollte hier nicht der Fall des ehemals berühmten Verirſchluſſes des Eubulides von Megara eintreten, vermittelſt deſſen er bewies, daß ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derſelbe Grund, warum Sie die unterſte Claſſe ausſchließen, auch von der unmittelbar an dieſelbe gränzenden gültig ſeyn; und ſo von einer Claſſe zur andern, durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen, bis zu den oberſten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den unterſten zuſammenzutreffen, und (unter uns geſagt) wenig vor ihnen voraus zu haben ſcheinen?

Finibald. Wenn ich der unterſten Claſſe unter jedem policirten Volke keinen activen Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, ſo geſchieht es nicht ſowohl aus Mißtrauen gegen ihren Menſchenverſtand, als aus Rückſicht auf ihren Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft, der dieſen von Mangel und Arbeit gedrückten Menſchen weder Muße noch Gelegenheit läßt, ſich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfniſſe nicht zunächſt angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, ſo möchten ſich wohl in allen Claſſen nicht

wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumal wenn sich's träfe, daß sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben, oder gar mit ihr in offenbarem Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daß ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschließen, indem es eben so möglich ist, daß sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiß ist, daß in den höchsten Classen selbst nur wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung bloß im allgemeinen, ohne Rücksicht ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderlei Fällen verdient sie immer die größte Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäßige Art entgegen zu arbeiten; im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

Egbert. Ueber den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn, wofern es eine öffentliche Meinung gibt, so ist immer zehn gegen eins zu setzen, daß sie auf Vorstellungen gebaut seyn wird, denen man entgegen zu arbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daß es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beinahe aller Köpfe in allen Classen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtiget haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluß der Gestirne, Magie, Wunderkräfte u. dgl., auf welchen man von jeher eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen, und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksclassen, durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

Sinibald. Und dieß aus ſehr natürlichen Urſachen. Der Volksglaube, den Sie z. B. anführen, ſtützt ſich nicht nur auf den unſrer Natur eigenen Hang zum Ueberſinnlichen und Uebernatürlichen, und iſt nicht nur zu allen Zeiten von Prieſtern und Dichtern aufs fleißigſte genährt und gepflegt worden, ſondern wird ſogar noch in dieſem Augenblicke von guten und ſchlechten Buchmachern, als ein unfehlbares Mittel viele Leſer zu bekommen und ſtarke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgeſtutzt. Ein ſo wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Cultur und Aufklärung ſo verdrängt werden, daß er nicht ſogar in der Phantaſie und dem inſtinctmäßigen Hange derjenigen ſelbſt, die ihn für das was er iſt erkennen, einen geheimen Fürſprecher finden ſollte. Aber eine ganz andere Bewandtniß hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unſer unmittelbares Wohl oder Weh betreffen, und allen ſo nahe liegen, daß auch der gemeinſte Menſchenverſtand ſie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in ſolchen Dingen geſchlagen haben mag, ſo zeigen uns doch die Epochen der großen Revolutionen Beiſpiele genug, daß er endlich der Uebermacht der Wahrheit weichen muß, und daß der öffentlichen Meinung, die ſich dadurch feſtſetzt, ſogar die Donnerkeule eines ehemals vermeinten Halbgottes, und die ganze aufgebotene Macht der unumſchränkteſten Herrſchergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerſtörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

Egbert. Sowohl in dem beſondern Falle, auf welchen Sie hier anſpielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriff von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinſte Verſtand erreichen kann, enthalten ſind, dürfte wohl

viel zu unterscheiden und zu sondern seyn. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewohl ähnlich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzeltste Wahnglaube gibt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen, und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbeigeführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Mißbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß es vielmehr das allgemeine Gefühl dieser Mißbräuche und Bedrückungen, als eine durch Untersuchung gewirkte Ueberzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die große Empörung eines ansehnlichen Theils der Christenheit gegen den päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Uebereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Uebereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wohl einen stärkern Beweis, als daß eben diese Menschen, die gegen den Römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Secten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit ließ gewahr zu werden, daß sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären. Eben dasselbe läßt sich auch (wie ich schon im Vorbeigehen bemerkte) von allen großen politischen Revolutionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher seyn, als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder

öffentliche nennen könnte: aber was ſich laut und öffentlich genug hören läßt, iſt das Gefühl der gemeinſamen Bedrückungen, der Wunſch davon befreit zu werden, ein ungeduldiges Verlangen dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen, und, wenn die Hoffnung zu verſchwinden beginnt, eine Verzweiflung, die zu allem fähig macht.

Sinibald. Ich danke Ihnen, Egbert, daß Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beſchäftigt, ſelbſt gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ihnen zu, daß, ſobald beim Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevolution von ſpeculativen Punkten, von den beſten Mitteln zum Ziele zu gelangen, inſofern ſie durch Unterſuchung und Vernunftſchlüſſe herausgebracht werden müſſen, oder von der zweckmäßigſten Art der Anordnung und Ausführung dieſer Mittel die Rede iſt, eine feſtſtehende öffentliche Meinung etwas Unerhörtes und nicht zu Erwartendes ſey. Der Urſachen hiervon ſind ſo viele, daß es eben ſo mühſam als langweilig wäre, ſie alle aufzuzählen; indeſſen laſſen ſie ſich füglich unter zwei zuſammenfaſſen, in welchen alle übrigen begriffen ſind. Die eine iſt: daß bei ſolchen Staatserſchütterungen die Volksclaſſen, welche die große Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und größtentheils in einem allzu leidenſchaftlichen Gemüthszuſtande ſind, als daß der gemeine geſunde Menſchenverſtand mit gehöriger Freiheit wirken und das Uebergewicht entſcheiden könnte; die andere: daß ſowohl diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge, und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheilhaften Mißbräuchen, alles gelegen iſt, als diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch ſchon bei der Unordnung, die ihr vorhergeht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, ſich alle

möglichen Bewegungen geben, und kein Mittel unverſucht laſſen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängſtigen, zu ſchrecken, und gewaltſam mit ſich fortzureißen oder zu verführen, zu blenden, zu täuſchen, durch Schmeichelei und große Verheißungen zu beſtechen; und durch alle dieſe Mittel in jener unſeligen Gährung zu erhalten, die ſich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteien und der gänzlichen Auflöſung des Staats endiget. Ganz gewiß findet während ſolcher politiſchen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, ſtatt: aber es iſt, meiner Ueberzeugung nach, eben ſo gewiß, daß eine ſolche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichſam das Zeichen zum Anfang derſelben gibt; und daß, nachdem die Exploſion endlich erfolgt iſt, die Wiederherſtellung einer auch nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geſchehen mag, wieder ruhig genug geworden iſt, um einer öffentlichen Meinung fähig zu ſeyn, und ſie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

Egbert. Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugen wollen.

Sinibald. Ich hoffe, daß Sie meine Darſtellung mit dem natürlichen Gange der menſchlichen Dinge, und dem, was uns die Geſchichte alter und neuer Zeiten, und die Erfahrung unſrer eigenen gelehrt hat, genau zuſammenſtimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein wenig weit auszuholen ſcheinen ſollte.

Wie dumpf oder leichtſinnig ein Volk ſeyn mag, ſo wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo jedermann über ſeinen Zuſtand nach ſeinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt, und denſelben mit dem, was er durch mündliche Ueberlieferung oder zufälligerweiſe von dem Zuſtande ſeiner Voreltern

oder andrer Völker gehört hat, oder auch bloß mit ſeinen Bedürfniſſen und Wünſchen, in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieſer Vergleichung iſt ein unbeſtimmtes Verlangen, es beſſer zu haben, und eine eben ſo unbeſtimmte Geneigtheit, alle Wege einzuſchlagen, auf welchen man, ohne große Wahrſcheinlichkeit ſich zu verſchlimmern, ſeine Lage zu verbeſſern hoffen darf. Wir können ſicher annehmen, daß dieß, ſo zu ſagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes iſt, und daß man unter tauſend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen ſo zufrieden wäre, daß er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in ſich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beſtändige Gefahr ſetzen müßte, wenn nicht zu gutem Glück die Natur ſelbſt für ein mächtiges Gegengewicht geſorgt hätte, wodurch wenigſtens die ſchlimmſten Folgen dieſer Unruhe und Unzufriedenheit des menſchlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieſes Gegengewicht liegt in einer gewiſſen allen Menſchen angebornen Trägheit, die uns, ſo lange die eiſerne Nothwendigkeit nicht etwas anders befiehlt, unwillig macht unſre gegenwärtige Lage gegen eine beſſer ſcheinende zu vertauſchen, wofern wir uns nicht anders als mit großer Anſtrengung unſrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewißheit des Erfolges, in dieſelbe verſetzen könnten. Dieſe natürliche Trägheit, zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenſchaft, nämlich der Leichtigkeit uns an eine gewiſſe Lebensweiſe zu gewöhnen, geſellt, iſt unläugbar die ſtärkſte, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermalen die innere Sicherheit der meiſten Staaten beruht; und wiewohl keiner Regierung zu rathen iſt, ſich auf die Haltbarkeit derſelben zu viel zu verlaſſen, ſo lehrt doch die Erfahrung, daß kein Zuſtand

so armselig ist, daß die Menschen (zumal von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen, und durch die bloße Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloßen Thierheit herabsinkt, verbunden ist. Ein Monarch, dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sklaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der Pescherähs (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daß der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Cultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freilich, zu verlangen daß Sklaverei und Cultur immer Hand in Hand neben einander gehe, hieße das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Cultur keine so gefährliche Sache, daß nicht die große Mehrheit einer policirten Nation von fünfundzwanzig oder dreißig Millionen Menschen, durch die besagte Macht der Gewohnheit, oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die Pescherähs selbst, bei allem was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswürdig finden würden.

Egbert. Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

Sinibald. Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffentliche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daß man in jedem dermalen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bei dem größten Theile des Volkes zwei Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich eben so viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche

oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweite der ersten so richtig die Wage hält, daß selbst der furchtsamste Sultan vor Revolutionsgefahr sicher auf beiden Ohren dabei schlafen dürfte. Die erste ließe sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen als es geht;“ — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewußtseyn dessen der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat; „Mir selbst sollte besser seyn als mir ist.“ — Die zweite dürfte, im Worte verfaßt, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden was wir müssen, alles in Hoffnung, daß es noch einmal besser kommen werde, und aus Furcht übel ärger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobei wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen seyn.“ Können Sie zweifeln, Egbert, daß ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedrückt habe?

Egbert. Ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht kann. Aber ich muß auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

Sinibald. Nicht so fürchterlich als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist (und das ist er gewiß), so zeigt er uns Wahrheit, und hindert uns, das Ding das nicht ist (mit Swifts Hoyhnhnms zu reden) für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut, und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Oelkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie

uns alſo einen Schritt weiter gehen. Der ſo eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgeſprochene Satz enthält viele andere, die auf eben demſelben Grunde beruhen, und entweder bloße Entwicklungen oder natürliche Folgen desſelben ſind. Z. B. „Wie ſchlimm es auch im Beſondern und Einzelnen gehen mag, ſo lange nur die Geſetze noch einige Kraft haben, ſo lange ſie noch (in den meiſten Fällen wenigſtens) jeden bei dem Seinigen ſchützen, ſo lange wir ordentlicherweiſe vor willkürlichen Mißhandlungen, Beraubung unſrer bürgerlichen Rechte, unſrer perſönlichen Freiheit, unſrer Ehre, unſers Lebens, ſicher ſind, ſo lange könnte es noch ſchlimmer gehen; wir müſſen und wollen uns alſo gedulden!“ — Glauben Sie nicht, Egbert, daß man auch dieß als öffentliche Meinung annehmen könne?

Egbert (lächelnd). Es iſt eine ſo zahme und geduldige Meinung, daß ich ſie Ihnen ohne Bedenken gelten laſſen kann.

Finibald. Oder die folgende: „Wenn es zu Verbeſſerung unſers Zuſtandes nichts weiter bedarf als Ja zu ſagen; d. i. wenn die Mittel dazu uns von den oberſten Machthabern ſelbſt von freien Stücken in die Hände gelegt werden; oder, wenn der Fall eintritt, daß wir uns ſelbſt helfen ſollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheißen werden, und wobei alſo die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet iſt: ſo wollen wir aus allen Kräften zur Verbeſſerung thätig ſeyn.“ — Sollte nicht auch dieß, ſobald der Fall dazu eintritt, eben ſo gewiß als die Meinung und Geſinnung der meiſten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daß jedermann, ſobald der Anlaß dazu da iſt, zweimal zwei für vier erkennt?

Egbert. Ich ſehe nicht, warum wir es nicht annehmen

ſollten, vorausgeſetzt daß die große Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen beſtehe, denen freilich mit einem ſo ruhigen Gange der Sachen nicht gedient ſeyn möchte.

Sinibald. Und ſo hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermalen beſtehenden Staat annehmen können?

Egbert. Nur ſehe ich nicht, wozu es dienen ſoll. Denn ſo lange ſich das Volk mit ſo gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen ſo übel gehen als es wollte, und ſelbſt ein Heinrich VIII, Ludewig XI, Philipp II, Ferdinand II und ihresgleichen, könnten nebſt ihren lieben Getreuen ſo getroſt und ſicher tyranniſiren, als ob ſie eben ſo viele Trajane und Marc-Aurele, Henri-Quatre, und Sullys und Dupleſſis-Mornay wären.

Sinibald. Dieß dürfte allerdings der Fall in einem Staate ſeyn, wo dem Fortgange der Cultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeſchoben wäre, indeſſen eine unweiſe Staatsverwaltung ſich mit allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfaſſung, und mit allen Ausſchweifungen, Laſtern und Freveln einer der Geſetze ſpottenden privilegirten Kaſte vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thieriſchen Gefühlloſigkeit der Peſcherähs herabzudrücken. Aber wo die Cultur mit den Mißbräuchen beinahe gleichen Schritt hält, und das öffentliche Elend den aufgeklärteſten Theil der Nation, der das Studium der Natur und des Menſchen ſchon lange, wiewohl nur zur Speculation, trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenſtande der ſchärfſten Unterſuchungen zu machen, und ihre erſten Gründe aus der menſchlichen Natur ſelbſt hervor zu graben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die

Moral eine ausschließliche Behörde der Priesterschaft, und die Politik das anmaßliche Geheimniß der Höfe und Cabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung mißbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich alles und darf sich alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkür abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln, und das, wovor sie sich am meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen, und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniß Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervor zu ziehen, und ihnen mit Hülfe aller Musenkünste, unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen, die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berichtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generation; es wird immer heller in den Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschließen können. Wie gering auch verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen seyn mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Ueberblick der wahren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind, und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinthe des Lebens heraushelfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehnt zum andern immer merklicher: sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern Classen der

Gesellschaft; und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bei einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Cultur und Aufklärung einmal diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als daß zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunkenen öffentlichen Credit nicht wieder aufzuhelfen, und die Tyrannei selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr heraus zu drücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Ueppigkeit und übermüthigste Verschwendung auf der einen Seite, gegen die äußerste Armuth und eine an Verzweiflung gränzende Muthlosigkeit auf der andern, so widerlich absticht, daß die aus allem leidlichen Verhältniß getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern eben desselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muß — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich, von allen Seiten her, tausend und zehntausend Stimmen, laut genug um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegirte Gesetzlosigkeit, als die ersten Quellen des öffentlichen Elends, erheben? Oder was ist natürlicher, als daß beinahe alle guten Köpfe einer solchen Nation sich theils mit Aufdeckung der nähern und entferntern Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln demselben abzuhelfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daß alles dieß nicht endlich mächtig auf den Geist der Nation wirken, und bei der größern Mehrheit, als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

ungünſtige Dispoſition hervorbringen ſollte, von welcher der Uebergang zu einem lebhaften ungeduldigen Verlangen nach irgend einer großen weſentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt iſt?

Egbert. Was Sie da ſagen, bringt mir einen Umſtand aus dem achten Zehnt dieſes Jahrhunderts ins Gedächtniß, der mir ſo ſtark auffiel, daß ich ihn ſchon damals als ein furchtbares Vorzeichen eines nahe bevorſtehenden Ausbruchs der Gährung, die ſich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verſpüren ließ, betrachtete, und mich oft wunderte, daß eine ſo ſonderbare Erſcheinung ſonſt von niemand bemerkt zu werden ſchien. Dieß war, daß in den letzten ſechs oder ſieben Jahrgängen der Bibliothèque univerſelle des Romans ein ungewöhnlicher Geiſt der Freiheit, eine gewiſſe nur leicht verdeckte, mitunter ziemlich ſtark in die Augen fallende politiſche Tendenz, und ein gewiſſer ernſter, kräftiger, öfters ſogar überſpannter und kauſtiſcher Ton unvermerkt herrſchend wurde, der mit der anſcheinenden Frivolität der Sachen gar ſonderbar contraſtirte, und, da er in einem ſo allgemeinen Leſebuch ſelbſt der königlichen Cenſur nie aufgefallen zu ſein ſcheint, mir deſto deutlicher bewies, daß der alte Geiſt der Nation aus ſeinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange, und wahrſcheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

Sinibald. Sollten nun in einem ſolchen Zeitpunkte, wo der Geiſt eines durch hierarchiſchen, ariſtokratiſchen und monarchiſchen Deſpotism lange niedergedrückten Volkes alle ſeine Ketten zu ſchütteln anfängt, und im Begriff iſt eine nach der andern zu zerreißen, nicht auch, natürlicherweiſe, die öffentliche Meinung eine beſtimmtere Geſtalt gewinnen, und ſich endlich ſo deutlich zu erkennen geben, daß nur eine

beinahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu ſehen, daß es die höchſte Zeit ſey andre Wege einzuſchlagen, wenn ſie der Kataſtrophe, die ſie doch ſelbſt befürchteten, zuvorkommen wollten. Sollte ſich nicht mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit annehmen laſſen, daß es in Frankreich wenigſtens ſchon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der größern Mehrheit geweſen ſey: „Das Volk habe Rechte zurückzufordern, gegen welche keine Verjährung gelte.“ — „Es ſey eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daß das Volk die Laſten des Staats allein, oder nach einer ganz unbilligen Austheilung trage.“ — „Willkürliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und perſönliche Freiheit der Bürger betreffen, ſey kein weſentliches Vorrecht der höchſten Gewalt, und die Nation ſey nicht ſchuldig, deßwegen weil die Staatsverfaſſung monarchiſch ſey, ſich deſpotiſch beherrſchen zu laſſen.“ — Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den ſogenannten Cahiers des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk ſeinen Stellvertretern im Jahre 1789 ſeine damals noch ſehr gemäßigten Forderungen und Wünſche ausführlich zu vernehmen gab.

Egbert. Ich kann und will nicht gegen meine Ueberzeugung mit Ihnen haberechten, Sinibald. Ich könnte zwar einwenden, daß die Sätze, die Sie ſo eben für die öffentliche Meinung des Franzöſiſchen Volkes zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils geweſen ſeyen: aber ich ſehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht ſowohl darauf an, wer eine Meinung zuerſt aufgebracht, oder ſie am beſten zu behaupten weiß, als darauf, daß ſie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem

Geiſte und der gegenwärtigen Stimmung der Nation ſo angemeſſen und überhaupt ſo beſchaffen ſey, daß ſie, ſobald ſie ſich laut vernehmen läßt, dem größten Theile derſelben einleuchte und mit Beifall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede ſtellen, daß die beſagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, ſondern beinahe in ganz Europa gelten konnten.

Finibald. Ich hätte alſo den erſten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dieß werden Sie mir gern zugeben, daß weder die Orleans'ſche Faction, noch die heimlichen Republicaner der damaligen Zeit, und am allerwenigſten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es mit dem König und der Nation gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den erſten entſcheidenden Schritt zur Revolution zu wagen, wenn ſie nicht gewiß geweſen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes ſicherte. Was den andern Punkt betrifft, ſo ſcheint es mir Natur der Sache zu ſeyn, daß, ſo lange die Gährung der ganzen Staatsmaſſe dauert, keine Meinung ſich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der Guillotine zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäßiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber ſobald das Volk wieder frei Athem holen darf, von ſeinen Ausſchweifungen und Paroxismen zurückgekommen iſt, und, der ewigen Verſchwörungen, Proſcriptionen, Delationen und Executionen, kurz des ganzen revolutionären Unweſens herzlich müde, ſich allenthalben nach Sicherheit und Ruhe ſehnt: dann iſt das erſte, was man mit Recht für entſchiedene öffentliche Meinung

ausgeben kann, die allgemeine Ueberzeugung, „daß nichts als Unterwerfung unter eine geſetzmäßige Regierung und entſchloſſene Anhänglichkeit an dieſelbe den aufgelöſten Staat, unter welcher neuen Geſtalt es auch ſey, ins Leben zurückrufen könne;“ — und von dem Tage an, da ſich dieſe öffentliche Meinung ſtark und deutlich ausdrückt, kann man auch die wahre Zeit des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen, und für gewiß annehmen, daß ſie ſich ſo lang' erhalten werde, als das Volk bei dieſer Geſinnung verharren wird.

Egbert. Die Exiſtenz und die Wichtigkeit deſſen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre alſo, für mich wenigſtens, außer Zweifel geſetzt. Nur ſcheint es, unglücklicher Weiſe, nicht möglich zu ſeyn, die Machthaber in einem noch beſtehenden Staate, wie nahe dieſer auch bereits ſeiner Auflöſung ſeyn mag, von der Aufmerkſamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermanglung edlerer Beweggründe, ſchon aus bloßer Klugheit und Rückſicht auf eigene Sicherheit und Selbſterhaltung — erzeigen ſollte. Es wären aus der neueſten Zeit auffallende Beiſpiele hiervon anzuführen: aber der Augenſchein ſpricht überall ſo laut, daß es überflüſſig wäre, ſich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was ſie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerkſam machen will, ſo hört man immer die Antwort: „gerade deßwegen ſey es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen ſolchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in ſolchen Augenblicken müſſe die Regierung die Zügel ſchärfer anziehen als jemals; das geringſte Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt, und zu einem Antriebe, ſeinen Forderungen kein Ziel zu ſetzen, gemißbraucht werden; und bloß dadurch,

daß man ihm keine Furcht zeige, verhindere man es, wirklich furchtbar zu werden.“ — „Allerdings (hört man sie auch wohl sagen) sind Mißbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen: aber daran läßt sich erst alsdann denken, wenn alles wieder ruhig, und das obrigkeitliche Ansehen so befestiget ist, daß über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr stattfinden kann.“ — Nun erfolgt aber in solchen Fällen immer eines von zweien: entweder das Volk bringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen; oder die alten Machthaber behalten die Oberhand; und dann kann man sich darauf verlassen, daß an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

Sinibald. Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

Egbert. Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand, und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

Sinibald. Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mir's schwer fallen —

Egbert. Das will ich glauben!

Sinibald (lächelnd). Ich habe ein ziemlich ungetreues Gedächtniß; es wäre nicht billig, aus meiner Verlegenheit einen Schluß zum Nachtheil eines dritten zu ziehen.

Egbert. Wie schwach auch Ihr Gedächtniß seyn möchte, hätten Sie je ein solches Beispiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bei Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie

es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt. Da ſind immer ſo viele dringendere Geſchäfte abzuthun — mit dieſem hat es noch Zeit; es wird alſo indeſſen an den berüchtigten Nagel, der ſo vieles tragen muß, gehängt, und geräth mit zehntauſend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen iſt, unvermerkt in Vergeſſenheit. Oder kommt es ja durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, ſo finden ſich, bei näherer Unterſuchung der Sachen, ſo viele Häkchen, ſo viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knotiger werden, je mehr man ſich mit ihrer Auflöſung zu ſchaffen macht. Und da es inzwiſchen an neuen und dringendern Geſchäften nie fehlen kann, ſo kommt, natürlicher Weiſe, jenes verhaßte, womit ſich niemand gern beladen läßt, abermal an den wohl beſagten Nagel, und bleibt nun ſo lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert, und die erſte beſte Gelegenheit ergreift, ſich ſelbſt Hülfe zu ſchaffen.

Sinibald. Das mag wohl der gewöhnliche Gang der Sachen geweſen ſeyn, als die Welt noch (wie der berühmte Schwediſche Kanzler Oxenſtierna ſagte) durch ein minimum sapientiae regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Maßregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das Minimum nicht mehr zu, und das daher entſtehende Deficit würde durch die Mittel, wodurch der Deſpotism allmächtig zu ſeyn wähnt, nur ſchlecht und unſicher gedeckt werden.

Egbert. Dieſe Mittel reichen doch wenigſtens eine Zeit lang aus; und das iſt's, was die Gewalthaber, in den ſogenannten Republiken ſo gut und noch mehr als in monarchiſchen Staaten, zu täuſchen pflegt. Es hat ſo lange gehalten, denkt man, warum ſollt' es nicht wenigſtens noch halten, ſo lange wir leben? Unſre Nachfolger mögen dereinſt ſehen, wie

ſie zurechte kommen; das iſt dann ihre Sache, und mag auch ihre Sorge ſeyn!

Sinibald. Der Fehler iſt nur, daß dieſe Art zu rechnen ſo unſicher iſt. Wenn nun unſer baufälliges Haus unſern Nachfolger nicht abwartet, ſondern über uns zuſammenfällt, während wir es ſelbſt noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäßigſten Antheil von Klugheit wird kein Regent ſich mehr auf ſolche Maximen verlaſſen. Kurz, nur durch ſo viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menſchen von Menſchen zu fordern berechtigt ſind, kann ein Staat, was auch ſeine Verfaſſung ſey, künftig zu beſtehen hoffen. Wer dieſe Ueberzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereigniſſen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf ſeine Gefahr den Verſuch noch einmal machen, und ſehen, wie weit er kommt und wie lang' es geht! Die Menſchheit iſt in der Laufbahn, die ihr die Natur angewieſen hat, binnen etlichen Jahrtauſenden merklich vorwärts geſchritten. Zehn, zwanzig, dreißig Millionen Menſchen in Einem Staate laſſen ſich nicht länger als eben ſo viele moraliſche Nullen behandeln. Immerhin mag der größere Theil dieſer Millionen, in gewiſſem Sinne, als unmündig anzuſehen ſeyn; aber ſie haben den allgemeinen Menſchenverſtand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich größern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausſpruch dieſes Vormunds auch die öffentliche Meinung iſt. Ich ſollte Ihnen vorhin ein Beiſpiel aus einem andern Fache nennen, und wußte mich in der Eile auf keines zu beſinnen: wiſſen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungeſtraft wäre verachtet worden?

Egbert. Meine Geſchichtskunde iſt ſehr eingeſchränkt — ich weiß keines anzuführen.

Sinibald. Wie ehrwürdig wird ſie alſo dem Verſtändigen in jedem Falle ſeyn, wo es ſtreng erwieſen werden kann, daß die Vernunft ſelbſt für ſie entſcheidet, oder, was einerlei iſt, wo die ſchärfſte Unterſuchung der Sache, nach genaueſter Abwägung aller Gründe für und wider, kein anderes Reſultat gibt!

Egbert. Jeder Ausſpruch der Vernunft hat die Kraft eines Geſetzes, und bedarf dazu nicht erſt öffentliche Meinung zu werden.

Sinibald. Sagen Sie lieber, ſollte die Kraft eines Geſetzes haben, und wird ſie auch ſicher erhalten, ſobald er ſich als die Meinung der Majorität ankündigt.

Egbert. Das wird ſich im neunzehnten Jahrhundert ausweiſen.

X.

Träume mit offnen Augen.

Sinibald. Wie so tiefsinnig, Egbert?

Egbert. Kaum darf ich's Ihnen gestehen. Sollten Sie wohl glauben, daß ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich geriethe in große Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor, alle meine Akademiker und weisen Meister zusammen zu berufen und zu nöthigen, mir vermittelst ihrer Kunst zu sagen, was mir geträumt hat.

Sinibald. Sie wissen es also selbst nicht mehr?

Egbert. Im Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bei einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

Sinibald. Das iſt Schade! Wenn Sie nur wenigſtens ein paar Hauptzüge wieder auffriſchen könnten, ſo ließen ſich vielleicht allmählig noch ſo viel andere nachholen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes herausbrächten. Bei einem Traume kommt es auf ein bißchen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

Egbert. Bei dem meinigen kam ſehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts ſo Vernünftiges, ſo Zuſammengepaßtes, ſo Syſtematiſches gedacht, als dieſer Traum war.

Sinibald. Deſto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergeſſen konnten.

Egbert. Vielleicht bloß weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es iſt Zeit, daß ich Ihnen ein wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern ſich noch unſers geſtrigen Geſprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaßte, bemächtigte ſich meiner ſo ſtark, daß ich des Phantaſirens und Grübelns, was wohl unſer armes Vaterland in zwei oder drei Generationen für eine Geſtalt gewonnen haben könnte, auch auf meinem Kopfkiſſen nicht los zu werden vermochte. Unter der wachenden Träumerei über dieſen Gegenſtand ſchlummerte ich endlich ein; und es ſey nun, daß irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabei hatte, oder daß alles nur ein Spiel der launiſchen Fee Mab war, genug ich hatte einen der merkwürdigſten Träume, der jemals „durch die ambroſiſche Nacht" auf die Augenlieder eines Sterblichen herabgeſtiegen ſeyn mag. Denn das Sonderbarſte war, daß er mit der phantaſtiſchen Art, wie Morpheus ſeine Geſchöpfe gewöhnlich gruppirt und in einander miſcht, gar nichts gemein hatte. Alles was ſich mir darſtellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Uebereinſtimmung mit den

reinſten Vernunftbegriffen; und das einzige Wunderbare bei der Sache (wiewohl es mir im Traum ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich, wie eine Platoniſche Pſyche, von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemälden zu durchmuſtern, die ſich mir in der größten Klarheit und im ſchönſten Zuſammenhang, theils zugleich, theils nach und nach, darſtellten, ohne daß ich durch irgend etwas Ungereimtes oder Mißtönendes in dem täuſchenden Gefühl geſtört wurde, daß alles, was ich ſah und hörte, lauter Natur und Wahrheit ſey.

Sinibald. Und Sie ſollten ſich eines Traumes, der ſo wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

Egbert. Wie geſagt, ein gewiſſer dunkler Totaleindruck iſt alles, was mir davon geblieben iſt. Nur deſſen erinnere ich mich noch ganz lebhaft, daß ich mich mitten in Deutſchland befand, und — wiewohl alles darin ſo gänzlich anders war als es jetzt iſt, daß ich mich in einen andern Planeten verſetzt hätte glauben ſollen — dennoch nicht die geringſte Befremdung oder Verwunderung darüber in mir verſpürte, ſondern mich auf der Stelle ſo gut in alles zu finden wußte, als ob ich in dieſem neuen Germanien geboren und erzogen wäre. Aber, mein guter Sinibald, es war auch ein Land und ein Volk darnach! Das angebauteſte, blühendſte, volkreichſte, policirteſte aller Länder, und das vernünftigſte, ſittlichſte, humanſte, mächtigſte und glücklichſte aller Völker. Nur fragen Sie mich nicht wie und wann und durch welche Mittel und Anſtalten dieſe erſtaunliche Verwandlung mit uns vorgegangen war; denn davon weiß ich kein Wort mehr.

Sinibald. Seltſam genug! Aber ſagten Sie nicht,

Alles wäre in Ihrem Traume so systematisch und natürlich zugegangen, daß die Vernunft selbst nicht vernünftiger träumen konnte?

Egbert. So kam es mir wenigstens vor, und dieß ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

Sinibald (lachend). Ei so könnten wir ja wohl gar, ohne darum größere Hexenmeister zu seyn als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anstrengung unsers gemeinen Menschenverstandes a priori herausbringen, was Sie geträumt haben?

Egbert. Das läßt sich hören. Es käme auf einen Versuch an.

Sinibald. Allem Ansehen nach haben Sie sich in Ihrem Traume (was freilich außerordentlich selten ist) in einem Zustande befunden, worin das, was wir unsern Geist nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfesselt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in seinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daß Ihnen die Verwandlung unsers armen Germaniens in ein Reich der Vernunft und Humanität so natürlich und unbefremdlich vorkam.

Egbert. Es muß wohl so etwas gewesen seyn. Denn dessen bin ich gewiß, trüge sich diese Verwandlung durch einen Schlag mit Urgandens Zauberstab vor unsern Augen zu, wir würden uns vor Erstaunen kaum zu fassen wissen.

Sinibald. Merken Sie nicht, Freund Egbert, daß wir unversehens auf den Weg gerathen, eine hübsche Satyre auf unser liebes Vaterland zu machen? Gute Bürger zu seyn, ist, nächst [illegible] gute Menschen zu seyn, die erste unsrer Pflichten [illegible] guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer

mit dem gegenwärtigen Zuſtande des gemeinen Weſens zufrieden ſeyn.

Egbert. Geſtehen Sie, Sinibald, daß es Fälle gibt, wo dieſe Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich ſauer gemacht wird. Mein Traum, und wenn er auch noch in aller ſeiner Glorie vor mir ſtünde, ſoll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu unternehmen: aber daß wir mit ſehenden Augen blind ſeyn ſollen, kann doch auch nicht von uns gefordert werden; und wenn wir nun einmal nicht verhindern können, zu ſehen, daß es nicht gut mit uns ſteht, warum ſollten wir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wie es beſſer ſtehen könnte, nicht wenigſtens denken dürfen? Die Inhaber des berühmten Minimums, wodurch die Welt regiert wird (wie man ſagt), werden uns zwar ſchwerlich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder kurz die Rede davon ſeyn ſollte, der ehemals ſo braven, ſo mächtigen, für die erſte in Europa anerkannten, Deutſchen Nation wieder auf die Beine zu helfen, und durch welche Mittel und Wege ſie etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ihren vormaligen, doch einen hohen und unanfechtbaren Rang unter den Nationen zu behaupten. Aber warum ſollten ein paar Deutſche Biedermänner, die ihr Vaterland lieben und es mit der ganzen Welt ehrlich meinen, ſich nicht unter vier Augen mit einem Traum, oder (was auf das nämliche hinausläuft) mit einer Platoniſchen Idee unterhalten dürfen, wie eine ſo wünſchenswürdige Veränderung am leichteſten und zweckmäßigſten zu bewerkſtelligen ſeyn möchte?

Sinibald (lächelnd). Man ſollte wirklich meinen, es könnte nichts unſchuldiger ſeyn — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas Zweckmäßiges und Folgerechtes herauszubringen, uns ſchlechterdings die ewige Bedingung aller

Utopienſchöpfer vorbehalten müſſen — „daß uns zugeſtanden werde, in unſern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu ſeyn:“ ſo iſt klar, daß unſer wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde, als der nächtliche, den Sie vergeſſen haben; und kein Menſch, der bei ſeinen Sinnen iſt, würde ſich einfallen laſſen, die Ausführung desſelben für eine Sache zu halten, womit die Verwalter des vorerwähnten Minimums ſich nur einen Augenblick befaſſen möchten. Wenn wir ihn alſo auch in der beliebten Form eines Taſchenbuchs mit Küpferchen von Chodowiezky oder Kohl herausgäben, oder von Bänkelſängern auf allen Meſſen und Jahrmärkten im ganzen Deutſchen Reich abſingen ließen, ſo könnte doch jedermann vollkommen ruhig darüber ſeyn, daß, in den drei nächſten Generationen wenigſtens, keine merkliche Aenderung im Laufe der Welt dadurch verurſacht würde. Und das iſt doch alles, was die Herren wollen, denen ſo bang iſt, die Menſchen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

Egbert. Damit hat es, Gott Lob! noch keine Noth. Je mehr jemand ſelbſt vernünftig iſt, deſto vollſtändiger ſieht er ein, daß der Gedanke, eine ganze Nation im buchſtäblichen Wortverſtande vernünftig zu machen und auf den vernünftigſten Fuß zu ſetzen, der abenteuerlichſte Einfall wäre, der ſich jemals in den Gehirnkaſten eines politiſchen Schwärmers verirren könnte. Aber —

Sinibald. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle. Es iſt Zeit, daß wir von einer der ernſthafteſten Sachen — ernſthaft reden. Was Sie da geſagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktiſchen Gemeinſprüche, deren man täglich ſo viele hört, die, ihrer vermeinten Klarheit wegen, ohne Unterſuchung und Beweis für ausgemacht angenommen

werden, und die man einander ſchon wer weiß wie lange ſo herzhaft nachgeſprochen hat, daß wer ſo etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironiſchem Sinn in irgend einer vermiſchten Geſellſchaft vorbrächte, ſicher darauf rechnen könnte, daß die meiſten, wo nicht alle, dabei ausſehen würden, als ob eine große und unläugbare Wahrheit damit geſagt worden ſey. Es iſt eines von den breiten bequemen Feigenblättern, womit wir unſre Blöße ſo gern zu decken pflegen; und vor allen befinden ſich unſre politiſchen Vormünder wohl dabei, weil es ihnen ihr mühſames Amt in der That ſo ſehr erleichtert, daß die Maſchine, vermittelſt dieſes einzigen Poſtulats, beinahe von ſelber geht, und der beliebten Willkür in allem, was nicht ſchlechterdings mechaniſch zu behandeln iſt, ein deſto freierer Spielraum gelaſſen wird. Indeſſen wäre nichts leichter, als ſich zu überzeugen, daß das vermeintliche Axiom ein bloßer Taſchenſpielerkniff der Einbildungskraft iſt, die einen weit entfernten Moment — mit Ueberſpringung aller dazwiſchen liegenden, welche zuſammengenommen die nothwendige Bedingung ſeines Werdens ſind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt, und uns dann die augenſcheinliche Unmöglichkeit ſehen läßt, daß — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daß eine Sache nicht unmöglich ſeyn ſollte, ſo lange man darauf beharret, nichts von allem dem zu thun, wodurch ſie möglich werden könnte. Die ganze Täuſchung läuft am Ende auf den bekannten Verlerſchluß des Sophiſten Eubulides hinaus, vermöge deſſen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehntauſend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwiſchen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle Europäiſchen Völker zum vollſtändigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuß

geſetzt ſeyn werden, beſteht wahrſcheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten. Man argumentirt alſo ſo: „wenn eine Nation in dieſem Augenblick noch nicht vernünftig iſt, ſo wird ſie es in dem nächſtfolgenden eben ſo wenig ſeyn; nun aber hat jeder Augenblick einen nächſtfolgenden; folglich wird ſie nie vernünftig ſeyn, oder ſie müßte es in einem Augenblick werden können.“ — Iſt es nicht kläglich, daß Spinneweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer ſind als dieſer Schluß, die Wirkung eiſerner Riegel und Hemmketten thun, und jeder ernſtlichen Verbeſſerung den Zugang ſperren ſollen? Wir gleichen jenem Horaziſchen Bäuerlein, das geduldig am Fluſſe ſtehen blieb, und warten wollte bis er abgefloſſen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber friſch an, da wir doch gezwungen ſind zu ſehen, daß es über lang oder kurz geſchehen muß? Warum, da es doch ausgemacht iſt, daß es nicht eher beſſer in der Welt werden kann, bis die Menſchen vernünftiger ſind, warum werfen wir den Fortſchritten der Vernunft vorſetzlich alle nur erdenklichen Hinderniſſe in den Weg? Warum laſſen wir's uns ſo angelegen ſeyn, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weiſe unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk von jedem Jahrzehnt nur Ein ſchädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilſame Wahrheit beigebracht würde: wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgeſtellt und zwei gemeinnützige Anſtalten getroffen würden: wie weit würde ein ſolcher Staat binnen hundert Jahren ſchon vorgerückt ſeyn! Freilich kommt man mit Einem Schritte nicht weit, und unſre ſelbſtſüchtige Ungeduld möchte gern auf einmal am Ziele ſeyn; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langſam, und

weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte leſen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem ſtillen Einfluß der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unſer wahres Intereſſe immer mehr zu Hülfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieteriſche Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menſchenverſtand, bei welchem der einzelne Menſch in allem ſeinem Thun und Laſſen ſich ſo wohl befindet, endlich auch auf die großen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entſcheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einſt gut war, aber unter gänzlich veränderten Umſtänden ſeinem Zweck nicht mehr entſpricht, oder ihm wohl gar hinderlich iſt, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heißt; kurz — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geſchehen mag — ich ſehe eine Zeit vorher, wo unſre Nachkommen ein Mährchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren geſtanden habe.

Egbert. Da ſind wir ja auf einmal wieder bei unſerm Traume — und nun laſſe ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie ſich Ihres Verſprechens erlediget haben.

Sinibald. Hoffentlich iſt es nicht Ihr Ernſt, lieber Egbert, auf der Bewerkſtelligung eines Einfalls zu beſtehen, der nicht im Ernſt gemeint ſeyn konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoranien, unbekannten Inſeln und Planetenwelten ſchon ſo viele, und ſie ſehen einander, vermöge der Natur der Sache, ſo ähnlich, daß ich mir keine langweiligere und unnützere Beſchäftigung denken kann, als ſich hinzuſetzen und auch ſo ein Weltchen aufzuſtellen, wo alle Leute vernünftig ſind, der ganze Staat vernunftmäßig

eingerichtet ist, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, alles so vernünftig zugeht, daß wir andern vom Weibe gebornen, unter Wahnbegriffen, Vorurtheilen und bösen Beispielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sophistisirten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings nichts damit anzufangen wissen. Ich laß es gelten, daß es etwas sehr Angenehmes seyn mag, wenn einem so ein Ideenland im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, sobald Sie erwachten, auf einmal so gänzlich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir wachen, so wenig gemein hatte?

Egbert. Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger seyn, und alles um sie her so viel besser stehen würde, daß die Geschichte unsers dermaligen Zustandes ihnen ein Mährchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Mährchen — scheinen würde.

Sinibald. Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt, noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermalen noch bestehende, oder wenigstens noch nicht ganz zusammengestürzte Staat umzuschaffen seyn möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen; und mit diesen läuft man immer Gefahr mehr Unheil als Gutes zu stiften.

Egbert. Wie sollte das zu besorgen seyn, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat, und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntniß dabei zu Werke gegangen ist?

Finibald. Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf bloß idealische Wesen unter selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelfen, oder wohl gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen: da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läßt. Hier haben wir es nicht mit personificirten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun: hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich alles, was schon da ist, allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglicher Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bei jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar, nach seiner Art, unter den gemeinschaftlichen Uebeln; jeder möchte sich selbst von ihnen befreit und im vollen Genusse der entgegengesetzten Vortheile sehen: aber niemand will die Mittel dazu hergeben, niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bei einem so ungeheuren Widerstand mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen, dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen,

müßte ſchon im voraus wohl zufrieden ſeyn, wenn das Ganze, anſtatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigſtens um etwas beſſer ausfiele, als es war, da jedermann ſeine Unhaltbarkeit eingeſtand, und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dieß ſind noch nicht alle Schwierigkeiten eines ſolchen Geſchäftes. Eben darum, weil es, ſeiner Natur nach, immer nur wahrſcheinliche Schlüſſe und nahezu eintreffende Berechnungen geſtattet, kommt es dabei nicht ſowohl auf die Ausſprüche der allgemeinen Vernunft, als auf den Grad des Verſtandes, die Tiefe der Einſichten, die Klarheit und Schärfe des Ueberblicks bei denjenigen an, die an einem ſolchen Werke arbeiten ſollen. Der kleinſte Mißgriff, ein nicht tief genug geſchöpfter Begriff der Sache, ein zu einſeitiges Urtheil, ein zu raſcher Schluß, kann von den nachtheiligſten Folgen ſeyn. Wie hell und wohl geordnet auch der Kopf eines Mannes ſeyn mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wachſamkeit über ſich ſelbſt, den Täuſchungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens ſo gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichſte Wille einen in die tauſendfach verſchlungenen Verhältniſſe und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menſchen nicht immer ſicher ſtellen kann, daß er nicht gegen ſeine Abſicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beſte zu thun glaubt.

Egbert. So daß alſo aus dieſem allem folgte, die ſicherſte Partei, die ein weiſer Mann nehmen könne, ſey, alles gehen zu laſſen wie es kann, und zu Beförderung deſſen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zufolge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menſchengeſchlecht iſt, gar nichts zu thun?

Sinibald. Die ſicherſte Partei iſt es allerdings, und

zugleich die bescheidenste — es wäre denn, daß Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläßlichen Pflicht machten.

Egbert. In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dünkt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm Mögliche zu Abwendung derselben beizutragen; ich kenne keinen allgemeinern und dringendern Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens eben so gute Dienste thun können, als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Capitol beim nächtlichen Ueberfall der Gallier?

Sinibald. Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewohl ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen, so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als daß ich nicht wünschen sollte, diese Ueberzeugung allen denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des Deutschen Namens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das große Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

Egbert. Es scheint mir kaum denkbar, daß auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Großen und Edeln dieser Ueberzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwei oder drei Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als daß sich noch jemand mit dem schlauen Einfall des Straußes sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daß der Jäger,

den er ſelbſt nicht mehr ſieht, nun auch ihn nicht mehr ſehen werde.

Sinibald. Es gibt freilich allerlei Arten überzeugt zu ſeyn. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: zeige mir deinen Glauben in deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit iſt, da wir die Werke ſehen werden, die eine natürliche Folge jener Ueberzeugung (wenn ſie vorhanden wäre) ſeyn müßten, weiß ich nicht: aber ich zweifle nicht daran, daß ſie endlich kommen wird.

Egbert. Sie ſind ſtarkgläubiger als ich Ihnen zugetraut hätte.

Sinibald. Der Grund meines Glaubens iſt, weil dieſe Zeit kommen muß; weil es unmöglich iſt, daß, während die ganze Welt um uns her eine neue Geſtalt gewinnt, und beinahe alle vormaligen Verhältniſſe ſich zu unſerm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden ſollten, ewig bleiben zu können wie wir ſind.

Egbert. Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Urſachen zum Bauen, als weil alle unſre Nachbarn ſich neue Häuſer gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, ſchon ſo lange baufälligen und beinahe aus allen ſeinen Fugen gekommenen Gothiſchen Palaſt unſrer Väter auf den erſten kräftigen Stoß über unſern Köpfen zuſammenſtürzen zu ſehen; und das iſt doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvorzukommen.

Sinibald. Das iſt es eben, was ich meinte, und worauf ſich mein Glaube gründet.

Egbert. Möchten nur die vielen Baumeiſter, die zur Sache zu reden haben, ſich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

Sinibald. Mit Bedacht zu eilen kann immer nichts schaden; wiewohl mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daß man sich zu übereilen genöthigt wäre.

Egbert. Unter uns, Sinibald — da Sie doch überzeugt sind, daß über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie sich vor, daß sie sich machen werde?

Sinibald. Ich sehe nur drei mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der Französischen, oder der Venezianischen, Helvetischen und Römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amphiktyonen friedlich und schiedlich übereinkommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit, und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß, umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daß er sich jemals ereignen könne — wird doch niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre Möglichkeit seit zehn Jahren dadurch bewiesen haben, daß sie wirklich geworden sind. Im zweiten würde, wenn übrigens alles auch noch leidlich genug abliefe, der einzige Umstand schon erträglich seyn, daß Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden, und der Deutsche Name in weniger als funfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlichern Grade über uns kommen als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweiten dreißigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und

Verwüſtung ſo vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltſamen Tod etlicher hunderttauſend Menſchen, und das jammervolle ſchmachtende Leben der übrigen nur einigermaßen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine ſolche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung ſetzen könnte, würden, wie groß ſie auch an ſich ſeyn möchten, an den unüberſteiglichen Hinderniſſen, die ſich ihrer Thätigkeit entgegenthürmten, unmächtig abprallen und zerſchellen; das Deutſche Reich würde zuletzt doch, in Stücken zerriſſen, als Beute oder Entſchädigung unter die zwei oder drei Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine ſo fürchterliche Kriſe zu überleben. Allen Umſtänden und Verhältniſſen nach, iſt der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel, dieſe Kataſtrophe zu verhüten, die, wofern ſie auch durch andere Maßregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unſer endliches Schickſal ſeyn muß.

Egbert. Auf der Weisheit und Eintracht unſrer Amphiktyonen alſo ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie ſich ungefähr die neue Form, die wir auf dieſem Wege bekommen könnten?

Sinibald. Sie beſtehen alſo ſchlechterdings darauf, daß ich Ihnen mit offnen Augen einen patriotiſchen Traum vorträumen ſoll? Nun wohlan denn, Sie ſollen Ihren Willen haben! — Nur muß ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, daß ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner Einrichtungen beifüge; denn beide ſind ſo beſchaffen, daß ſie Ihnen, bei der kleinſten Aufmerkſamkeit, von ſelbſt in die Augen ſpringen müſſen. — Ohne weitere Vorrede alſo legen wir zum Grunde, daß von einer Deutſchen Republik nach

Neufränkiſcher Art und Kunſt nie die Rede ſeyn kann noch ſoll. Deutſchland war von jeher eine Republik, aber auf ſeine eigene Weiſe. Seit uralten Zeiten beſtanden wir aus einer Menge größerer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerſtämme; von jeher hatten wir Herzoge und Aedelinge (d. i. Ariſten, oder, wie man jetzt zu ſagen pflegt, Ariſtokraten); von jeher war jeder Deutſche Mann ein freigeborner Mann. Dabei ſoll, muß und wird es bleiben! Zwar hatten unſre rohen Vorfahren zu Hermanns Zeiten auch Leibeigene: aber daß weder ihr Beiſpiel, noch barbariſche Gewohnheiten, die endlich zu Geſetzen wurden, gegen die Grundverfaſſung der menſchlichen Natur gültig ſeyn können, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht alle können einander gleich ſeyn; aber keiner darf als Eigenthum des andern behandelt werden; nicht alle können regieren, aber kein Menſch darf jemals eines andern Menſchen Knecht, Diener oder Unterthan ſeyn, als vermög' eines freiwilligen Vertrags, der dem einen, nach ſeiner Weiſe, ſo nützlich iſt als dem andern. Dazu muß es kommen, wo es noch nicht iſt!

Dieſer erſten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniß, eine zweite bei, die ſich, wofern unſre Umgeſtaltung kein Werk der Gewalt, ſondern der Vernunft und freien Wahl des Beſſern ſeyn ſoll, ebenfalls von ſelbſt verſteht. Niemanden ſoll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen: aber, wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da ſollte man billig von dem guten Genius unſrer Zeit das moraliſche Wunder erwarten dürfen, daß Inſtitute, die ihre gegenwärtige Geſtalt erwieſenen Mißbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geiſt ihrer erſten Einſetzung zurückgeführt, oder von denen

selbst, deren Privatvortheil ihre Beibehaltung fordert, groß-müthig aufgegeben werden sollten.

Egbert. Seitdem wir sogar den Papst, ohne daß sich auch nur Eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt," und, „des Menschen Sohn hat nicht wo er sein Haupt hinlege," seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelenhirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber, Sie wissen wie wir Menschen sind — zumal wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben, wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

Sinibald. Nach dem was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hoffentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

Egbert. Vergessen Sie nicht, Sinibald, daß bloße Macht hier nichts entscheiden darf.

Sinibald. Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse Maßnehmung spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede seyn, daß die Zerstückelung unserer Nationalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wohl, nach Abtretung des linken

Rheinufers an die sechsjährige Französische Republik, kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bittern Kelch bei uns hätten vorbeigehen lassen können; aber daß wir es nicht konnten! — Uebrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daß ich jetzt bloß, so zu sagen, in die Seele unsrer Amphiktyonen dichte. Wenn also (wie ich, als einen an sich nicht unmöglichen Fall, voraussetze) die Majorität derselben jemals auf den Gedanken käme, „um das Deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten, und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäßig anwenden könne, müßte einerseits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrerseits den Regierten (als dem unendlich größern Theil der ganzen Nation) eine gesetzmäßige immerwährende Repräsentation zugestanden werden" — was meinen Sie, daß Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

Egbert. Ich muß gestehen — wenig oder nichts.

Sinibald. Das sollt' ich denken! oder Sie müßten, was freilich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sophismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. — Aber, da Sie mich doch einmal zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amphiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem ausschließlichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber, zwar bei ihren Titeln, Ehren und Würden sowohl als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte, zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit

verbundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Biſchöfe und Reichsprälaten, jene auf die geiſtliche Regierung ihres Sprengels, dieſe auf die Aufſicht über ihre Conventualen zu beſchränken: glauben Sie, daß geſunde Vernunft und Politik viel Erhebliches gegen einen ſolchen Amphiktyonenſchluß aufbringen könnten?

Egbert. Wenigſtens bin ich verſichert, daß er die öffentliche Meinung gänzlich auf ſeiner Seite hätte.

Finibald. Damit aber auch der Nation damit gedient ſey, werden meine Amphiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer beſagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinſchaftlichen Angelegenheiten des geſammten Reichs eine dem großen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichſten Nationalwohlſtandes angemeſſene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu beſtimmen, wie vielerlei Entwürfe einer ſolchen Staatsverfaſſung möglich ſind, und welcher wohl unter den möglichen der beſte ſeyn dürfte: indeſſen, da wir uns doch einmal ſo etwas träumen laſſen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die geſetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modification zu Gunſten des dritten Standes, bei den geſammten Reichsſtänden, die in den neu zu beſtimmenden Kreiſen des Deutſchen Reichs angeſeſſen ſind. Dieſe würden in zwei Collegia oder Kammern, wie wir ſie einſtweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erſte Kammer beſtände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürſten, d. i. der ſämmtlichen regierenden Herren der altfürſtlichen Häuſer, und aus einer gleichmäßigen Anzahl von Deputirten, welche von den ſämmtlichen neufürſtlichen, altgräflichen und altfreiherrlichen (dynaſtiſchen) Familien gemeinſchaftlich zu ernennen wären; die zweite aus einer beſtimmten Anzahl von Repräſentanten

des mittelbaren Landadels, der beibehaltenen Reichsstädte, und der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen Deutschen Volkes.

Egbert. Ei, ei, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuß setzen und in Eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang' angeborne Vortheile unüberwindlich bleiben!

Sinibald. Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut" — und Menschenverstand. Bis dahin, da von Realisirung meines Traums die Rede seyn kann, muß die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt seyn. Ueberdieß gestehe ich dem Adel, wie billig, zwei Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nämlich, daß seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssaals eingeräumt werden, und die Anzahl derselben so groß seyn soll, als die Zahl der Abgeordneten der Reichsstädte und Gemeinen zusammengenommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daß ich, ohne neunundneunzig vom Hundert der ganzen Nation vor den Kopf zu stoßen, den „gebornen" Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eigenen Gutbefinden; den Gemeinen aber müßte eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältnißmäßige Anzahl

kleiner Diſtricte oder Gauen eingetheilt. In jedem Gau verſammeln ſich, auf die verfaſſungsmäßige Einladung des regierenden Kreisfürſten, alle darin angeſeſſenen Hausväter in den Municipalſtädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfſchaften an einem beſtimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltnem Gottesdienſt einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

Egbert. Ohne Unterbrechung, was verſtehen Sie unter wahlberechtigten Dorfſchaften?

Zinibald. Damit das Landvolk kein ungebührliches Uebergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichſten Dörfern eines jeden Gaues nur ſo viele mit dem Wahlrechte verſehen, als nöthig ſind, um ſie mit jenen auf die gleiche Anzahl zu ſetzen. An einem andern beſtimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zuſammen, und erkieſen durch ein ſogenanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräſentanten, welche die Conſtitution für jeden Kreis feſtſetzen wird. Dieſe erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicherweiſe neun Jahre in Activität, und werden alſo immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder beſtätiget, je nachdem ihre Bevollmächtiger mit ihnen zufrieden ſind.

Egbert. Dieſe Einrichtung wird etwas koſtſpielig ſeyn; denn die Wähler der Wahlmänner ſowohl als die letztern ſelbſt, werden eine Entſchädigung für Mühe, Zeitverluſt und Aufwand verlangen, und wer ſollte dieſe tragen?

Zinibald. Wie, Egbert? Trauen Sie den patriotiſchen Deutſchen der goldnen Zeit, in welcher alles dieß erfüllt werden wird, ſo wenig Liebe zum Vaterland, und eine ſo geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die

Verfassung einräumt, zu, daß sie nicht diese unentgeltlich auszuüben, und jenem ein so geringes Opfer darzubringen, geneigt seyn sollten?

Egbert. Verzeihen Sie mir meinen Unglauben. Ich weiß nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen mußten, die doch auch ein sehr Freiheit liebendes und eitelstolzes Völkchen waren, und sich gleichwohl die Ausübung ihres Souveränetätsrechts jedesmal mit einem baaren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatscasse bezahlen ließen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf.

Sinibald. Die Reichsstände versammeln sich, zufolge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Circulars, ordentlicherweise alle drei Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt, und arbeiten fleißig genug, um längstens in vier Monaten wieder aus einander gehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nation durch ein officielles Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden, wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen, noch den Verstand der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschließlich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringenden Geschäfte, von deren Beschaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen bloß die nöthigste Nachricht gibt. Jedoch darf weder ein Bündniß, noch viel weniger ein Reichskrieg, ohne Beistimmung der letztern beschlossen

werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte Initiative zu allgemeinen Reichsgesetzen, und legt bei jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche, gesammten Reichs wegen, von drei Jahren zu drei Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daß keine unerwarteten und dringenden Ereignisse eine außerordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bei welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daß ein Ueberschuß zu Sammlung eines für außerordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision ihrer Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizei, das Justizwesen, die öffentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äußern Verkehrs dienlichen neuen Landstraßen und Canäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin außer den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie, als der Sitz der höchsten Reichsversammlung enthalten müßte, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Palast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken, und, mit einem Worte, alles was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich seyn wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberirt besonders. Die zweite macht ihren Beschluß der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer

Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so lange zwischen beiden Kammern correspondirt wird, bis sie einverstanden sind. Sollte dieß aber nicht zu bewirken seyn, so ist der König befugt, den Beschluß der Gemeinen durch seinen Beitritt vollgültig zu machen; ein Vorrecht, das, in mehr als einer Rücksicht, eines der kostbarsten Juwele seiner Krone seyn wird. Wenn Mißhelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputirten der zweiten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Appellation. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicherweise erfordert, daß diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisation eines jeden der neuen Kreise sey, in welche das ganze Reich, nach der Zahl der altfürstlichen Häuser, abgetheilt worden wäre. Jedem regierenden Kreisfürsten sind Landstände zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmäßigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentirt werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freie Beistimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den Deputirten der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren, und aus den Repräsentanten des niedern Adels (mit Einschluß aller nicht adeligen größern Landeigenthümer),

wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweite Kammer aus. Sie sind so organisirt, daß kein Stand, d. i. keine der vier Classen von Staatsbürgern, ein politisches Uebergewicht über den andern hat. Ein engerer Ausschuß derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landesherr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises für die folgenden zehn Jahre, die außerordentlichen hingegen dem engern Ausschuß jährlich vor. Außer den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobei (wie sich von selbst versteht) sowohl die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft, als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Maß geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder, auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes, sich befinden muß. Angenommen, daß die neuen Kreise (deren wenigstens eben so viele herauskommen werden, als vormals waren) einander an Bevölkerung beinahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreißigtausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil, als reguläre Truppen, immer Dienste thun, die andern zwei Drittel aber, als Landmiliz, jährlich zweimal in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bei Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde, ohne Unterschied des

Standes, bloß auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

Egbert. Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

Sinibald. Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen, und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

Egbert. Sie erwähnten einigemal eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daß der König der Deutschen zugleich Römischer Kaiser ist?

Sinibald. Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Compliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns beiden geht es doch rein verloren. Was mag wohl Joseph II, da er als Graf von Falkenstein auf dem Capitol stand und die große Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute Römische Kaiser Karl VII, da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher als wenn er Kaiser im Mond geheißen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die deutsche Nation dem Himmel dankt, daß ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sey, genug, wir haben seit Heinrich I einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte Römische Kaiser ist in Germanien König; und dabei bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben, als seine

Vorfahrer seit 1648 in der bisherigen; wiewohl ich mich in die nähere Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

Egbert. Ich muß gestehen, so viel sich beim ersten Anblick urtheilen läßt, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken, die Sie sich dabei vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nation die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revolutionen angefüllten Jahrzehnt nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wieder hergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt: immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon seyn; und, wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und außen eine Ruhe genießen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutschland durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde, und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bei derselben erhalten zu helfen.

Sinibald. Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich, als die Meinung und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dieß würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hülfsquellen concentrirt und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen seyn würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu

lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

Egbert. Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

Sinibald. Sie würden es seyn, und Deutschland sich nur desto besser dabei befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre, und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Uebrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die beste aller Verfassungen (die ich selbst nicht kenne), sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zugedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, colorirt und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben, als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich (vorausgesetzt, daß Weisheit und Eintracht die Häupter der Nation leite) leichter ausführen ließe, in jeder Betrachtung ihrem großen Zwecke besser entspräche, und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von jeher und in seinen ehrenvollsten Epochen war, näher käme.

Egbert. Nur Schade, daß Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohl organisirten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bei Ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteien, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

Sinibald. O mein Freund, aus welch einem Traume haben Sie mich durch dieſes einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich zu mir ſelbſt zu kommen, und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein ſolches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daß dem Staat viel oder wenig daran gelegen ſey, was für Vorſtellungen ſeine Bürger ſich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weiſe ſie dem höchſten Weſen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen ſie ihren Glauben an die moraliſche Weltregierung des allgemeinen Geſetzgebers und an die ewige Dauer unſers Geiſtes anknüpfen. Ihnen leuchtet freilich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muß der Nebel ſeyn, der noch um unſre Augen ſchwimmt, daß Ihnen eine ſolche Schwierigkeit nur zu Sinne ſteigen konnte!

Egbert. Geben Sie ſich zufrieden, Sinibald, es war ſo ſchlimm nicht gemeint; und, ſo der Himmel will, gehört auch dieſer Punkt in der beſſern Zukunft, die Sie vorhin im Geiſt erblickten, unter ſo manche andere, die unſern Nachkommen noch tauſendmal traumartiger vorkommen werden, als Ihr wachender Traum unſern Zeitgenoſſen.

XI.

Blicke in die Zukunft.

Μελουσί μοι ολλυμενοι περ. Iliad. XX. 21.

Hulderich. Ich kann es nicht von mir erhalten, ſo übel von der Zukunft zu denken —

Geron. Daran hat Ihr Herz wohl mehr Antheil als Ihre Scharfſicht. Wenn ich Neſſelſamen in meinen Garten ſäe, was kann ich anders von ihm erwarten als Neſſeln?

Hulderich. Es wird aber auch ſo viel guter Samen ausgeſäet; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

Geron. O ja! Wenn Triptolemos auf Demeters Drachenwagen über die Erde hinjagt, und ſeinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herabwirft, wird ja wohl auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen; wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

Hulderich. Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie ſich's jetzt vorſtellen, überwiegt das Böſe das Gute nicht!

Geron. Gewiß nicht im Ganzen, oder wie wollte es ſonſt beſtehen können? Ich ſprach bloß von den Zeiten, in

die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

Hulderich. In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der Welt läßt mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

Geron. Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände, noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daß kein Gott sie aus ihr herausreißen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radicalübel, in der ewigen Inconsequenz, dem ewigen Mangel an Uebersicht des nöthigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bei uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments, und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsere Kunst selten. Das muß man uns lassen, wir befolgen die Instruction treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wessier im Mährchen gibt: „Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft sorgen.“ Die Maxime klingt fromm genug: aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

Hulderich. Nun, Nun! So gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht große weit aussehende Entwürfe für die Zukunft? Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe, so bald als möglich, mit vereinten Kräften auszuführen?

Geron. Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigſtens kann nichts dergleichen ſehen. Träume ſo viel Sie wollen! Träume ohne innern Zuſammenhang, wie Ehrgeiz, Habſucht, Furcht, Neid und Rachgier ſie von Moment zu Moment in einander ſchlingen oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müſſen auf einem feſtern Grunde ſtehen, und auf dauerhaftere Materialien berechnet ſeyn.

Hulderich. Was iſt natürlicher, als daß diejenigen, die in dieſem Augenblick auf Fortunens Rade oben ſtehen, Entwürfe machen, das Rad ſelbſt zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

Geron. Schwerlich! Auch iſt meine Meinung nicht, ſie zu tadeln oder mit unnützen Vorwürfen zu necken. Ich rede nur von dem — was iſt. Es iſt, weil es iſt; und weil es ſo iſt, ſo kann, natürlicher Weiſe, nichts daraus folgen, als daß es nächſtens ein wenig — oder auch viel — ſchlimmer ſeyn wird, als es iſt. Denn während wir uns (um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben) vergebens anſtrengen, das unaufhaltſame Rad ſtehen zu machen, wälzt es ſich fort, wir glitſchen herab, und krümmen uns nun unter ihm, anſtatt daß wir kurz zuvor oben ſchwebten. Darauf läuft alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menſchliche Natur! Die Menſchen ſind nun einmal nicht anders. Sie waren immer wie ſie ſind, und werden immer ſeyn wie ſie waren.

Hulderich. Es kann nicht Ihr Ernſt ſeyn, die Sachen ſo zu ſehen.

Geron. Bitterſter Ernſt.

Hulderich. Was hälfe uns alſo unſere Aufklärung.

Geron. Unſere Aufklärung? — Lieber Hulderich! da

möcht' ich wohl auch ſagen, „es kann nicht Ihr Ernſt ſeyn ſo zu fragen.“ — Unſere Aufklärung? Und das ſagen Sie am 1. November 1798? — O wie werden unſre Nachkommen in hundert Jahren lachen — falls ſie anders vor Weinen noch lachen können — wenn ſie leſen, wie viel wir uns mit unſrer Aufklärung wußten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher ſie ſtehen müßten, wenn wir wirklich ſo hoch geſtanden hätten als wir uns einbilden!

Hulderich. Ich weiß, daß ich da eine häßlich ſchnarrende Saite berührt habe. Aber laſſen Sie mich nur ein Wort ſagen. Trotz allem, was gegen das, was man die Aufklärung unſrer Zeit nennt, einzuwenden ſeyn mag, iſt doch unſtreitig mehr Licht in der Welt, als zu unſrer Großväter Zeiten. Oder läugnen Sie etwa, daß Europa gegenwärtig aufgeklärter iſt als im ſechzehnten Jahrhundert?

Geron. Allerdings läugne ich es, und ſobald wir über den Sinn des Wortes einverſtanden ſind, werden Sie meiner Meinung ſeyn. Verſtehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortſchreitende Cultur der Wiſſenſchaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entſtanden iſt, ſo gebe ich gerne zu, daß es, im Durchſchnitt genommen, dermalen etwas weniger finſter darin ausſieht, als im ſechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch ſo voll Dampf, Nebel, Staub und Spinneweben waren, daß das Licht ſelbſt, das, von Norden her, in ziemlich ſtarken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Miltons Ausdruck) a darkness visible heißen konnte. Verſtehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verſtandes, die den Menſchen wirklich vernunftmäßig und conſequent denken und handeln macht, ſo müßten wir unſrer Zeit ſchändlich ſchmeicheln, wenn wir ihr den geringſten

wahren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten, den einzigen Punkt etwan ausgenommen, daß in den meiſten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu größerer Ehre Gottes gebraten werden.

Hulderich. Dafür haben wir Mittel gefunden, die wackern Leute, die man ehemals bei trocknem Holz verbrannte, an dem langſamen Feuer der Trübſal und der mancherlei Seelenqualen, die man ihnen anzuthun verſteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenſchlich ſcheint, aber im Grunde vielleicht eben ſo grauſam iſt.

Geron. Ich denke, wenn die Vorzüge unſers Jahrhunderts vor dem ſechszehnten genauer unterſucht werden ſollten, ſo würde ſich finden, daß zwar einige Wiſſenſchaften auf einen ungleich höhern Grad geſtiegen ſind, daß wir eine zierlichere und ſchlauere Sprache reden, mehr Bücher ſchreiben, mehr leſen, und die Kunſt uns ſelbſt zu belügen ungleich mehr verfeinert haben: aber daß wir, im Ganzen genommen, weiſer, beſſer und glücklicher wären, davon iſt mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laſter, eine einzige Thorheit, die wir weniger hätten als unſre Vorfahren; eine einzige Tugend, worin wir ſie übertrafen; einen einzigen Lebensgenuß, den wir vor ihnen voraus hätten, und nicht ohne alle Proportion theurer erkauften als er werth iſt.

Hulderich. Sie gehen mir ſcharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen ſagen, worauf ich nicht die Antwort ſchon auf Ihren Lippen ſchweben ſehe?

Geron. Werden die Völker etwa beſſer geweidet, väterlicher beſorgt, und weniger gedrückt als damals? Geht man ſparſamer mit den Früchten ihrer ſauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns

verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden ſie, beſonders in dieſem letzten Jahrzehnt, menſchlicher und mit größerer Schonung des friedſamen und nützlichen Städters und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich alles in ein einziges Beiſpiel zuſammenfaſſe, das ich noch dazu von der reichſten und mächtigſten Nation unſrer Zeit borgen will — können Sie behaupten, daß das Volk von England und Irland unter dem Scepter des gutmüthigen, frommen und in allen Stücken, die zu einem braven Gentleman gehören, muſterhaften Königs Georgs III weiſer regiert wird und ſich beſſer befindet, als unter der eiteln, kokettiſchen, neidiſchen, falſchen, Gefühl und Popularität heuchelnden, ſtolzen und grauſamen Königin Beß? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von Old-England und alle ehrlichen Kartoffel-Eſſer von Erin entgegenrufen.

Hulderich. Es iſt nicht zu läugnen, daß die höchſten und wichtigſten aller Wiſſenſchaften und Künſte, die Staatswiſſenſchaft und Regierungskunſt, gerade diejenigen ſind, worin das menſchliche Geſchlecht überhaupt noch am weiteſten zurück iſt.

Geron. So ſagen uns wenigſtens die redſeligen Franzöſiſchen Sophiſten, die ſeit zehn Jahren ihr eigenes Volk, und, ſo viel an ihnen iſt, die ganze übrige Welt mit ihren emphatiſchen Orakelſprüchen, geſchnörkelten Perioden, und großen barbariſch griechiſchen Wörtern zum Beſten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es ſollte, ſo liegt es wahrlich nicht daran, daß die Grundſätze und Maximen, wornach man handeln müßte um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daß es an Muſtern und Beiſpielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu laſſen iſt. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe, als Xenophons

Cyropädie und Fenelons Telemach, — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann — so wüßte ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit, als einer Entschuldigung, warum er seine Pflicht nicht aufs vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Ueberlassen wir die Gewalthaber sich selbst, und dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bei uns selbst und beim Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen andere, wie er will daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es bloß von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft, als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er's vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewußtseyn wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt

erzogener Menſchen, denen es kaum möglich wäre anders zu ſeyn? oder aus ſolchen, die uns ſelbſt geſtehen werden, daß ihre Tugend im Grund ein gewaltſamer Zuſtand iſt, worin ſie ſich nur durch eine nie einſchlummernde Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können? — Noch einmal, mein Freund, vorausgeſetzt, daß wir ehrlich gegen uns ſelbſt ſeyn wollen, was iſt auf alle jene Fragen zu antworten?

Hulderich. Leider nichts, als ein ſtillſchweigendes Ja, wenn wir zu verſchämt zu einem lauten ſind.

Geron. Und nun laſſen Sie uns ſehen, wohin dieſe Betrachtung führt. Alles, in jedem einzelnen Menſchen, in jeder Claſſe, in jedem politiſchen Körper, wie in der ganzen Natur, iſt in einer immerwährenden vorwärts ſtrebenden Bewegung, welche nicht Statt haben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muß alſo entweder ewig mit Gewalt in einem Zuſtande, der wenig vor dem viehiſchen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden; oder, iſt ſeine Cultur einmal angefangen, ſo wird ſie nach und nach, trotz allen Hinderniſſen und Schwierigkeiten, alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt ſich auch der Geiſt der Zeit, der die öffentliche Meinung beſtimmt. Ein gewiſſer Grad von Cultur ſpannt die erſchlafften Springfedern der Menſchheit wieder, und regt Wünſche auf, die ſich mit unſerm vorigen Zuſtande nicht mehr vertragen wollen. Sobald wir das Beſſere kennen, wird uns das Schlechtere zuerſt unangenehm, dann verhaßt, zuletzt unerträglich. So wie es bei einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nachgerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu ver-

bergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Claſſe, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will ſeinen Beſchwerden geholfen wiſſen, ohne ſich darum zu bekümmern, wie ſchwierig die Sache in der Ausführung ſeyn mag. In dieſem Punkt, und in dieſem allein, fließen endlich die Wünſche und Beſtrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zuſammen; und nun bedarf es nur äußerlicher Veranlaſſungen und Reize, ſo wird dieſer Wille unverſehens zur lauten Stimme, und die Revolution beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beſchwerden abgeholfen werden ſolle; und von dieſem Augenblick an zeigen ſich die zwei Hauptclaſſen, aus welchen jeder Staat nothwendig zuſammengeſetzt iſt, als zwei entgegenſtehende Parteien. Die eine beſteht aus denen, die ſich im Beſitz von Macht, Anſehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden, und nichts davon verlieren wollen; die andere, ungleich zahlreichere, aus allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder alles zu gewinnen, und (vermöge der Natur der Sache) die meiſten und erheblichſten Beſchwerden zu führen haben. Dieſe ſind anfangs billig und gemäßigt in ihren Forderungen; aber befriedigt können ſie doch nicht anders werden, als wofern jene mehr oder weniger aufopfern wollen. Und nun ſind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radicalübels, wovon ich ſo eben ſprach, auf einmal eintreten. Jene haben keine Luſt, auch nur das Geringſte aufzuopfern; dieſe beſtehen auf ihren erſten Forderungen, und das mit einer ſo impoſanten Einmüthigkeit und Energie, daß jene, denen es an beiden gebricht, ſich endlich genöthigt ſehen — nicht nachzugeben — das kann nie ihr Wille ſeyn — ſondern ſich zu ſtellen, als ob ſie es wollten, um Zeit zum Intriguiren

(worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch ſie ſich der verhaßten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen dieſe an zu merken, worauf es ankommt: nämlich, daß ſie, ſobald ſie concentrirt und in Maſſe wirken, alles vermögen, aber ohne eine ſolche Kraftäußerung nie das Geringſte erhalten werden. Von nun an ſetzen ſie ihren Forderungen keine Gränzen mehr; ſie ſehen, daß ſie mit gleicher Anſtrengung und Gefahr alles haben können, und ſie wollen alles haben. Die Revolution, die bisher noch immer einen gemäßigten Schritt ging, wird nun auf einmal ſtürmiſch, durchbricht alle Dämme, reißt alles mit ſich fort, nimmt, mit einem Worte, die ungeheure Geſtalt an, in welcher wir ſie in Frankreich und andern Ländern einige ſchreckliche Jahre durch wüthen geſehen haben; und eine ſehr große Nation, bei welcher ſie, nach einer Sündflut von Tollheiten, Bübereien und Gräuelthaten, in keiner längern Zeit, nicht weit ſchlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu ſagen.

Hulderich. Gerade auf dieſes große, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedrigern Claſſen, für Regenten und Volk ſo reiche Beiſpiel gründe ich meine beſten Hoffnungen.

Geron. Das bedaure ich; denn da ſtehen Sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daß man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es ſchon ſo viele gegeben hat, wie in einen Spiegel ſchauen ſoll, um zu ſehen, was zu thun ſey; und ich ſollte nicht die Geſchichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverläſſiges Orakelbuch betrachten, das mich am beſten belehren kann, was wir uns von einem ſolchen Beiſpiel zu verſprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr,

noch was Schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man, Ihrer gutherzigen Hoffnung nach, daraus ziehen ſollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil, ziehen. Man wird ſeine Vorrechte und Vortheile eiferſüchtiger und hartnäckiger als jemals behaupten. Man wird der öffentlichen Meinung mit der kälteſten Verachtung ſpotten, und den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkürliche Einſchränkungen ihres freien Gebrauchs zu verhindern glauben, das iſt, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen ſchlagen, und ſie durch eine heroiſche Cur vertreiben wollen, die das Uebel nothwendig unheilbar machen muß. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Loſungswort ſeyn, weil man ſich einbilden wird, nicht der Mißbrauch der Gewalt, ſondern daß man zu wenig Gewalt gebraucht habe, ſey die Urſache alles des Unweſens, das man geſehen hat, und deſſen Ausbreitung man zuvorkommen will.

Hulderich. Sollte wohl ein ſolcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

Geron. Daran werden Sie nicht länger zweifeln, ſobald Sie ſich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine ſolche Vorſtellungsart veranlaſſen. Nehmen Sie an, ein großes Reich befinde ſich in einer Lage, wo man, im Angeſicht eines ſolchen Beiſpiels wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigſtens für etwas, das durch den Zuſammenfluß mehrerer anreizender und unterſtützender Umſtände ſich ereignen könnte, anzuſehen Urſache hat, oder zu haben glaubt. Auch die entfernteſte ſcheinbare Möglichkeit eines ſehr großen Uebels erregt natürlicherweiſe unſre ganze Aufmerkſamkeit. Diejenige Claſſe im Staat, die bei einer allgemeinen Umwälzung ſehr viel zu verlieren hätte, und alles zu verlieren

fürchtet, wird ſich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergrößerten und angenäherten Gefahr entgegenzuarbeiten. Alle, deren Vorzüge und Beſitzthumsrechte, ſich, wenigſtens zum Theil und urſprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbſt unter denen, welche gegründete Urſachen haben auf alle Fälle ſicher zu ſeyn, werden manche, von geheimer unbeſtimmter Unruhe geängſtiget, ſich nicht länger ſicher glauben. Durch einerlei Intereſſe, auch ohne beſondere Verbindungen, aufs engſte vereiniget, werden alle dieſe Menſchen in der Wahl ihrer Maßregeln ſich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten laſſen. Vor allen Dingen werden ſie ſich ſehr kategoriſch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derſelben und wie richtig ausgerechnet die Vortheile ſeyn möchten, die dem Ganzen daraus erwachſen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillſtand, oder vielmehr (da dieſer eigentlich nicht möglich iſt) als Rückfall in jene eiſerne und bleierne Zeit, die für ihre Vorfahren einſt die goldne war. „Alles ſoll und muß beim Alten bleiben," wird ihr erſter Grundſatz ſeyn. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden ſie bei jeder Gelegenheit den Regenten, denen ſie näher als andre Unterthanen ſind, beizubringen ſuchen. Andersdenkende wird man als unruhige, von Jakobiniſchem Gift angeſteckte, und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen, oder, wo dieß nicht wohl anginge, wenigſtens, als getäuſchte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe, von aller Möglichkeit gehört zu werden entfernen. Denken Sie ſich nun einen edelgeſinnten, das Beſte ſeines Volkes, und

überhaupt alles was recht und gut iſt, ernſtlich wollenden Fürſten in ſolchen Umſtänden, von Perſonen umgeben, welche von jener Vorſtellungsart gänzlich eingenommen, und innigſt überzeugt ſind, daß ſie die einzig wahre iſt. Denken Sie dann noch hinzu, daß es, neben dieſen ehrlichen, und, wenn ſie irren, wenigſtens bona fide irrenden Biedermännern, auch unredliche Leute gibt, die ihre eigenen leiſen Abſichten dabei haben, wenn ſie dem Fürſten auf eine künſtlich verdeckte Art und mit den behutſamſten Gradationen, vielleicht unter der Larve des reinſten Patriotism, ſein Volk und ſeine wahren Freunde verdächtig zu machen ſuchen. Verfolgen Sie dieß alles in Ihren eigenen Gedanken, und fragen ſich dann ſelbſt, was das natürliche Reſultat einer ſolchen Umgebung ſeyn müſſe? und ob es nicht beinahe ein moraliſches Wunder wäre, wenn ein Regent, unter dieſen Umſtänden, ſich von allem fremden Einfluß auf ſeine Denkart frei erhalten, und den einzig feſten Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zuſteuern muß, nie aus dem Geſichte verlieren ſollte — den großen Gedanken nämlich, daß er, über alle Parteien erhaben, ſich, wie die Sonne, gegen alles, was von ſeinen Strahlen berührt wird, gleich verhält — daß unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in ſeine Hände geſtellt haben, er der Einzige iſt, der kein anderes als das allgemeine Intereſſe haben kann noch ſoll, — daß es geradezu eine moraliſche, und ich möchte ſagen ſogar eine phyſiſche Unmöglichkeit iſt, daß er jemals mißtrauiſche Vorſichtsmaßregeln gegen ſeine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, ſo lang' er ihr Zutrauen und ihre Achtung für ſeinen perſönlichen Charakter beſitzt, und daß er beides unmöglich verlieren kann, ſo lange ſie überzeugt ſind (und Urſache haben es zu ſeyn), dieſe Geſinnungen ſeyen wechſelſeitig; — kurz, daß mißtrauiſche

Maßregeln, wofern er ſie ohne Urſache nähme, ſchädlich, und ſobald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

Hulderich. Sie ſprechen aus meiner Seele, lieber Geron; und ich freue mich, daß ich Sie mit einer Gewißheit, die für einen Einſiedler Ihrer Art tröſtlich ſeyn muß, verſichern kann, es gibt in dieſem Augenblicke mehr als einen Monarchen, und, auf alle Fälle, Einen gewiß, der Ihr moraliſches Wunder realiſiren wird.

Geron. So möge Deutſchlands guter Genius mit allen Schutzgeiſtern der Menſchheit ihn und jeden, der ihm ähnlich iſt, niemals aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen ſollte, einſchlummern laſſen, und gegen alle unſichtbaren Gefahren, die den Thron ſo dicht umringen, ſchützen! Das Schickſal von Millionen Menſchen in ſeiner Hand zu tragen, iſt ein göttliches, aber für einen Menſchen, wie edel und gut er ſey, ein ſchweres Geſchäft. Wohl ihm, wenn er dieß fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen vulcaniſchen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende ſeiner Laufbahn ſagen kann: ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernſtlich wollte, und wenn ich Böſes gethan habe, ſo geſchah es nur, weil ich es für gut anſah! — Sie hätten mich mißverſtanden, lieber Hulderich, wenn Sie bei den traurigen Weiſſagungen, die — ich weiß nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen ließ, nicht vorausſetzten, daß ſie nur bedingter Weiſe gelten können. Aber freilich ſind die Bedingungen unerläßlich, ohne welche die geweiſſagten Uebel unausbleiblich ſind; und ſo lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Diſteln lieſet — doch, ich will nicht in meinen alten Unglauben zurückfallen. Bei Gott ſind alle Dinge möglich. Iſt es ſein Wille,

das herannahende neunzehnte Jahrhundert mit zwei oder drei Monarchen zu beſchenken, welche, weit entfernt dem Genius der Menſchheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu verſöhnen und ſich günſtig zu machen ſuchen; die der öffentlichen Meinung freiwillig und ruhig entgegenkommen, und, ſtatt ſie mit der Keule der Gewalt niederzuſchlagen, ihr durch leitende Weisheit Maß und Richtung zu geben ſuchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, ſtatt es in ſeinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und großer Zwecke zu benutzen wiſſen, — o mein junger Freund! ſind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwei oder drei ſolche Euergeten vorbehalten: ſo wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichſten Tages ſeyn, der dem menſchlichen Geſchlechte jemals aufgegangen iſt.

XII.

Fragment eines Geſprächs zwiſchen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde. Sie ſcheinen die Kunſt zu regieren für ſehr ſchwer zu halten?

Geron. Schwer oder leicht, je nachdem ſie getrieben wird.

Der Fremde. Ich verſtehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuſcher zu ſeyn.

Geron. Freilich nur der große Künſtler kennt die wahren Schwierigkeiten ſeiner Kunſt, und fühlt ſich immer unter dem Ideal, wozu er ſich zu erheben ſtrebt.

Der Fremde. Das Schlimmſte wäre alſo, geboren zu ſeyn eine Kunſt zu treiben, worin man nicht hoffen könnte ein Meiſter zu werden. Der Sohn eines großen Malers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in ſich fühlt, ſich in der Kunſt ſeines Vaters hervorzuthun: aber der älteſte Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürſten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch beſitzen mag ein vortrefflicher Regent zu werden.

Geron. Das ist freilich in Erbreichen nicht anders.

Der Fremde. Sollte dieß nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche seyn?

Geron. Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

Der Fremde. Wir sprechen unter vier Augen; und überdieß hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsre Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bei mir wagen. Mein höchstes Bestreben ist, als ein ächter Weltbürger zu leben, und, dem Willen nach, bin ich es bereits, wiewohl ich, den Jahren nach, vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

Geron. Wenn ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

Der Fremde (mit einem scharfen Blick in Gerons Augen). Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron. Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst, oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden ließe.

Der Fremde. Es gibt ja wohl in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Maler kann ein Raphael Sanzio, nicht jeder König ein Friedrich der Einzige seyn. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in allem was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron. Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt

Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden seyn, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Namen eines zweiten Marc-Aurels von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde (sich einen Augenblick besinnend). Allerdings.

Geron. Und doch war Marc-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiß nicht, was man einen Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und niemand wird ihn, in Ansehung seiner Naturgaben und Talente, mit einem Alexander, oder Julius Cäsar, oder mit dem großen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst seyn könne — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so seyn? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreffliche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dieß war freilich der Fall bei Marc-Aurel. Aber was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dieß nichts gegen die Erbreiche. Alles was daraus folgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden, und durch die Constitution selbst Anstalt getroffen seyn sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers eben so außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermalen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde. Das wäre wohl zu wünschen. Aber wie manches sollte seyn, das nicht ist und schwerlich zu erwarten

ſteht! Nehmen wir die Welt einſtweilen wie ſie immer war, und ſetzen den Fall, ein König ſey zu der großen Kunſt, die er treiben ſoll, nicht erzogen worden; er habe keine Urſache ſich zuzutrauen, daß er dieſen Mangel durch die Stärke ſeines Genie's und den Umfang ſeiner Naturgaben erſetzen könne, und fühle ſich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuſcher zu ſeyn, ertragen zu können — (Er hält ein).

Geron (nach einer kleinen Pauſe). Sollten Sie wirklich anſtehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde. Es gibt freilich mehr als einen Ausweg — etwa, die Krone niederzulegen, und, wie ein altrömiſches Knabenſpiel forderte, den beſten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor der gefunden wäre, dürfte wohl das Reich lange zu Trümmern gegangen ſeyn.

Der Fremde (lächelnd). Oder ſich vom Directorium zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der Franzöſiſchen Republik umgeſchaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die ſiebenhundert Geſetzgeber und die fünf Directoren, die man dann bekäme, ſchwerlich viel beſſer zu ihrem neuen Beruf erzogen ſeyn, als der Einzige, mit dem die Monarchie ſich behelfen muß.

Geron. Zu allem Glück gibt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und ſicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Laſſen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn ſelbſt geſetzt haben, nochmals beſtimmt vorſtelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen

wurde und Urſache hat oder zu haben glaubt, daß er dieſen Mangel durch ſein Genie nicht erſetzen könne, und der gleichwohl den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunſt, wozu er berufen iſt, ein Pfuſcher zu ſeyn. War es nicht ſo?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich ſage Ihnen alſo, daß ich nur nach dieſen wenigen Zügen beinahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieſer König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernſt? — Erklären Sie ſich näher.

Geron. Ich glaube zwei weſentliche Eigenſchaften eines preiswürdigen Regenten bei ihm vorausſetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat ſeiner großen Pflicht ein Genüge zu thun, und daß er, eben darum weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorſchwebt, die er ſich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr iſt, als er zu ſeyn glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernſtliche und feſte Wille ihn antreiben, ſich keine Mühe dauern zu laſſen, um die ihm mangelnden Kenntniſſe zu erlangen; und die mit dieſem Beſtreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Uebung ſeiner Geiſteskräfte wird dieſe unvermerkt ſo ſehr entwickeln, ſtärken und ſchärfen, daß ſie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geſchäften und Künſten des praktiſchen Lebens macht Uebung mit Kenntniß den Meiſter; und beide ſtehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menſchen.

Der Fremde. Sehr tröſtlich!

Geron. Auf der andern Seite wird ſein beſcheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit ſeiner Einſichten ihn bewegen, ſich um bewährt rechtſchaffene und taugliche Gehülfen und Rathgeber umzuſehen.

und Ueppigkeit an jedem, deſſen Fach unermüdete Selbſtthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes ſeyn möchten, ſo wird es immer an einem dieſer Laſter genug ſeyn, damit er unter gewiſſen Umſtänden an einem wichtigen Poſten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit einem Worte, daß ohne entſchiedene Rechtſchaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angeſehen werden müſſe, iſt eine Maxime, bei deren ſtricter Befolgung jeder große und kleine Staat ſich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent ſich eine Ausnahme zu machen erlauben ſollte.

Der Fremde (nachdem er eine kleine Weile etwas finſter vor ſich hingeſehen, ſich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend). Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längſt zu wiſſen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im beſten Rufe ſtehen: und doch ſind das die Menſchen, von denen ſich ein König dermaßen umlagert ſieht, daß ich beſorge, er iſt und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn ſelbſt.

Der Fremde. Wie wollen Sie z. B., daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterſcheiden könne?

Geron. Gewiß eine ſchwere Aufgabe, ſogar für einen bloßen Privatmann, geſchweige für einen König — vorausgeſetzt nämlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns ſelbſt zu geſtehen, geſchmeichelt ſeyn wollen. Wo dieß aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich ſelten ſeyn mag — ſcheint mir nichts leichter: ſo ſtark und unverkennbar ſind die Züge, wodurch ſich der Freund vom Schmeichler unterſcheidet;

vom bloßen Schein unterſcheiden. Das Nämliche gilt von allen andern Eigenſchaften, wovon er die Kennzeichen an ſich ſelber findet. So wird z. B. ein geſetzter beſonnener Mann, der ſich ſelbſt in ſeiner Gewalt hat, und immer mit Ueberlegung handelt, ſich niemals einem leichtſinnigen, leidenſchaftlichen und brauſenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicher Weiſe gibt es keine Menſchen ohne Fehler, und was auf einem geringen Poſten eine wenig bedeutende Unart iſt, kann auf einem wichtigen ein großes Laſter ſeyn: und doch findet man ſich nur gar zu oft genöthiget, bei der Wahl eines Subjects zu einem wichtigen Poſten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenſchaft, die der Mann in einem hohen Grade beſitzt, zu überſehen.

Geron. Ich zweifle, ob dieß, zumal in großen Staaten, ſo leicht der Fall ſeyn könnte. Eine unentbehrliche Eigenſchaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der ſie beſitzt, ſie aber zur Schutzwehre für ſeine Fehler oder Laſter mißbraucht. Die brauchbaren, ſogar die ſehr vorzüglichen Menſchen ſind in unſern Tagen nicht ſo ſelten, daß man genöthigt ſeyn ſollte, einem Subject ſeiner beſondern Brauchbarkeit wegen — die oft nicht einmal das iſt, wofür ſie gehalten wird — den Mangel einer auf ſeinem Poſten unentbehrlichen Tugend, oder gar das entgegengeſetzte Laſter zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beiſpiel?

Geron. Mangel an Humanität und dagegen gefühlloſe, bei jeder Gelegenheit in Härte und Grauſamkeit ausbrechende Rohheit, an einem Kriegsbefehlshaber; Leichtſinn und leidenſchaftliche Hitze an einem Richter; kleinliche Kargheit an einem Vorſteher der Staatswirthſchaft; Hang zur Wolluſt

und Ueppigkeit an jedem, deſſen Fach unermüdete Selbſtthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes ſeyn möchten, ſo wird es immer an einem dieſer Laſter genug ſeyn, damit er unter gewiſſen Umſtänden an einem wichtigen Poſten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit einem Worte, daß ohne entſchiedene Rechtſchaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angeſehen werden müſſe, iſt eine Maxime, bei deren ſtricter Befolgung jeder große und kleine Staat ſich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent ſich eine Ausnahme zu machen erlauben ſollte.

Der Fremde (nachdem er eine kleine Weile etwas finſter vor ſich hingeſehen, ſich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend). Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längſt zu wiſſen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im beſten Rufe ſtehen: und doch ſind das die Menſchen, von denen ſich ein König dermaßen umlagert ſieht, daß ich beſorge, er iſt und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt, und noch mehr für ihn ſelbſt.

Der Fremde. Wie wollen Sie z. B., daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterſcheiden könne?

Geron. Gewiß eine ſchwere Aufgabe, ſogar für einen bloßen Privatmann, geſchweige für einen König — vorausgeſetzt nämlich, daß wir ganz heimlich und ohne es uns ſelbſt zu geſtehen, geſchmeichelt ſeyn wollen. Wo dieß aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich ſelten ſeyn mag — ſcheint mir nichts leichter: ſo ſtark und unverkennbar ſind die Züge, wodurch ſich der Freund vom Schmeichler unterſcheidet;

wiewohl ich damit nicht in Abrede seyn will, daß wohl auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde (nach einer Pause). Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wohl noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beinahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was Leichtes seyn muß, mein Verlangen stattfinden zu lassen. Bilden Sie sich also auf einige Minuten ein, Sie seyen der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völligste Genüge zu thun; wie würden Sie ihm rathen es anzufangen?

Geron (ein wenig verlegen). Ich würde — ihm sagen, daß ich — verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wieder kommt.

Geron. Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein ächter Weltbürger zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel

damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politikus nennt, eben so verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bei der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden beide dabei gewinnen: ich, die Unsichtbarkeit; und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten, und ihn desto gewisser ausführen würde.

Der Fremde (lächelnd). Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr Natürliches, daß einer lieber Flötenspieler als Flöte seyn mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das erste, was Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weiteren Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen großen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das, und denken nicht schlimmer von mir als Sie Ursache haben.

Geron. Das erste also, wozu er sich, meiner unbemerkten Eingebung zufolge, an einem schönen Morgen entschließen

ſollte, wäre: ſich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu Griechiſch-Deutſche Ueberſetzung der Selbſtgeſpräche des vorerwähnten Kaiſers Marc-Aurel, oder (wie der Verfaſſer ſelbſt ſie betitelt hat) ſeiner zwölf Bücher an und über ſich ſelbſt, machen zu laſſen, und ſie, in einem kleinen Taſchenformat, als ein unzertrennliches Vademecum immer bei ſich zu tragen.

Der Fremde. Ihre Meinung iſt vermuthlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, ſondern daß es fleißig geleſen und meditirt werden ſoll. Dazu aber beſorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt ſeyn. Die Könige, ſagt man, leſen nicht gern.

Geron. Ein großer Fehler, den ſich die Könige, mit Ihrer Erlaubniß, abgewöhnen ſollten. Friedrich der Große las viel.

Der Fremde. Immer könnte es ihm, wo nicht an Luſt, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigſtens nicht ſo lange ich ſein Genius bin, und wenn er auch deßwegen einige Briefe oder Papiere weniger leſen, oder ſeine Miniſter eine Viertelſtunde im Vorzimmer warten laſſen müßte.

Der Fremde. Ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Namen nach kenne.

Geron. Es iſt nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigſten eines. Ich betrachte es als ein koſtbares Reliquienkäſtchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm geweſen iſt, ſeinen Geiſt und ſein Herz der ganzen Menſchheit, aber vornehmlich allen, die zum Regieren berufen ſind, vermacht hat. Denn gerade dieſe ſind es, die einen deſto nützlichern Gebrauch davon machen

könnten, weil er bloß für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu seyn begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Conferenz mit dem Geiste Marc-Aurels seines vollgültigen Beifalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Marc-Aurels nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt; und Ihre Meinung mit allem dem kann wohl keine andre seyn, als unserm Telemach eine Art von Hülfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen, und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf Ihre vorige Frage für überflüssig halte.

Die

Pythagoriſchen Frauen.

1.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Namen des Alterthums, die, wie die Namen Hermes, Orpheus, Zoroaster, Confucius u. a., kaum den allerunwissendsten gänzlich unbekannt sind; Namen, die aus den Fluten der Zeit, während sie von einer Generation zur andern das Gedächtniß so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinweggeschwemmt, immer in einerlei Höhe emporragen, und, gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Aegyptens, mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewohl sie längst aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyphe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit — gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergrößern, je weiter sie aus unsern Augen rücken — schreiben will: so bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der sich durch mehr als zweitausend Jahre an den Namen eines Mannes, von welchem beinahe nichts in die Augen Fallendes übrig ist, so fest angehängt hat, einen großen Charakter, ungewöhnliche Verdienste und einen beträchtlichen

Einfluß in seine eigne und die nächstfolgenden Zeiten voraus-setzt.

Daß dieß auf eine sehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läßt sich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Personen des Alterthums genannt werden können, deren Geschichte ungewisser, durch Tradition und Volkssagen mehr entstellt, und in spätern Zeiten durch absichtliche Beimischung eine Menge unächter Zusätze und legendenmäßiger Mährchen ärger verfälscht worden wäre als die seinige.

In diesem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerlei Schicksal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeug von Absichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein so zweideutiges, wunderbares und geheimnißvolles Wesen aus ihm gemacht, daß es bei dem Abgang hinlänglicher und zuverlässiger Urkunden, beinahe unmöglich ist zu sagen, was er war.

Das Gewisseste indessen ist, daß er, über vierzig Jahre lang, in dem untersten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle gespielt hat, und der Stifter einer Schule theoretischer und praktischer Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Gesellschaft gewesen ist, die sich durch alle Republiken dieses schönen Landes verbreitet, und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmaligen Daseyns in Italien und Griechenland zurückgelassen hat.

2.

Diese Gesellschaft, von welcher Pythagoras die Seele war, scheint sich keinen geringern Zweck, als die sittliche und politische Reformation oder Wiedergeburt jener größtentheils sehr verderbten Republiken vorgesteckt gehabt, und zu gewisserer Erzielung eines so großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu machen, sich selbst zu der höchsten moralischen Vollkommenheit auszubilden, deren die menschliche Natur fähig scheint.

Man kann der Idee, die man sich von dieser ersten Pythagorischen Gesellschaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freien Städte in Groß-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine bessere Grundlage geben, als diese: daß, selbst lange nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden war, ein so ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichsam aus ihrer Asche hervorging; und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unstreitig der tugendhafteste und vollkommenste Mensch, den Griechenland aufzuweisen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lysis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die sich in spätern Zeiten entspann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Gesetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Catana, und sogar der Römische König Numa, die Weisheit, die ihnen einen so großen Namen gemacht, aus dem Unterricht des (erst lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geschöpft haben sollten, bestätigt die Wahrheit dessen was ich von der großen Einwirkung des Pythagorischen Ordens auf seine Zeitgenossen behauptet habe; denn sie beweiset, nach

einer ſehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groß der Name der Pythagoräer und der Ruf ihres Inſtituts in Italien geweſen ſeyn müſſe, da die ſpätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Voreltern ſich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bei ihrer Unwiſſenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als, ein Mann, der alle ſeine Zeitgenoſſen an Weisheit übertraf, müſſe ein Schüler des Pythagoras geweſen ſeyn.

3.

Pythagoras war der erſte öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man ſchreibt ſeinen Predigten Wirkungen zu, deren ſich ſchwerlich irgend ein neuerer Bußprediger rühmen kann. Als er nach Kroton kam, ſagt Juſtinus, fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wolluſt und Hoffart verſunken. — Ein gewöhnlicher Menſch, wie ſchön er auch immer ſprechen könnte, würde ſolchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreiſen: aber Pythagoras, dem zu ſeiner hohen Weisheit und allen ſeinen übrigen Gaben noch eine ſeltne Schönheit und eine majeſtätiſche Geſtalt zu Statten kam, wußte ſich Eingang zu verſchaffen: und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine ſo große und allgemeine moraliſche Bekehrung in dieſer reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daß „man ſich gar nicht vorſtellen konnte, die Krotoner, die man jetzt ſah, hätten jemals die Wollüſtlinge ſeyn können, die ſie ehemals waren.“ — Der Apoſtel der Weisheit erleichterte ſich dieſes große Werk nicht wenig dadurch, daß er ſowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen

beſonders in die Cur nahm, und jedem Theile ſeine eigenen Tugenden und Pflichten ſo nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entſtand, wer es dem andern darin zuvorthun möchte. Die Jünglinge wurden Muſter der Sittſamkeit, und legten ſich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften: und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgeſtickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. ſ. w. in den Tempel der Juno, legten ſie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen, und gaben zu erkennen, daß Zucht und Keuſchheit, nicht ſchimmernder Putz, die wahre Zierde ihres Geſchlechts ſey.“

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagoriſchen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Juſtins Erzählung zu geben ſcheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein ſo ſchönes Beiſpiel zu geben, bei weitem den kleinern Theil des ſchönen Geſchlechts zu Kroton ausgemacht haben dürften; ſo bleibt dieſe Anekdote noch immer eines der rühmlichſten Denkmäler deſſen, was die Weisheit über die zarten Seelen der ſanftern Hälfte des Menſchengeſchlechtes vermag, und die Geſchichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumphe der weiblichen Tugend aufzuweiſen.

4.

Pythagoras hatte alſo auch Jüngerinnen und unter dieſen ſogar mehrere, die zu ſeinem geheimen Unterricht

zugelaſſen wurden, und als Pythagoräerinnen, in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht, wie viel wir an des Atheniſchen Geſchichtſchreibers Philochorus Verzeichniſſe der Heroiden oder Pythagoriſchen Frauen verloren haben: wenig, wenn er ſich auf einen bloßen Katalogen eingeſchränkt hätte; viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen iſt) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche dieſen erhabenen Namen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantiſcher Biograph des Pythagoras, der uns funfzehn Philoſophinnen aus der Schule dieſes Weiſen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen ſolchen heroiſchen Zug; aber das Ganze ſieht einem übel zuſammenhangenden Mährchen zu ähnlich, um ſelbſt in dem Munde eines weit zuverläſſigern Erzählers als Jamblichus iſt Glauben zu verdienen.

Um indeſſen nicht etwa bei meinen Leſerinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geſchlecht ohne zureichende Urſache einer Heldin berauben wolle, will ich ihnen dieſes Geſchichtchen aus dem einunddreißigſten Kapitel ſeines Lebens des Pythagoras nacherzählen. — Der Tyrann Dionyſius von Syrakus (ſagt er) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagoriſchen Myſterien eingeweihten Perſonen, die zu gewiſſen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reiſen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuſer aufpaſſen, und die guten Leute mit Gewalt entführen zu laſſen. Sein eigener Schwager Eurymenes ſchämte ſich nicht, ſich zu dieſem häßlichen Auftrage gebrauchen zu laſſen. Er legte ſich mit dreißig wohlbewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig paſſiren mußten; und als dieſe, ungefähr zehn Perſonen ſtark, in ihrer Unſchuld daher

zogen, fiel er unverſehens mit großem Geſchrei über ſie her. Die guten Leute, wiewohl unbewaffnet, ſchlugen ſich dennoch, wie es dem Pythagoriſchen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreißig Soldaten herum; endlich aber, wie ſie zu merken anfingen, daß die Partei gar zu ungleich ſey, glaubten ſie der Tugend nichts zu vergeben, wenn ſie ſich mit der Flucht zu retten ſuchten. Denn (ſagt der weiſe Jamblichus) die geſunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin beſteht, daß man wiſſe, wann und wo man fliehen, und wann und wo man ausdauern ſoll. Sie würden auch, da ſie leicht zu Fuß, die ihnen nachſetzenden Feinde hingegen ſchwer bewaffnet waren, glücklich entkommen ſeyn, wenn ſie nicht auf der Flucht an ein großes Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagoriſche Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, ſo blieben ſie auf einmal ſtehen, wehrten ſich noch mit Steinen und Knütteln und allem was ihnen vor die Hand kam, ſo lange ſie konnten, und ließen ſich zuletzt alle zuſammen lieber todt ſchlagen, als daß ſie ſich ergeben hätten. Eurymenes, ſehr mißmüthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erſcheinen ſollte, ließ die Erſchlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmal auf, und zog mißmuthig nach Hauſe. Unterwegs ſtieß er auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit ſeiner im zehnten Monat ſchwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurückgelaſſen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt ſich der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs große Sorge daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bei dem Tyrannen an. Dieſer läßt ſich den ganzen

Hergang erzählen, bezeigt ſich ſehr betrübt darüber, und verſpricht dem Pythagoriſchen Ehepaar, daß er ſie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn ſie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha ſich zu nichts verſtehen wollten, fuhr Dionyſius fort: antwortet mir wenigſtens nur auf eine einzige Frage, ſo will ich euch unverſehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hauſe ſchicken. Was war die Urſache, Myllias, warum deine Freunde lieber ſterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, verſetzte Myllias, wollten lieber ſterben als auf Bohnen treten: und ich will lieber ſterben, als dir die Urſache ſagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionyſius, deſſen Neugier durch dieſe Antwort aufs höchſte ſtieg, ließ den Pythagoräer ſogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Inſtrumente herbei zu bringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine ſchwangere und der Unterſtützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen ſeyn, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne ſich lange zu bedenken, biß ſich ſelbſt die Zunge ab und ſpie ſie dem Tyrannen ins Geſicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das ſie zu verſchweigen ſchuldig ſey, zu verrathen, ſo habe ſie doch Muth genug, ſich ſelbſt des dazu erforderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu ſetzen.

Was man auch von dieſer Erzählung halten mag, ſo däucht mich, Beiſpiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beiſpiele der Mäßigung, der Selbſtverläugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vorkommen,

würden den Pythagoriſchen Frauen ebenſoviel Ehre gemacht haben, und für den größern Theil ihres Geſchlechts zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher geweſen ſeyn, als dieſes Beiſpiel eines beinahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreiſe ihres häuslichen Lebens unſcheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige iſt, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geſchichtſchreiber beſchäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unſcheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, ſowie auf dieſen der Wohlſtand des Staats? Pythagoras ſcheint mir — ſo viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibſeln ſeiner Philoſophie und den beinahe ganz verloſchnen Spuren ſeiner Lebensgeſchichte ſchließen kann — über alles dieſes gedacht zu haben, wie derjenige denken muß, der ſich zum ſittlichen Arzt verderbter Menſchen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Juſtinus von ſeiner zu Kroton bewirkten Sittenverbeſſerung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüßten, ſo wäre es genug uns zu überzeugen, daß ſeine Philoſophie nicht auf Schwärmerei, oder täuſchende Gaukelkünſte (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porphyrius, Jamblichus und ihresgleichen ſtützen, von ihm urtheilen), ſondern auf richtige und wahre Schätzung der menſchlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagoriſchen Frauen ſcheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre perſönlichen Vorzüge, als das Anſehen, welches ihr dieſe Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erſte und merkwürdigſte geweſen zu ſeyn. Aber eben das Schickſal, das die ganze Pythagoriſche Geſellſchaft nebſt ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieſer merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Namen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verſchiedenen alten Schriftſtellern aufbehalten worden, ſind alles was den Menſchenkenner in den Stand ſetzen kann, ſich einige Vorſtellung von ihrem Geiſt und Charakter zu machen.

Theano war, der wahrſcheinlichſten Meinung zufolge, die Tochter eines Krotoners: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenswürdigen Weiſen für eine Folge der enthuſiaſtiſchen Hochachtung halte, die er ſich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß er vor ſeiner Niederlaſſung in Groß-Griechenland, d. i. in der erſten Hälfte ſeines Lebens, die er größtentheils auf ſeine Reiſen und ſeinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, ſchon vermählt geweſen ſeyn ſollte. Die Perſon, in welcher ein Pythagoras ſeine Hälfte erkannte, und die er ſo ſehr liebte, daß er von einem gewiſſen erotiſchen Dichter, Hermeſianax (aus deſſen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat) beſchuldigt wird, raſend in ſie verliebt geweſen zu ſeyn — dieſe Perſon muß um ſo gewiſſer alle Vor-

züge und Tugenden ihres Geſchlechtes in ſich vereiniget haben, als es ſelbſt für den Erfolg ſeines ganzen Inſtituts weſentlich war, daß die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbeſſern wollte, würdig wäre, im Charakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgeſtellt zu werden, ja ſelbſt ſowohl die Theilnehmerin ſeiner geheimſten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu ſeyn.

Wir befinden uns, wie geſagt, mit dieſer Frau, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach eine der vorzüglichſten Perſonen ihres Geſchlechtes war, in dem Fall eines Künſtlers, der aus dem Bruchſtück eines Armes oder Fußes, einem Finger und einem zerſtümmelten Kopfe, die Bildſäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herſtellen ſollte. Dieß zu verſuchen iſt hier meine Abſicht nicht; ich begnüge mich, meinen Leſerinnen (denn für Leſerinnen iſt der gegenwärtige Aufſatz eigentlich beſtimmt) dieſe Bruchſtücke vorzulegen, wie ſie zu uns gekommen ſind; nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinationskraft werde ſie daraus eben ſo gut, und vielleicht noch ſicherer, auf die urſprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerſtörten Götterbildes ſchließen laſſen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leiſen Verrätherei einer unvermerkt geſprungnen Stecknadel die ſchönen Formen ahnet, woraus Gewohnheit und conventioneller Wohlſtand unter geſitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

6.

Ich fange mit den größern Stücken und alſo mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manutius, in ſeiner mit Hülfe des gelehrten Griechen Marcus Muſurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verſchiedener Griechiſchen Philoſophen, Redner, Dichter und anderer berühmter Perſonen, zu Venedig im Jahre 1499 zuerſt durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Aechtheit dieſer Briefe zu halten ſey (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden), kann, bei Ermanglung zureichender Entſcheidungsgründe, durch keine andern als innere Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bei jedem gelehrten Leſer ein gewiſſes Gefühl, das ſich ſchwerlich ganz in deutliche Begriffe auflöſen läßt, den Ausſchlag geben müſſen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, ſo finde ich in den drei Briefen, die ich meinen Leſerinnen vorlege, nichts, was Verdacht bei mir erweckte, daß ſie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Pythagoras vorſtelle, geſchrieben ſeyn könnten: im Gegentheil ich finde ihnen einen ſo ſichtbaren Charakter von kunſtloſer weiblicher Einfalt im Styl und von Pythagoriſchem Geiſte in Gedanken und Vorſtellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldiniſche Briefſammlung gegen ſich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln mag. — Ueber die Frage, ob dieſe Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuſchreiben ſeyen, werde ich meine Meinung in der Folge ſagen. Zuerſt alſo die Briefe ſelbſt.

Theano an Eubula.

Ich höre du zieheſt deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille iſt, eine gute Mutter zu ſeyn: aber, meine Freundin, die erſte Pflicht einer guten Mutter iſt, nicht ſowohl dafür zu ſorgen, daß ſie ihren Kindern angenehme Empfindungen verſchaffe, als ſie ſo früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend iſt, an Mäßigung und Bezähmung der ſinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du haſt dich alſo wohl vorzuſehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bei ihnen ſpiele. Kinder, die von ihrem zarteſten Alter an wollüſtig erzogen ſind, müſſen nothwendig unvermögend werden, dem Reiz der Sinnenluſt, der ſo mächtig auf ſie wirkt, jemals widerſtehen zu können. Es iſt demnach Pflicht, meine Liebe, ſie ſo zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geſchieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieſer übermäßig weichlich und reizbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anſtrengung werden muß. Daher iſt nichts nöthiger, als daß wir unſre Zöglinge in demjenigen am meiſten üben, wovor ſie ſich am meiſten ſcheuen, wenn ſie gleich traurige Geſichter dazu machen und ihnen wehe dabei geſchieht: es gibt kein beſſeres Mittel, zu machen, daß ſie, anſtatt Sklaven ihrer Leidenſchaften und eben ſo verdroſſen zur Arbeit als nach Wolluſt gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was ſchön und edel iſt bekommen, und jener ſich enthalten, dieſem hingegen ſich ergeben lernen.

Alſo, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüſſig und köſtlich nährſt; vielen Aufwand machſt, um ihnen

bald dieſes bald jenes Vergnügen zu verſchaffen; ſie immer ſpielen und Muthwillen treiben läſſeſt; ihnen geſtatteſt alles zu ſagen und zu beginnen, was ihnen einfällt; immer befürchteſt das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe gibſt es lachen zu machen; lachſt und deine Freude daran haſt, wenn es nach ſeiner Wärterin ſchlägt oder dir ſelbſt garſtige Namen gibt; ferner, wenn du ſo große Sorge trägſt, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: ſo erlaube mir zu ſagen, daß du ſehr unrecht daran thuſt. Siehſt du nicht, daß armer Leute Kinder, die von dieſem allem nichts wiſſen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachſen und gedeihen, und ſich überhaupt weit beſſer befinden? Du hingegen ziehſt deine Söhne wie lauter kleine Sardanapalen auf, und gibſt ihrer männlichen Natur durch dieſe Verzärtelung einen Knick, wovon ſie ſich nie wieder erholen kann. Ich bitte dich, was ſoll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht den Moment zu eſſen kriegt, weint? wenn er eſſen ſoll, immer nur das Leckerhafteſte verlangt? wenn's heiß iſt, gleich vergehen will, wenn's kalt iſt, ſchlottert? wenn ihm etwas verwieſen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht alles gibt was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, ſich erbost? — Was kann aus ſolchen verzärtelten Kindern, wenn ſie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenſchaften?

Mache dir alſo eine ernſtliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anſtatt dieſer weichlichen eine ſtrenge Erziehung in deinem Hauſe einzuführen. Laß ſie Hunger und Durſt, Hitze und Kälte ausſtehen lernen, und gewöhne ſie

mit Geduld zu ertragen, wenn ſie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgeſetzten beſchämt werden. — Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs ſind für junge Gemüther, was das Alaunwaſſer für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je ſtärker ſie damit getränkt worden ſind, deſto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, deſto ſchöner, feuriger und dauerhafter wird ſie. Siehe alſo zu, meine Liebe, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die von ſchlechten Säften genährt, nothwendig ſchlechte Trauben tragen; oder, wie ſollte eine üppige und weichliche Erziehung beſſere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth und das Gegentheil von jeder Eigenſchaft, wodurch ein Menſch ſich ſelbſt und andern nützlich iſt?

Theano an Nikoſtrata.

Auch mir, liebe Freundin, iſt zu Ohren gekommen, was von deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat ſich eine Hetäre zu halten: aber mir iſt leid, daß ich zugleich hören muß, du ſeyeſt ſchwach genug, eiferſüchtig darüber zu ſeyn. Was deinen Gemahl betrifft, ſo kenne ich der Männer nur zu viele, die mit ſeiner Krankheit behaftet ſind. Die armen Leute laſſen ſich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieſer Geſchöpfe fangen; ſie ſcheinen von dem Augenblicke an, da ſie ins Garn eingegangen ſind, alle Beſinnung verloren zu haben, und verdienen in dieſer Rückſicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überläſſeſt dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beſchäftigſt dich mit nichts, als wie du ihn beunruhigen

und ihm den Genuß ſeiner neuen Liebſchaft verkümmern wolleſt. Das ſollteſt du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau iſt nicht, ihren Mann zu belauern und zu hüten, ſondern ſich in ihn zu ſchicken; und dieß thut ſie, wenn ſie ſeine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem ſieht er in ſeiner Hetäre bloß eine Perſon bei der er Vergnügen ſucht, in ſeiner Frau hingegen eine Gattin die einerlei Intereſſe mit ihm hat. Euer gemeinſchaftliches Intereſſe aber iſt, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen: und wenn er ein Thor iſt, ſo iſt dieß kein Grund, daß du darum eine Thörin ſeyn mußt. Es gibt Leidenſchaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereizt, durch Schweigen und Geduld hingegen deſto eher gehoben werden: wie man zu ſagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen laſſe, erlöſche von ſich ſelbſt. Eine Frau, die ihrem Manne, wenn er ſeine Untreue vor ihr zu verbergen ſucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu ſündigen hoffte; und was gewinnt ſie damit? Er ſündigt fort und läßt ſie zuſehen. Wenn du dir von mir rathen laſſen willſt, Liebe, ſo denke nicht, ſeine Zuneigung zu dir ſey nothwendig an die Unſträflichkeit ſeiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinſchaft für das ganze Leben iſt — daß er zu ſeiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts Klügeres zu thun weiß und ſich die lange Weile bei ihr zu vertreiben hofft — und daß er immer wieder zu dir zurückkommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünſcht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn iſt, jene aus Leidenſchaft; aber die Leidenſchaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald ſatt, und ſie vergeht eben ſo ſchnell wieder als ſie entſtanden iſt. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts ſeyn,

den eine Hetäre auf lange Zeit feſſeln könnte. Denn was iſt thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns ſelbſt Unrecht thun? Es wird nicht lange anſtehen, ſo wird er merken, welchen Schaden er ſeinem Vermögen und guten Namen dadurch zufügt. Kein Menſch, der ſeinen Verſtand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit ſehenden Augen in ſein Verderben. Sey alſo verſichert, das Recht, das du an ihn haſt, wird ihn dir zurückbringen. Er wird einſehen, wie nachtheilig eine ſolche Lebensart ſeinem Hausweſen iſt; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; ſein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anſtatt dich mit einer Hetäre meſſen zu wollen, zeige den großen Unterſchied zwiſchen dir und einer ſolchen Dirne durch anſtändiges Betragen gegen deinen Mann, ſorgfältige Führung deines Hausweſens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweiſe dieſem Geſchöpfe die Ehre nicht mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Perſonen zu eifern iſt ſchön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Ausſöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich ſogar das Herz unſrer Feinde, und die Tugend, aber auch ſie allein, erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch ſie kann eine Frau in gewiſſem Sinne über ihren Mann ſelbſt Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem ſolchen Weibe hochgeſchätzt, als gleich einem Feinde belauert ſeyn wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigſt, deſto beſchämter wird er werden, deſto eher ſich mit dir auszuſöhnen verlangen, und dich dann um ſo ſtärker und zärtlicher lieben, wenn er, durch Betrachtung deiner untadeligen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu einem ſo viel lebhafteren Gefühl

seines Unrechts gegen dich gebracht worden ist. Euer Glück wird dann dieser kurzen Unterbrechung wegen nur desto größer seyn. Denn so wie nach einer überstandenen Krankheit nichts Süßeres ist als das erste Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, so enden sich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer desto innigern Gemüthsvereinigung. —

Nun, meine Freundin, stelle diesem Rath die Eingebungen der Leidenschaft entgegen! Diese rathet dir, weil er krank ist, sollst du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil er gegen die Rechtschaffenheit sündigt, sollst du wenigstens gegen die Anständigkeit sündigen; weil er seinem Vermögen und Credit Schaden zufügt, sollst du das deinige auch dazu beitragen, indem du dich über ihn hinaufzusetzen scheinst und dein Interesse von dem seinigen absonderst. Du glaubst ihn zu züchtigen, und strafst dich selbst. Denn, sage mir, wie willst du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm scheiden? So wirst du, weil du doch noch viel zu jung bist verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne versuchen, und, wenn dieser in den nämlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entschließen müssen, dein Leben ledig und einsam zuzubringen — oder willst du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen lässest, deinen Mann zu Grunde richten? Würdest du dich dadurch nicht selbst zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du drohest der Hetäre mit deiner Rache? Sie wird sich vor dir in Acht zu nehmen wissen: und wolltest du es bis zu einem persönlichen Angriff treiben, so rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entsagt hat, streitbar ist. — Hältst du es für etwas Schönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, so bedenke, daß alles Keifen und

Schelten ſeinen Ausſchweifungen kein Ziel ſetzt, ſondern bloß eure Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? ſollteſt du etwa gar mit Anſchlägen gegen ſeine Perſon umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zuſammenhang darſtellt, ihren Zweck ſehr an dir verfehlen; denn ſie lehrt uns die Eiferſucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel ſchießen zu laſſen. Die Krankheit, an der du leideſt, gleicht in dieſem Stücke den Augenkrankheiten; man muß ſchlechterdings die Hände davon zurückhalten: Geduld und Standhaftigkeit ſind das einzige Mittel, wodurch du ſie zu heilen hoffen kannſt.

Theano an Kalliſto.

Die Geſetze haben euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgeſinde zu regieren ſobald ihr heirathet: aber wie ihr regieren ſollt, überlaſſen ſie euch von den ältern zu lernen, die ohnehin ſo gern von Oekonomie ſprechen und gute Lehren geben. Es iſt eine ſchöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen und den Alten zuzutrauen, daß ſie durch ihre Erfahrenheit am geſchickteſten ſind uns guten Rath zu geben. Eine Perſon, die noch erſt ſo kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten iſt, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit ſolchen Dingen zu nähren. —

Das erſte, was eine Frau in ihrem Hauſe zu regieren hat, ſind ihre Mägde; und hierbei, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daß ſie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unſrer Sklavinnen werden nicht zugleich

mit ihren Perſonen gekauft: jene muß eine verſtändige Herrſchaft ſich erſt durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieß geſchieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht iſt, und ſie ſo behandelt, daß ſie weder unter zu vieler Arbeit einſinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müſſen. Denn ſie ſind Menſchen wie wir. Es gibt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabei zu gewinnen glauben, wenn ſie ihre Mägde recht übel halten, ſie mit Arbeit überladen, und ihnen ſo viel ſie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böſer Wille, Untreue und heimliche Zuſammenverſchwörung des Geſindes gegen das Intereſſe der Herrſchaft ſind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreier im Einzelnen zu erſparen, zieht man ſich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in dieſen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirſt du am beſten thun, deinen Sklavinnen etwas Gewiſſes und Feſtgeſetztes, nach Proportion der Wolle, die ſie geſponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumeſſen, ſo daß ſie deſto beſſer leben können, je fleißiger ſie geweſen ſind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, ſo ſiehe dabei hauptſächlich auf das, was dir ſelbſt anſtändig iſt. Strafe deine Mägde, je nachdem ſie mehr oder weniger verſchuldet haben, ohne Zorn und ohne Grauſamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch dieſe nicht wieder erſetzt werden. Wenn du immer deiner ſelbſt mächtig bleibſt, ſo kannſt du ihnen nur deſto beſſer zeigen, daß du entſchloſſen ſeyeſt, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laſter unverbeſſerlich, ſo mache lieber daß du ihrer auf einmal los wirſt und verkaufe ſie; denn was ſoll dir die Herrſchaft über ein Ding, das dir unnütz iſt? In allem dieſem aber nimm immer die Vernunft

zur Rathgeberin; ſie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden iſt, damit du nicht einem Unſchuldigen Unrecht thuſt, ſondern auch wie groß der Fehler ſey, damit du die Strafe dem Vergehen proportioniren kannſt. Oft iſt Nachſicht und Verzeihung die vernünftigſte Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Anſehen, worauf in den häuslichen Verhältniſſen ſo viel ankommt, beizubehalten. Manche Frauen können ſo grauſam ſeyn, ihre Sklavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eiferſucht ihren Grimm auf eine unmenſchliche Art an ihnen auszulaſſen, um, wie ſie ſagen, ein abſcheuliches Exempel an den armen Geſchöpfen zu ſtatuiren. Aber was iſt der Vortheil, den ſie von einem ſo ſtrengen Hausregiment haben? Die einen grämen ſich über das Marterleben, das ſie führen müſſen, vor der Zeit zu Tode; andere ſuchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben ſogar aus Verzweiflung Hand an ſich ſelbſt gelegt. Wenn ſich dann zuletzt die Frau in ihrem Hauſe allein ſieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu ſpät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Inſtrumente, die, zu wenig geſpannt, keinen Ton von ſich geben, und, zu hoch geſpannt, ſpringen. Gerade ſo verhält es ſich zwiſchen einer Frau und ihrem Geſinde. Durch zu viel Nachſicht verliert die Frau ihr Anſehen, und die Mägde vergeſſen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und ſo gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg iſt überall der beſte.

7.

Dieß ſind die drei Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl durch die Gunſt des Zufalls dem Schickſal der übrigen entronnen ſind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin. Verſchiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meiſten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in ſolchen Dingen) immer mit der ältern, ſo wie dieſe mit jener, vermengt wird. Mir ſcheint es Jamblichus am beſten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras ſelbſt und die andere mit Brontinus, einem ſeiner vornehmſten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Dieſe letztere macht eine ungenannte Biographie des Pythagoras (die von der andern nichts zu wiſſen ſcheint) zu einer Tochter dieſes Weiſen; und mir iſt wahrſcheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denkſprüche verſchiedener Perſonen aus dem Pythagoriſchen Orden, die ihr von Suidas zugeſchrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die dieſe jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von ſogenannten Apophthegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittenſprüchen derſelben, die ihr aufbehaltenswürdig ſchienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich ſowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apophthegmen ſich als Fragmente zufälliger Weiſe erhalten haben.

* * *

Theano wurde einſt gefragt, wodurch ſie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage ſollte vielleicht eine Schlinge ſeyn. — Sie antwortete mit dem Homeriſchen Verſe:

Fleißig die Spindel drehend und meines Ehebetts wartend.

Einer andern Perſon, welche von ihr wiſſen wollte, worin der Inbegriff deſſen, was einer Frau ziemt, beſtehe, antwortete ſie: ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaßgeblichen Erachtens wiegen dieſe beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf, und enthalten (wie ſehr auch der Geiſt, worin Theano ſie gab, aus der Mode gekommen ſeyn mag) den Text zu einer ſehr vollſtändigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts. Wir würden bald beſſere Zeiten ſehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneration aller unſrer ihrem Untergang zueilenden Europäiſchen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in dieſen einfältigen Antworten der ſchönen Theano athmet.

Die Griechiſchen Frauen, die in den Myſterien der Ceres eingeweiht waren, ſahen ſich durch die Geſetze derſelben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Theſmophorien, von ihren Männern abgeſchieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechiſchen Damen beibringen möchte, gegründet wäre, ſo müßten ihnen allerdings dieſe neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen ſeyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rückſicht auf dieſen Umſtand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher ſie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die ſich einem Manne genähert habe, rein genug ſey, um den Theſmophorien beiwohnen zu können? „Sogleich, wofern es ihr eigener iſt, antwortete Theano; und iſt es ein anderer, niemals.“ — Ich ſehe in dieſer Antwort nichts als eine mit wenig Worten ſehr viel ſagende Belehrung einer

jungen Perſon, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmophorien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Myſterien der erſten (wollte die eben ſo aufgeklärte als tugendhafte Theano ſagen) ſind zu heilig, als daß eine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu iſt, jemals durch ſie verunreiniget werden könnte; und die andern ſind es ſo ſehr, daß eine Frau, die jene zu profaniren fähig iſt, durch keine Abſtinenztage rein genug werden kann, ſie jemals ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geſchah einſt zufälligerweiſe, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß ſie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu ſehen. Welch ein ſchöner Arm! rief er aus. — Aber nicht für jedermann (all' u demosios), ſagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an dieſem Worte ſo Witziges oder Beſonderes ſeyn ſoll, daß es von einem Moraliſten, zwei Kirchenvätern und einer kaiſerlichen Prinzeſſin als ein gar merkwürdiges Apophthegma citirt worden iſt. Um den ganzen Nachdruck des Wortes demosios auszudrücken, hätte ich eigentlich überſetzen ſollen: aber er gehört nicht dem Publicum an. Man ſieht, daß ein zwar indirecter, aber ziemlich ſcharfer Verweis in der Wendung dieſer Antwort liegt. Wenn ich (will ſie ſagen) eine Bildſäule wäre, die an einem öffentlichen Platze ſtände und ihren Arm zeigte, ſo wäre jedermann berechtigt, ihn anzuſehen und in ſo laute Ausrufungen über ſeine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publicum an. Bei einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es eben dasſelbe. Aber es war unſchicklich und gegen die Ehrerbietung, ſich eine ſolche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu ſehen bekommen hatte: wenn die Beſcheidenheit in

einem solchen Falle auch den Augen erlaubt, sich die Gunst des Zufalls zu Nutze zu machen, so sollte sie wenigstens den Mund verschließen. — Freilich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil; und nach diesen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des unbescheidenen Zuschauers noch leicht genug davon: aber sie nahm es, wie man sieht, etwas schärfer mit dem was sich für eine ehrliche Frau schickt; und vielleicht las sie auch in den Augen dieses Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn sogleich in seine Schranken zurückwies und vermuthlich mit keinem sehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine Petite Maitresse hätte sich freilich anders benommen!

Die Alten schreiben ihr auch ein Buch über die religiöse Frömmigkeit (Eusebia) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Clemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen ist: „dieses Leben wäre eine wahre Lustpartie für die Lasterhaften, wenn die Seelen nicht unsterblich wären, und der Tod wäre in diesem Fall für sie Gewinn." — Ein Gedanke, der zwar keine scharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewisses Licht gestellt, für die meisten etwas so Einleuchtendes hat, daß Plato selbst kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugnisse des Didymus soll Theano auch Verse gemacht, und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinschaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mnesarches, der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Gesellschaft desselben vorgestanden haben.

8.

Unter den Pythagoriſchen Frauen werden Arignote, Damo und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden erſtern ſind wenig bekannt; aber von der letztern wird als etwas, das ſie mit Einem Zuge charakteriſirt, angemerkt: daß ſie während ihres jungfräulichen Standes bei feſtlichen Gelegenheiten den Chor der Jungfrauen, und als Ehefrau den Chor der Frauen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krotona vermählt, den ſeine ungewöhnliche Leibesſtärke und die gymnaſtiſchen Uebungen nicht verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu ſeyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer Amme, der durchaus ſo verſtändige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinſchaftlich nichts Weiſeres über dieſen Gegenſtand hätten ſagen können. Es iſt meines Erachtens merkwürdig, daß ſich in dieſem Briefe (an deſſen Aechtheit nicht zu zweifeln iſt) auch nicht die geringſte Spur zeigt, daß Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und der Theano die Grundſätze der reinſten Moral unmittelbar aus der Quelle eingeſogen hatte — das Selbſtſtillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (ſeltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Claſſen auch ſogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bei weitem diejenigen, die unſre populären Moraliſten, bis auf die trivialſten Romanſchreiber herab, ſeit mehrern Jahren einigen ausländiſchen Declamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und ſittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weiſe Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Erforderniſſe zu dieſem

Dienſte hält, dürfte in unſern Tagen nicht viel leichter zu finden ſeyn, als eine Mutter, welche die Stelle einer ſo vollkommnen Amme ſelbſt einnehmen könnte. Und ſo werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eſelinnen (bei denen man aller Beſorgniſſe ihres moraliſchen Charakters halber überhoben iſt) in den meiſten Fällen die tauglichſten Ammen ſeyn — welches hier nur im Vorbeigehen geſagt, und den Müttern — die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird," nicht ſo gleichgültig ſind als die gute Madame Shandy, Triſtrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieſer Pythagoriſchen Tochter finden ſich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieſes Ordens, deren Name das einzige iſt, was ſich von ihnen erhalten hat, noch drei, welche jenen gewöhnlich beigefügt werden, wiewohl, außer einigen Ueberbleibſeln ihrer Schriften, weder von der Zeit, wann ſie gelebt, noch von ihren Umſtänden das Geringſte bekannt iſt. Ihre Namen ſind Phintys, Periktione und Meliſſa. Von den beiden erſten hat uns ein gewiſſer Johannes von Stobä, der Compilator einer ſchätzbaren Blumenleſe aus ungefähr fünfhundert poetiſchen und proſaiſchen Schriftſtellern des Alterthums, einige Fragmente aufbehalten.

Das erſte iſt aus einer Schrift der Phintys gezogen, worin ſie von der Tugend, die ihrem Geſchlechte beſonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sophroſyne, handelt — ein Wort, deſſen ganze Bedeutung zu erſchöpfen mir keines in unſrer Sprache geſchickt ſcheint. Denn es umfaßt alle die beſondern Tugenden, die ein wohlgeordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenſchaften Herr iſt, und ſich gern in den engen Kreis der häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entſpringenden

Glückſeligkeit einſchränkt. Sie ſetzt dieſe weibliche Sophroſyne, in welcher eigentlich die moraliſche Schönheit des Weibes beſtehe, hauptſächlich in die Keuſchheit und eheliche Treue; in Reinlichkeit und äußerſte Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von Allem, was auch nur den leiſeſten Verdacht der Koketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf ſie werfen könnte; in die gefliſſenſte Einſchränkung in ihr Hausweſen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgeſinde; und in eine von aller abergläubiſchen oder ſchwärmeriſchen Neigung zum Außerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöſe Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione ſind größtentheils nichts als Wiederholung und Beſtätigung eben derſelben ſittlichen Begriffe, Grundſätze und Maximen, auf welche die Pythagoriſche Schule die Philoſophie der Frauen hauptſächlich einſchränkte. Periktione eifert ſehr gegen Luxus, Hoffart und Wolluſt; ſie geht hierin beinahe ſo weit als der ſtrengſte Cyniker oder Anachoret, ohne daß man ſie mit Grund beſchuldigen könnte zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinſten Schwachheiten ihres Geſchlechts iſt, ſo kann man ſich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn ſie behauptet: daß nur eine Frau, die über alle dieſe Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müßiggang und Wolluſt erhaben iſt, nur eine durchaus vernünftige, geſetzte, ſich ſelbſt genugſame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeußerlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Weſen alles zuſammenſtimmt, alles Harmonie iſt — daß nur eine ſolche Frau fähig ſey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schickſal ſie zu der hohen

Beſtimmung einer Fürſtin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. —

In einem andern Fragment ſchärft ſie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und alſo mittelbarer Weiſe das Wohl der Staaten, beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Eltern.“ Auch dieſe treibt ſie — ſo wie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann — auf die äußerſte Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das Geringſte von ihren Forderungen nachzulaſſen.

Von Meliſſa iſt nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die ſich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Abſicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe meinen Leſerinnen durch die Mittheilung desſelben Vergnügen zu machen, wiewohl ſie daraus ſehen werden, daß die Frauen des Pythagoriſchen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein ſolches ſchon damals zu Kroton, Tarent oder Sybaris herausgekommen wäre, wenig Beiträge geliefert haben würden.

Meliſſa an Klearete.

Du ſcheinſt mir von ſelbſt und vermöge einer glücklichen Naturanlage ſo voll ſchöner und guter Geſinnungen zu ſeyn, daß dein ſo ernſtlich bezeigtes Verlangen, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir deſto gewiſſere Hoffnung gibt, du werdeſt durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend ſeyn. Eine verſtändige und edeldenkende Frau muß ſich dem Manne, mit dem ſie geſetzmäßig

verbunden iſt, immer in einem ſtillen unſcheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, koſtbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, reinlichen weißen Kleidung wird ſie immer geputzt genug ſeyn.

Durchſichtige, ganz purpure und mit Gold durchwirkte Kleider müſſen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn. Die Hetären, die darauf ausgehen ſo viele Männer als möglich in ihr Garn zu ziehen, mögen ſolcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und ſoll, beſteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau iſt nichts ſchöner, als wenn ſie ihrem eigenen Manne angenehm zu ſeyn ſucht, unbekümmert ob ſie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die ſchöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit iſt, und Rechtſchaffenheit, Anſtändigkeit und Sittſamkeit ſtatt goldner Ketten und Edelſteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem koſtbaren Aufzuge, ſondern in der guten Einrichtung ihres Hausweſens; und ſie iſt gewiß, daß ſie ihrem Manne durch nichts beſſer gefallen kann, als wenn ſie alles nach ſeinen Wünſchen anordnet und ausführt. Denn die Wünſche des Mannes müſſen das ungeſchriebene Geſetz ſeyn, nach welchem eine wohlgeartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichſte Mitgift ſey, die ſie ihrem Manne zugebracht habe, und daß ſie ſich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äußerliche gute Geſtalt und Vermögen zu verlaſſen habe. Denn dieſe kann uns eine Krankheit oder die Mißgunſt der

Menſchen und des Schickſals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil ſie einen Theil, und unſtreitig den beſten Theil, von uns ſelbſt ausmachen.

Was denken nun meine Leſerinnen von den Frauen des Pythagoriſchen Ordens? Sie ſind freilich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu ſeyn: auch muß man den Umſtand nicht ganz aus den Augen laſſen, daß ſie ſämmtlich in Republiken lebten, deren Verfaſſung den großen Unterſchied der Stände und Conditionen nicht zuließ, der bei den meiſten Völkern des heutigen Europa die Gränzen des Schicklichen und Anſtändigen für einige ſo ſehr erweitert hat.

Bei dem allem dürfte doch ſchwerlich zu läugnen ſeyn, daß wir in der Entfernung von der Pythagoriſchen Sophroſyne unvermerkt bis an den äußerſten Rand der andern Extremität gekommen ſind, wo einer oder zwei Schritte mehr in unwiderbringliches Verderben ſtürzen würden.

Wir werden alſo doch wohl, je eher je beſſer, wieder umkehren müſſen; und leider haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenſeitigen Extremität (wenn anders einige, die dieſes zu leſen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Meliſſa und Periktione mit dieſem Namen belegen ſollten) ſo nahe gekommen ſind, daß wir, ohne uns ſelbſt zu ſchaden, ſtille ſtehen dürften.

Indeſſen freue ich mich, hinzuſetzen zu können, daß ich, ſogar in den höchſten Ständen, mehr als Eine kenne, die es ſey als Jungfrau oder Vermählte, eben ſo würdig als die Tochter des Pythagoras geweſen wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich ſelbſt ſeit einunddreißig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau und Mutter, und in jedem andern reinen menſchlichen Verhältniß, von jenen Pythagoriſchen Frauen für ihre Schweſter erkannt worden wäre: ſo ſey mir erlaubt, ihr, zu einem öffentlichen Denkmal der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens, das ich ihrer Liebe und ihren Tugenden ſchuldig bin, und unſern Töchtern, zur Aufmunterung einer ſolchen Mutter immer ähnlicher zu werden, dieſen kleinen Aufſatz hiermit beſonders zuzueignen.

Ehrenrettung

dreier berühmter Frauen

des Alterthums

der Aſpaſia, Julia und jüngern Fauſtina.

I.

Aſpaſia.

Die ſogenannten Cours d'Amour oder Gerichtshöfe für Liebesſachen, welche vermuthlich unſern meiſten Leſerinnen (wenigſtens dem Namen nach) bekannt ſind, gehören unter die ſonderbarſten Ausgeburten jener ſeltſamen Miſchung von Rohheit und Galanterie, Barbarei und Verfeinerung, die den Hauptzug im Charakter der Zeiten der Ritterſchaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl ſie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo ſie den Namen Jeux sous l'Ormel, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil ſie gewöhnlich im Mai auf freiem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Namen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn man lieber will) Reimer dieſer Zeiten, ſcheinen durch eine Art von Dichterei, Tensons und Jeux-Partis genannt — worin es immer um die Entſcheidung eines zwiſchen zwei Damen oder Herren, oder unter zwei Verliebten entſtandenen Streites über eine problematiſche Frage

aus der Philoſophie oder Rechtsgelehrſamkeit der Liebe zu thun war — zur Errichtung dieſer lächerlich ernſthaften höchſten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Producte einer noch ziemlich barbariſchen Muſe, deren Fruchtbarkeit aber keine Gränzen hatte, damals einen ſehr weſentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit ſich die Damen auf ihren ſchwermüthigen und thurmreichen Schlöſſern die lange Weile vertrieben: ſo kam der Fall ſehr oft, daß die Frauen, oder ihre Ritter (denn in dieſen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter ſeine Dame haben), mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder ſpitzfindige Frage entſchieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Reviſion ſeines Urtheils vornahmen, die nicht ſelten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Dieſe vermehrten ſich nach und nach dergeſtalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugeſtand, ſowohl über alle dieſe erotiſchen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwiſtigkeiten, die unter Verliebten entſtehen könnten, in letzter Inſtanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine ſolche Cour d'Amour beſtand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter und Dichter des Diſtricts erwählt, und beſtanden immer aus Perſonen, denen man ihrer Scharfſinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einſicht in Liebes- und Ehrenſachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieſes neue Inſtitut — das ſich mit den Gegenſtänden, die für den größten Theil ihres Geſchlechts die intereſſanteſten ſind, beſchäftigte, und das ihnen ſo viele und mannichfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre

wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachſten und die Entwicklung der verworrenſten Sachen, ſchimmern zu laſſen — die Damen, ſage ich, brachten dieſes neue Inſtitut, wovon ſie natürlicher Weiſe die Seele waren, gar bald in ſolche Aufnahme, daß ſich dieſe Gerichtshöfe der Liebe, beſonders in der Provence und in Languedoc — „in dieſen luſtigen Ebenen und unter dieſer freudigen Sonne, wo bei jedem Schritte, den man thut, der Verſtand von der Einbildungskraft überraſcht wird, und Viva la joya aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen ſchwebt“ — unglaublich vervielfältigten.

In kurzem dehnten ſie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieſer Art wurden bei ihnen anhängig gemacht: die Parteien unterwarfen ſich ohne Murren ihren richterlichen Sprüchen, oder Arrêts d'Amour (wie ſie im Kanzleiſtyl dieſer ſeltſamen Gerichtshöfe genannt wurden), und aus dieſen Entſcheidungen formirte ſich nach und nach eine Art von Geſetzbuch, deſſen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Perſonen vom erſten Rang präſidirten in dieſen Gerichten, und die berüchtigte Königin Iſabelle von Bayern, unter welcher die ehemalige Frivolität der Franzöſiſchen Nation ihre höchſte Stufe erreichte, trieb die Sache ſo weit, daß ſie für die Cour d'Amour, die ſie am königlichen Hofe ſelbſt errichtete, Präſidenten, Räthe, Requetenmeiſter, Auditeurs, Geheimſchreiber, Gens du Roi, kurz alle Arten von Officianten, die bei den höchſten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und ſo weit ging damals die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen von Geblüte, und andere von den größten Herren des

Reichs, ja ſogar gravitätiſche Magiſtratsperſonen und angeſehene Geiſtliche, ſich nicht ſchämten, dieſe lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatſache, die, nach der Vorſtellungsart und den Sitten unſerer Zeit zu urtheilen, ſo unglaublich iſt, daß der ausgelaſſenſte Poet es kaum wagen würde, in einem Poſſenſpiel etwas Aehnliches zu erdichten.

Aber was man ſich am wenigſten träumen laſſen ſollte, und was unſtreitig das Abenteuerliche dieſer ritterlichen und romantiſchen Zeiten am ſtärkſten ſchildert, iſt der Umſtand, daß ſogar Päpſte die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da dieſe Häupter der Chriſtenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoche war, wo die Cours d'Amour in der Provence und den angränzenden Ländern in ihrem höchſten Flore ſtanden, und daß Innocenz VI die damals mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als ſie ihm einen Beſuch machten, unter andern auch mit dem Schauſpiel einer glänzenden Cour d'Amour regalirte.

Ich ſehe, daß mich dieſe ſeltſame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles ſehr unähnlichen Zeitalters beinahe zu weit von Aſpaſien weggeführt hat. Aber die beſagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anſchicken wollte, als Sachwalter der ſchönen Aſpaſia aufzutreten, und eine Reviſion des ſtrengen oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einſeitige Beſchuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anſcheinungen hin, allzu leichtſinnig über dieſe Frau ausgeſprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geſchlechts geweſen iſt.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d'Amour, die in beſſerm Ruf ſtände als der Hof der Königin Iſabeau, ſo würde ich die Gerechtigkeit derſelben anrufen, um den ſo

viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Clientin, der nunmehr, da er ſie ſelbſt nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geſchlechts geworden iſt, wieder herzuſtellen. Da mir aber dieſer Weg nun einmal abgeſchnitten iſt, warum ſollte ich mir nicht alle meine Leſerinnen in eine Cour d'Amour, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus, verſammelt denken können, und die gute Sache der Griechiſchen Dame, zu deren Fürſprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausſpruch ankommen laſſen?

Ich habe nicht zu beſorgen, daß irgend jemand ſo verwegen ſeyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteilichkeit dieſes Richters anzufechten. Denn wenn es auch ſcheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geſchlechts dabei zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu laſſen: ſo iſt auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen eben ſo viel daran gelegen iſt, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß ſie derjenigen, die einen gerechten Anſpruch an ſie hat, entzogen werde.

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteilichkeit, Beſtechung, oder Hoffnung einiges Gewinns bei dieſer Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geſchlecht gewiſſe Läſterzungen meine erhabene Clientin auch immer abgeſchildert haben mögen, ſo iſt doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt ſteht, den Dienſt, den ich ihr erweiſen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bei einem alten Idyllendichter demjenigen verſpricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich alſo hiermit vor meinen edlen und gutherzigen,

aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbeſtechlichen Richterinnen erſcheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftſteller und Buchmacher gröblich gemißhandelten guten Namens einer Dame, welcher ihre Verläumder ſelbſt die größten Vorzüge einzugeſtehen genöthigt ſind, anzunehmen, hätte ich die ſchönſte Gelegenheit, zwei der häßlichſten Untugenden zu rügen, die faſt allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten ſind, deren man ſich im täglichen Leben ſchuldig macht: nämlich die Geneigtheit, allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Perſonen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer ſolchen Perſon einen Anſchein von Zweideutigkeit hat, lieber ohne genauere Unterſuchung dem böſen Schein zu glauben, als auf eine günſtige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Urſache wir auch finden könnten, unſer Urtheil mehr auf dieſe Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, iſt ſo gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem ſtrengen Geſetze zu unterwerfen, an welches der weiſe Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürſprecher zu reden hatten, und vermöge deſſen ihnen alle redneriſchen Kunſtgriffe, die Richter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerkſamkeit von der Hauptſache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunſten der einen und zum Nachtheil der andern Partei in Bewegung zu ſetzen, ſchlechterdings verboten waren. Eben ſo wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Losſprechung der ſchönen Phryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliaſten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Clientin zu beſtechen ſuchen. Ich ſetze alſo alles was hierüber

zu ſagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptſache.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung ſetzt die Aſpaſia von Milet in eine Claſſe von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede ſeyn kann) durch die Geſetze Solons zwar geduldet und beſchützt, aber nichtsdeſtoweniger allezeit, ſelbſt in den Zeiten der größten Sittenverderbniß in Athen, als Perſonen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angeſehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeſchnitten waren — mit Einem Worte, in die Claſſe der Hetären. Die Geſchichte berühmter Frauenzimmer, nach alphabetiſcher Ordnung (deren erſter Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bei Böhme herausgekommen iſt), eine aus dem Dictionnaire historique portatif des Femmes celèbres und den Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations, zuſammengetragene Compilation, die ich ſtatt aller andern aus eben dieſem Tone ſingenden Autoren anführen will, drückt ſich über Aſpaſien folgendermaßen aus. „Aſpaſia, eine der berühmteſten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig — und ſtammte aus einer edeln Familie. — Wahrſcheinlicher Weiſe mag ſie in Megara angefangen haben ſich durch ihr Handwerk einen Namen zu machen. Sie war übrigens in verſchiedenen Betrachtungen eine ſehr ſchätzbare Perſon: denn ſie beſaß bei einem ungemeinen Verſtand eine große Gabe der Beredſamkeit, welche ſie durch ſorgfältiges Studium der Redekunſt zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine Kunſt, worin ſie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächſt der verſtand ſie ſich ſehr gut auf die Philoſophie, und hatte beſonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einſicht u. ſ. w. So war Aſpaſia beſchaffen,

als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig ſey; worauf ſie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche ſie in der Kunſt ihre Reizungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredſamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten. Dieß war in der That ein Mittel ganz Athen an ſich zu locken. Einige kamen hin, weil ſie aus ihren Unterredungen über die Kunſt der Beredſamkeit und über mancherlei philoſophiſche Materien Unterricht zu ſchöpfen ſuchten; andere fanden ſich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That berühmte Schüler, und machte gar anſehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunſt; ſie flößte dem Perikles, einem großen Philoſophen und Redner in Athen, die lebhafteſte Liebe ein, und hielt beiden zugleich Vorleſungen über die Staatsklugheit. Dieß berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus" u. ſ. w.

In einem eben ſo platten Styl und in eben dieſem waſchhaften Tone fährt der Verfaſſer dieſer aus den ungleichartigſten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zuſammengeſtoppelten Geſchichte der Aſpaſia fort, die Umſtände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er verſichert uns, ſie habe ihm „oftmals, wenn es ihm gar zu ſehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeſte Bedenken getragen. Aber (fährt er fort) ſie leiſtete ihm, wie man ſagt, auch noch eine andere Art von Dienſten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die ſich am fleißigſten zu ihren Vorleſungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit

ſie ihre Reden und Geſpräche hören ſollten. Dieſes gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als ſie die Gemahlin des Perikles wurde. Da nun Perikles, ſo zärtlich er auch Aſpaſien liebte, gleichwohl oftmals andere flüchtige Neigungen hatte, ſo war ſie ihm in ſeiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beiräthig und beförderlich.“ —

Und ſo wäre denn Aſpaſia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Atheniſchen Jupiters (wie ſie von den Komödienſchreibern genannt wurde) mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! — Es iſt Schande, auch für den gemeinſten Buchfabricanten unſers Jahrhunderts, mit ſo wenig Sinn und Beurtheilung zu ſchreiben; es iſt ſchändlich, mit einer ſo gefühlloſen Plumpheit den Charakter einer Perſon zu beſudeln, die ein Gegenſtand der Bewunderung und Hochachtung der edelſten Menſchen ihrer Zeit war; aber es iſt ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen ſich auf Plato und Plutarch zu berufen, und den größten Theil der Leſer, denen der dreiſte Ton des Erzählers ſeine Zuverläſſigkeit zu verbürgen ſcheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aſpaſien ſo zuverſichtlich nachſagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruheten, oder durch das Anſehen eines Plutarchs außer allem Zweifel geſetzt würden.

Das Verhör der ſämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner ſchönen Clientin auftreten ſollen, wird uns ganz andere Reſultate geben. Wir werden ſehen, aus was für ſchlammigen Quellen die Verleumdungen gefloſſen ſind, womit Aſpaſiens Charakter ſchon bei ihrem und Perikles' Leben angeſchmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer edelſten Zeitgenoſſen etwas von ſeinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden

Nachrichten und Charakterzüge, die uns (außer einem Paar ehrwürdiger Schriftſteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewohl ſchwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlaſſen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entſtehung jener Verleumdungen erklären zu können: und wenn einige Griechiſche Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aſpaſien, die Sarkasmen etlicher zügelloſer Komödienſchreiber für einen hinlänglichen Grund angenommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu ſprechen, ſo werden wir ſehen, daß dieſe Herren mit unſerm Franzöſiſchen Biographen und ſeinem Dolmetſcher in Eine Claſſe gehören, und gerade ſo viel Achtung und Gehör verdienen als dieſe.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aſpaſien zu leben, ſind nur zwei, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeigehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenophon: der erſte in einem ſeiner ſchönſten Dialogen, Menexenus betitelt; der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwiſchen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus ſpricht Sokrates mit einem jungen Athener dieſes Namens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponneſiſchen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelaſſen hatten, eine feierliche Leichenrede halten zu laſſen. Menexenus meint, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit ſich dazu vorzubereiten, ſehr verlegen ſeyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müſſen. — Wie? ſagt Sokrates, denkſt du nicht, daß ein jeder von dieſen Herren ſeine Rede auf dieſen Anlaß ſchon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was iſt denn auch ſo Schweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja wenn einer die Athener im Peloponneſus, oder die Peloponneſier zu Athen zu loben

hätte, da möchte wohl ein großer Redner dazu gehören, um ſich Beifall zu verſchaffen und ſeine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da iſt es keine Kunſt gut zu ſprechen. — Du getrauteſt dir alſo, ſagt Menexenus, dieſe Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeiſterin in der Redekunſt zu haben, die viele andre zu ſehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht ſeinesgleichen hat, den Perikles? — Wer wäre dieſe, verſetzte Menexenus, wenn du nicht Aſpaſien meinſt? — Keine andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, ſind ja beide meine Lehrmeiſter, jener in der Muſik, Aſpaſia in der Rhetorik. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ein Mann, der einer ſolchen Erziehung genoſſen hat, gut zu ſprechen weiß. — Und was hätteſt du denn zu ſagen, wenn du die Leichenrede halten müßteſt? fragt Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir ſelbſt reden müßte; aber zu gutem Glück hörte ich erſt geſtern zu, als Aſpaſia, da von dem Vorhaben, eine ſolche Rede halten zu laſſen, geſprochen wurde, ſich über dieſen Gegenſtand vernehmen ließ, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu ſagen wäre; ſo daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloß aus den Bruchſtücken, die ihm von Aſpaſiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zuſammengeleimt war. — Erinnerſt du dich deſſen noch was Aſpaſia ſagte? fragt Menexenus. — Ich hätte ſehr Unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortet Sokrates; denn ſie gab ſich Mühe genug es mir beizubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, ich ſo viel davon wieder vergeſſen hatte. — „Was

dich alſo, es mir vorzutragen?“ — Meine Lehrmeiſterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das haſt du ganz und gar nicht zu beſorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, ſage mir die Rede her, ob es die von Aſpaſien, oder von welchem andern ſie iſt, gilt mir gleich! nur die Rede!“ — Du wirſt mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates: mir iſt alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme.“ — Nun, ſo werde ich dir denn wohl zu Willen ſeyn müſſen, ſagt Sokrates: müßte ich's doch, wenn du haben wollteſt, daß ich mich ausziehen und tanzen ſollte, da wir doch beide hier allein ſind. So höre denn. — Und nun fängt er an, ſeinem Freunde die vorgebliche Rede der Aſpaſia vorzutragen, die dieſer Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Urſache hätten zu glauben, daß ſie nicht mehr Recht an dieſelbe habe, als Diotima an die ſchwärmeriſch-metaphyſiſche Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gaſtmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er damit fertig iſt, ſetzt er hinzu: und dieß, Freund Menexenus, wäre alſo die Rede der Aſpaſia von Milet. — Beim Jupiter, ruft Menexenus aus, du gibſt mir einen großen Begriff von dieſer Aſpaſia, wenn ſie im Stande iſt, ſolche Reden abzufaſſen. Wer ſollte das von einer Frau erwarten? — Wenn du es nicht glaubſt, erwiedert Sokrates, ſo komm mit mir, du ſollſt ſie ſelber reden hören. — O mein guter Sokrates, verſetzt jener, ich bin oft genug in Aſpaſiens Geſellſchaft geweſen, um zu wiſſen, was von ihr zu erwarten iſt. — Wie ſo? fragt Sokrates. Du bewunderſt ſie alſo nicht, und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil, dem, von welchem du dieſe Rede haſt, einen ſehr großen Dank, antwortet Menexenus, es ſey nun daß ich ihn ihr oder

einem andern ſchuldig bin. — Gut, ſagt Sokrates; aber daß du mir nichts ausplauderſt! Du würdeſt dich dadurch um viele andere gar ſchöne politiſche Discurſe von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dieß iſt alles was Plato in ſeinen Werken von Aſpaſien ſagt.

In der Stelle, wo Xenophon ihrer erwähnt, iſt die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlſtand oder zum Schaden ihres Hausweſens beitragen könne, und wie nöthig es ſey, daß der Mann, der eine junge unwiſſende und unerfahrne Perſon (wie alle Griechiſchen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, ſie auf eine verſtändige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wiſſe. — Du glaubſt alſo, ſagt Kritobulus zum Sokrates, die guten Frauen, deren du vorhin erwähnteſt, ſeyen von ihren Männern dazu gebildet worden? — Ich denke, es wird ſich ſo befinden, wenn wir genauer nachſehen, antwortet Sokrates. Uebrigens empfehle ich dir die Aſpaſia, die dir über dieſe ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß ſprechen kann als ich.

Man erlaube mir nun über dieſe beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der erſten herrſcht offenbar ein gewiſſer Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweideutig macht. Indeſſen meint Plutarch, unter allem dieſem Scherze ſey doch ſo viel hiſtoriſche Wahrheit, daß man zu glauben Urſache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieſer Frau gepflogen, habe keine andre Abſicht gehabt, als von ihrer Geſchicklichkeit in der Kunſt zu reden Vortheile zu ziehen. Dieß konnte geſchehen, ohne daß Aſpaſia im eigentlichen Wortverſtande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles ſeine Reden dicti

oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede iſt, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er ſeine Lection nicht recht gelernt hätte. Indeſſen ſcheint es auch unter den damaligen Athenern ſolche Strohköpfe gegeben zu haben, die ſich nicht vorſtellen konnten, wie eine ſchöne und geiſtvolle Frau die Demagogen von Athen zu beſſern Rednern und geſchickten Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorleſungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie ſie einem Perikles Ideen zu ſeiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponneſiſchen Kriege zuerſt gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über dieſe Leute ſpottet der Platoniſche Sokrates augenſcheinlich. Uebrigens iſt der ganze Dialog ſo gut eine Fiction als alle anderen Platoniſche Dialogen.

„Aber was für eine Urſache konnte er haben, eine Rede, deren Verfaſſer er ohne Zweifel ſelbſt war, auf Aſpaſiens Rechnung zu ſetzen?“

Es fällt, dünkt mich, ziemlich ſtark in die Augen (zumal wenn man ſeine Rede mit der des Perikles vergleicht), daß ſie gemacht war die letztere auszulöſchen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmal bei den Athenern für ein ſo großes Meiſterſtück, daß etwas Unpopuläres und Verhaßtes darin war, ſich die Miene zu geben, als ob man etwas Beſſeres machen könne. Was konnte er nun, um dieſem Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als ſich die gemeine Meinung von Aſpaſiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und ſeine Rede für das wahre Original dieſer großen Meiſterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Copie anzuſehen ſey? Das Verhaßte des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie dieſe Leichenrede hätte lauten müſſen, um des großen

Aufhebens das man davon machte würdiger zu ſeyn, fiel auf dieſe Art nicht geradezu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür geſorgt, daß ſich kein verſtändiger Leſer über den wahren Verfaſſer irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aſpaſien ſagen läßt, etwas Uebertriebenes und Ironiſches iſt: ſo ernſthaft iſt hingegen der Ton, worin Xenophons Sokrates in dem ganzen Geſpräche mit dem Kritobulus, und alſo auch in der Stelle, wo er ihn an Aſpaſien verweiſet, ſpricht. Hier iſt nicht nur kein Schatten von Zweideutigkeit, ſondern ſogar der Schlüſſel zu dem, was Plutarch von den Atheniſchen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aſpaſien zu führen, damit ſie von den Geſprächen dieſer außerordentlichen Frau profitiren möchten.

Es iſt wahr, Plutarch ſetzt unmittelbar hinzu: ungeachtet ſie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anſtändigſte war; „denn ſie unterhielt Mädchen in ihrem Hauſe, die ſich dem Vergnügen der Mannsperſonen widmeten.“ — Sie müßte alſo dieſes unehrbare Gewerbe ſehr heimlich getrieben haben. Denn daß angeſehene Männer von Athen ihre Frauen in ein ſolches Haus geführt haben ſollten, oder daß Atheniſche Frauen ſich zum Umgang mit einer Fremden, die eine ſolche Profeſſion getrieben hätte, verſtanden haben ſollten, war den Sitten der Athener ſo ſchnurgerade entgegen, daß es ſich gar nicht denken läßt. In einer von Terenz überſetzten Komödie des Menander macht ſich der Athener Kremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart ſeiner Frau auszuſprechen: und die edelſten Männer von Athen ſollten ſich nicht geſchämt haben, ihre Ehefrauen ſelbſt in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates ſollte mit einer ſolchen Perſon öffentlich

umgegangen seyn? Sollte (wie er beim Xenophon thut) einen wackern Mann an eine solche Person gewiesen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann seine Ehegattin bilden müsse? Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, fähig gewesen seyn, sich von seiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu scheiden, um ein solches Weibsstück zu heirathen? Und (was nicht das Widersinnigste ist) eine Person von edler Abkunft, welche nach Plutarchs eigenem Vorgeben, reizend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenschaft, eine Liebe, die sich auch nach seiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, sollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Phryne ihre eigenen Reizungen zu beschimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich seyn, wie der gute Plutarch den Komödienschreibern, deren Frechheit ihm bekannt genug war, so offenbare Ungereimtheiten habe nachsprechen mögen, wenn seine Lebensbeschreibungen nicht so häufige Beweise enthielten, daß es ihm nicht schwer fiel sich die unglaublichsten Dinge als möglich vorzustellen, und daß, bei allem seinem guten Verstande, seine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freilich erlaubten sich die Aristophanes, Kratinus, Eupolis und ihresgleichen, auch gegen Aspasien, was sie sich sogar gegen Sokrates, was sie sich gegen die größten Männer der Republik und gegen Perikles selbst erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freiere Lebensart des Jonischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äußerst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen, und fast immer in ihrem Gynäceon vegetirenden Athenerinnen so gewaltig abstach, mußte ja wohl diesen

zügellosen Witzlingen, die nichts zu scheuen hatten, und Götter und Menschen so lächerlich machen durften als sie wollten und konnten, manche Blöße geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Aristophanes war kein Mann, der eine solche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumal da er, indem er seine Pfeile auf Aspasien abdrückte, den Perikles selbst (der desto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war) ungestraft verwunden konnte. Nicht zufrieden also, sie seine Omphale und Dejanira, und, nachdem er sie geheirathet hatte, seine Juno zu nennen, ging Aristophanes so weit, der Feindschaft des Perikles gegen die Megarer und dem Peloponnesischen Krieg eine Ursache zu geben, die, indem sie Aspasiens Sitten und Charakter anschmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles selbst fallen ließ. — „Etliche von unsern jungen Leuten, sagt er, gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha: die Megarer erbosen sich darüber, und entführen, sich zu rächen, der Aspasia zwei H*r*n; und so sind drei Metzen die saubere Quelle des Krieges, der über die ganze Hellas ausgebrochen ist! Das ist's, warum der Olympier Perikles so gewaltig blitzt und donnert, und in ganz Griechenland alles zu unterst zu oberst kehrt" u. s. w. So konnte Aristophanes seine Dikäopolis sprechen lassen: aber Plutarch, der die wahren Ursachen des Decrets gegen Megara und des Peloponnesischen Krieges aus seinem Thucydides wissen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf diese Verse des Aristophanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar schwer sey, hinter die wahren Ursachen des Peloponnesischen Krieges zu kommen."

Uebrigens konnte, Aspasiens Ehre unbeschadet, etwas Wahres an der Anekdote seyn. Aspasia hatte ohne Zweifel

ſehr artige junge Mädchen unter ihren Sklavinnen, ohne daß ſie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis ſie belegt; die jungen Megarer konnten, um ſich wegen der Entführung der Simätha zu rächen, ein paar ſchöne Sklavinnen aus Aſpaſiens Hauſe entführt haben, und Aſpaſia konnte eine ſolche Verwegenheit ſehr übel finden, ohne daß dieß die Urſache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicherweiſe nicht geſchickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber (wird vermuthlich der Advocatus diaboli, den ich mir bei dieſer Rechtfertigung Aſpaſiens gegenwärtig denke, einwenden), böſe Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode (wo alle möglichen Urſachen ſie verleumden zu wollen längſt aufgehört hatten), von einem ſo gutherzigen Manne wie Plutarch, und von ſo unbeſcholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. a. ſo zuverſichtlich fortgepflanzt, können doch wohl nicht ohne allen Grund ſeyn.“

In der That, ſo denke ich auch; und ich habe ſchon ſo viel davon angedeutet, daß es nicht ſchwer ſeyn wird, dieſes Räthſel aufzulöſen. Aſpaſia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen ſtanden — vermuthlich wegen des freiern Umgangs, der in dieſem ſchönen Lande unter beiden Geſchlechtern ſtattfand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geſchicklichkeit ihre Reize geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußerliche Verſchönerung durch Talente, Geſchmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bei den Damen war — die Jonierinnen, ſage ich, ſtanden zu Athen in ſo böſem Rufe, daß der Philoſoph Aeſchines ſie in einem ſeiner Dialogen durch die Bank für Koketten und etwas noch Aerger's erklärte.

Aſpaſia lebte zu Athen wie ſie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bei ihrem Geſchlechte ſuchen, Eigenſchaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unſrigen anzuſehen gewohnt ſind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenſtand der Bewunderung für die einen, und der Mißgunſt für die andern.“ Sie hatte (wie es ſcheint, und wie es ſich für ihre edle Abkunft und für ihre Umſtände ſchickte) verſchiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mitgebracht, die nach Joniſcher Sitte in der Muſik und Tanzkunſt geübt waren, und (was ich, ohne des Gegentheils poſitiv verſichert zu ſeyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloſter von Jungfrauen der Diane oder Veſta nicht in ihrem Elemente geweſen wären. Bei aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hauſe unfehlbar herrſchen mußte, das von Weiſen beſucht wurde, und wohin die vornehmſten Athener ihre jungen Frauen führten, läßt ſich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleier des Geheimniſſes zwiſchen einem Alcibiades oder Ariochus und einem ſolchen Kammermädchen dieß und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aſpaſia weder Luſt hatte noch ſich verbunden glaubte beſondere Kundſchaft zu nehmen. Aber wäre dieß auch nicht geweſen, ſo braucht es nur einen ſehr mäßigen Grad von Menſchenkenntniß, um einzuſehen, daß ſie ſich darum nicht weniger hätte nachſagen laſſen müſſen, ſie locke die edelſten und wichtigſten Männer zu Athen durch den Reiz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Geſetz, das ſie ſich gemacht hatte, ihre Thür nur Perſonen vom erſten Rang oder von ausgezeichneten Verdienſten offen zu halten, was den Ausgeſchloſſenen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu läſtern. Vermuthlich hatte

ſogar der Ruf, daß ſie eine Schule der Beredſamkeit, Staatskunſt und Sittenlehre halte, keinen andern Grund als der Freiheit, womit ihr Haus von Männern beſucht wurde, das Anſtößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der ſchönen Geiſter, und der Vereinigungspunkt der beſten Geſellſchaft von Athen. „Staatsmänner beſuchten es, um im Schooße der Muſen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Philoſophie aufzuheitern; die Phidias und Zeuxis, um ſchöne Bilder und Ideen aufzuhaſchen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelſte Jugend von Athen, um ſich zu bilden, oder ſich wenigſtens rühmen zu können, in Aſpaſiens Schule gebildet worden zu ſeyn.“

Wenn dieß auch nichts mehr als Hypotheſe wäre, ſo iſt es doch die einzige, die das Widerſprechende in den Nachrichten der Alten von dieſer außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen ſo viel Rühmliches, die andern ſo viel Nachtheiliges von ihr ſagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypotheſe wird. Sie ſetzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Charakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geſchichte iſt, in ein ſo helles Licht, als man nach mehr als zweitauſend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch ſich erklärt ſich, warum ein Xenophon und Plato, mit ſo vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich iſt von ihr ſagen; wie ſie einem Perikles ſo lieb, ſo unentbehrlich, wie ſie ſogar ſeine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weiſe, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von

dieſem Charakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt ſah, zwiſchen dem was ſie war, was ſie ſchien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, ſich nicht beſſer zu helfen wußte, als daß er alles, wie übel es auch zuſammenpaßte, in Ein disparates Bild vereinigte, das, wie jenes beim Horaz, von oben einen ſchönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalſe zeigt, und unten ſich in einen häßlichen Fiſchſchwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er ſich lebendig genug in Aſpaſiens Zeit, Umſtände und Verhältniſſe, und in die weſentlichſten Charakterzüge, die er ſelbſt ihr beilegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, ſich alle anſcheinenden Widerſprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Ariſtophanes (wobei es im Grunde doch bloß darum zu thun war, dem Perikles bei dem Volke Schaden zu thun), wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigſtens für das was ſie waren, für Muthwillen und Verleumdung, und nicht für Zeugniſſe zu halten, die der Aufmerkſamkeit eines Geſchichtſchreibers würdig ſeyen!

Man braucht nichts als dieſe Verleumdungen der frechſten und ausgelaſſenſten Satyre abzurechnen, und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Contraſt zwiſchen einer Joniſchen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aſpaſien beibringen mußte: ſo iſt alles übrige, was uns Plutarch von ihrem Geiſt, ihren Talenten und ihrer Lebensgeſchichte ſagt — wie wenig es auch unſer Verlangen, mit einer ſo ſeltenen Perſon recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, um uns zu überzeugen, daß ſie eine ſchöne und große Rolle zu Athen geſpielt habe. Aber hätte ſie dieß gekonnt, „wenn ſie nicht vorſichtig in ihrem Betragen, und aufmerkſam geweſen wäre ſich die Hochachtung

derjenigen zu erwerben, deren Beifall für den öffentlichen Bürge iſt? Oder können wir glauben, daß Perikles ſich hätte einfallen laſſen, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß ſie um einen andern Preis zu haben ſeyn könnte?“

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Clientin zu ſagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unſrer Richterinnen verrathen, und ſelbſt der Achtung zu nahe treten, die ein Schriftſteller dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt. Wir unterwerfen uns alſo, mit aller Ruhe, die uns das Bewußtſeyn einer guten Sache gibt, ihrem entſcheidenden Ausſpruche: und ſollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen ſchwarzen Stein zu viel bekommen, ſo möge Minerva ſelbſt ihren weißen hinzulegen, und dadurch die Losſprechung einer Sterblichen bewirken, die einſt, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienſt der Grazien mit dem ihrigen ſo gut zu verbinden wußte!

II.

Julia, Cäsar Augusts Tochter.

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlecht in so vielerlei Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Bocaccio, der — in einem Buche, das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden: so kann ich mich doch nicht entbrechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Name einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr großen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daß du einen so großen Theil deiner besten Jahre in den Felsen der verhaßten Insel Pandataria hinschmachten mußtest? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine

uſurpirte Alleinherrſchaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer grenzenlos herrſchſüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langſamen Rache eines Unmenſchen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Mußteſt du, um das Maß deines Schickſals voll zu machen, auch noch von Geſchicht- und Romanſchreibern als ein Geſchöpf, das ſogar dem weiblichen Namen Schande gemacht habe, mit den ſchmählichſten Beiwörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abſcheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

Wenn die unglückliche Julia eine ſolche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte: wäre es dann nicht mehr als grauſam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede iſt, fortzuſetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre, ob ſie die verächtliche Creatur geweſen ſey, wozu ſo viele Bücherſchreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulaſſen) ſie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva, deſſen bei Gelegenheit Aſpaſiens erwähnt worden iſt, zu den ſchwarzen, wodurch ſie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber ſogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrſcheinlich machten, daß ſie vielmehr das Opfer einer abſcheulichen Cabale als ihrer eigenen Ausſchweifungen geweſen ſey: würde da nicht, wenn wir ſie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes ſo gemein waren, frei ſprechen können, doch die Gerechtigkeit ſelbſt erfordern, daß man ſie, nach einer billigen Schätzung ihrer ſchönen Eigenſchaften, wenigſtens mit der eben ſo liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteiiſch wird) in dieſelbe Linie

ſtelle? Wäre es nicht Pflicht der Menſchlichkeit, das, was ein ungewöhnlich ſtrenges Schickſal und die von ihrer Unbeſonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr ſelbſt in ihrem Leben verſchuldeten, wenigſtens an ihrem Andenken zu vergüten, und (wenn ich hier nach Altrömiſcher Weiſe reden darf) ihren ſeufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend ſelbſt nicht verdammt werden kann, zu verſöhnen und zu beruhigen.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Auguſts bei einer Reviſion ihres Proceſſes zu Statten kommen, in einiges Licht zu ſetzen verſuche, ſey mir erlaubt, das Nöthigſte von ihren Lebensumſtänden, und einige charakteriſtiſche Züge, die uns ſowohl ihren Geiſt als die Sinnesart anſchaulich machen können, voranzuſchicken.

Sie war Auguſts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Octavianus Cäſar hieß, von ſeiner zweiten Gemahlin Scribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 13 (politiſcher Verhältniſſe wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drei bis vier Jahre hernach ſeiner heftigen Leidenſchaft für die jüngere und ſchönere Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm ſelbſt durch Adoption mit dem Geſchlechtsnamen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Auguſta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die ſie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausſchweifenden Octavian erhielt, über den Herrn der Welt Auguſtus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geſchmeidigkeit ihres Geiſtes, und die Obermacht ihres Genius über den ſeinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine ſolche Frau zur Stiefmutter zu haben; oder,

wenn dieß nun ja einmal nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu seyn.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahre 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben Augusts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vierundzwanzigsten (nicht ohne daß der Verdacht seines Todes auf Livien fiel), zu großem Leidwesen der Römer, aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wußte ob sie ein Herz habe!) nicht fixiren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen.“ — Dieß kann sehr möglich seyn, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frei, so wurde sie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweitenmale das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius Agrippa vermählte, einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Mann in Rom, und welchem, nebst dem Mäcenas, August alles was aus ihm geworden war zu danken hatte. Agrippa, der damals in seinem zweiundvierzigsten Jahre stand, war unstreitig der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit: aber sind dieß die Eigenschaften, die eine junge äußerst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu seyn wünscht? Julie wußte unfehlbar sehr gut, daß Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damaligen Welt heirathete; und daß die Wahl ihres Vaters nicht deswegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen

wollte, ſondern weil er (wie ihm Mäcenas ſagte) den Agrippa ſchon ſo hoch erhoben hatte, daß nun nichts andres übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu ſeinem Schwiegerſohn zu machen. Auguſt betrachtete ſeine Tochter als einen Effect, den er mit möglichſtem Vortheil zu negociiren ſuchte; und Agrippa ſchloß den Contract, weil er in der ganzen Welt keinen beſſern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit niemand näher verwandt war als mit ſich ſelbſt — ihr Herz, worauf bei dieſem Handel ſo wenig Rückſicht genommen wurde, für einen Effect angeſehen hätte, worüber man ihr ſelbſt zu disponiren überlaſſe — wäre es ihr wohl ſo ſehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein ſo richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbeſonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachſicht zu tragen. Dieſe leichtſinnigen, dem Rang und Charakter ihres Gemahls eben ſo wenig als der Tochter Auguſts geziemenden Unbeſonnenheiten in ihrem Betragen, machten dem Publicum — das entweder nach dem äußerlichen Schein oder gar nicht urtheilen müßte — ihre Sitten verdächtig; man wunderte ſich, wie die Kinder, die ſie dem Agrippa gebar, ihrem präſumtiven Vater ſo ähnlich ſeyen: und um dieſes vorgebliche Räthſel aufzulöſen, läßt man ſie ein unartiges Bon-mot ſagen, das aus dem Munde einer Schifferin zu Oſtia natürlicher klänge, als aus dem Munde der erſten Prinzeſſin der damaligen Welt. Aber ſo lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben verſichert, werde ich mir die Freiheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römiſchen Witzlings zu halten,

den die Welt (wie ſie in ſolchen Fällen immer ſehr gütig iſt) unvermerkt auf Juliens Rechnung ſetzte. Die Pythagoräerin Phintys hielt es für keinen ſchlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn ſie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich ſehen. Warum ſollte dieſer Beweis nicht auch zum Vortheil der armen Julia gelten? oder warum ſoll der Schein nur dann aufhören betrüglich zu ſeyn, wenn er gegen ſie iſt?

„Julia, ſagt Makrobius, liebte die ſchönen Wiſſenſchaften und hatte einen ſehr ausgebildeten Geiſt; dabei war ſie von einer leutſeligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindeſten Zug von Härte und Grauſamkeit, auch wurde ſie deßwegen allgemein und außerordentlich geliebt.“ — Mit einem ſolchen Herzen konnte viel Leichtſinn und Hang zum Vergnügen verbunden ſeyn; und eine junge Prinzeſſin, die außer ihrer Stiefmutter keine Perſon ihres Geſchlechtes in der ganzen Römiſchen Welt über ſich ſah, die in dieſer Größe aufgewachſen war, der alles ſchmeichelte, alles zu Gebot ſtand — konnte in beiden nur zu leicht über die Gränzen der Klugheit und Anſtändigkeit ausſchweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was ſich für die Tochter des Auguſtus ſchicke, für allzuſtreng halten, und ſich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt ſey, als der immer ernſthaften, immer auf ihrer Hut ſtehenden Julia Auguſta.

Auguſt liebte ſeine einzige Tochter, wie ein Mann von ſeiner Art lieben kann, d. i. er liebte ſich ſelbſt in ihr. Sie war in ihrer Kindheit ziemlich ſtreng erzogen worden, und er ſah vermuthlich, daß es, nachdem ſie unter die Gewalt und Aufſicht des Agrippa gekommen war, nöthig ſey, einen ſolchen Charakter mit Nachſicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht ſo Unrecht habe, ihr mehr Freiheit zu laſſen,

als die bedenkliche Livia vermuthlich bei Gelegenheit gut heißen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüths, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse, unbekümmert, wie ihr diese Freiheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiß, daß Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie war nie völlig so, wie die Tochter Augusts, seinen Begriffen nach, seyn sollte; und der Contrast, den sie in ihrem Aeußerlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Namen Augustus die Römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nichts Angelegeneres, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen, und die Römer, denen er den ganzen äußerlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer so großen Mäßigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daß sie nicht gewahr werden sollten, daß sie einen Herrn hätten. Schon damals als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte

er ſich's zum Geſetz, in Abſicht auf ſeine eigne Perſon und Lebensweiſe der völlige Antipode von ſeinem Nebenbuhler um die Alleinherrſchaft zu ſeyn; und dieſe Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er ſich ſo wohl dabei befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik ſeiner Miniſter, und das Glück des Cäſariſchen Hauſes alle Zweige der höchſten Gewalt vereinigt hatten, der unumſchränkte Monarch: in ſeinem Hauſe und in ſeinem Privatleben hingegen affectirte er, vor dem geringſten Senator nichts voraus zu haben. Und ſo wie er ſich ſelbſt nichts zu erlauben ſchien, das als ein Eingriff in die Geſetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er ſich die Miene gab wieder herſtellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: ſo wollte er auch, daß ſeine ganze Familie, ſeine Gemahlin, ſeine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptirt hatte, in allen Stücken untadelig ſeyn, als lauter Muſter aller Vollkommenheiten und Tugenden hervorglänzen, und um dieſer hohen perſönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück ſie geſtellt, würdig geachtet werden ſollten.

Es fehlte viel, daß ſeine Julia ihm dieſe Zufriedenheit gegeben hätte; und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts Schlimmeres von ihr erfuhr, als was er ſelbſt an ihr zu tadeln fand, ſo war es doch, weil ſie über dieſe Punkte unverbeſſerlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maſchinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in ſeinem Gemüthe zur Unterſtützung zu dienen.

Julia erſchien einſt in einem etwas freien Anzuge vor ihrem Vater. Sie bemerkte ſein Mißfallen darüber, wiewohl er nichts ſagte. Den folgenden Tag beſuchte ſie ihn in einer

andern anständigern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben so ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. So, sagte August, gefällst du mir! dieß ist ein Anzug, der sich für Augusts Tochter schickt! — Gestern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einst beide bei einem Gladiator-Spiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied in ihrem Gefolge sey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätische Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten für ziemlich ausschweifend passirten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwei ersten Frauen in Rom wäre," und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter geschriebenen Antwort zurück: mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia eben so wenig für die Keuschheit dieser Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles was sich daraus folgern läßt, ist: daß Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm, Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herumgaukeln sah, und das alles so natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwei Anekdoten hinlänglich, uns zu zeigen, daß August und seine Tochter über diese Punkte niemals gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Roms 742 erfolgte, brachte in Juliens Umſtänden eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbeſonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeiz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausſchlug.

Es war einer von Auguſts angelegenſten Wünſchen, die Oberherrſchaft über die Römiſche Welt in ſeiner Familie zu erhalten. Da er ſich ſelbſt ohne einen Sohn ſah, ſo hatte er die beiden Söhne ſeiner Tochter von Agrippa, Cajus und Lucius, ſchon bei Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäſariſche Familie verſetzt und zu ſeinen eigenen gemacht. Beide wurden als ſeine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber ſie waren noch Kinder, und Auguſtus, der nicht ohne einen Regierungsgehülfen, deſſen Intereſſe ſo eng als möglich mit dem ſeinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geſchicktern, als den ältern Sohn ſeiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der damals in ſeinem zweiunddreißigſten Jahre, durch das angeborne Talent, den abſcheulichſten Charakter, den vielleicht die ganze alte Geſchichte kennt, unter einer täuſchenden Außenſeite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, ſeinem Stiefvater eine große Meinung von ſeinen Fähigkeiten und der Welt von ſeiner Klugheit und Mäßigung und von der Untadelhaftigkeit ſeiner Sitten beizubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemals etwas höchſt wahrſcheinlich geweſen iſt, ſo iſt es dieſes: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Auguſts zu machen, ſchon damals tief in Liviens ſtolzer Seele lag. Eine gränzenloſe Ambition und Regierſucht war der Hauptzug des Charakters der Mutter

und des Sohnes. Aber ſie hatten es mit einem, bei aller ſeiner Schwäche, äußerſt feinen, mißtrauiſchen und auf ſeine höchſte Autorität unendlich eiferſüchtigen Manne zu thun. So wenig Auguſt merken durfte, daß er von Livien regiert werde, ſo wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufſteigen, daß ſie oder ihr Sohn ſich einfallen laſſen könnten, die natürlichen Erben Auguſts, die Söhne ſeiner einzigen und ſelbſt mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es mußte alſo lange unter Grund gearbeitet werden; alles, was einen ſo großen, ſo unwahrſcheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne ſo angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbeibringen konnte, mußte lange zuvor, auf die natürlichſte und unverdächtigſte Art eingeleitet worden ſeyn; und ſowohl der Plan ſelbſt, als ſeine Räder und Springfedern, mußten ſo geheim angelegt ſeyn, daß Auguſtus, wenn er ſich endlich genöthigt ſehen würde, den Sohn der Livia zu ſeinem Erben zu ernennen, bloß dem Schickſal nachzugeben glauben, und ſich noch glücklich ſchätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den erſten Platz in der Welt an ſeiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erſte Schritt zur Realiſirung dieſes großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäſarn nachtheilig zu ſeyn, den Tiberius auf das engeſte mit Auguſt und ſeiner Familie verkettete, ihm Gelegenheiten gab ſeine Talente immer mehr zu ſeinem Vortheil ſchimmern zu laſſen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer ſtrenger, mürriſcher und mißtrauiſcher werdenden Auguſtus unvermerkt, und auf eine Art, daß die

Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es iſt kein Zweifel, daß die Juno Livia bei Stiftung dieſer unglücklichen Heirath ſo fein zu Werke ging, daß Auguſtus glauben mochte, er habe dieſen Gedanken ſelbſt gehabt, und — indem er ſich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu verſichern glaubte — ſich ſchmeichelte: eine ſehr ſtaatskluge Maßregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, ſo viel iſt gewiß, daß Juliens Neigung bei dieſer dritten politiſchen Vermählung weniger als jemals zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanſchreiber, als ob ſie den Tiberius ſchon bei Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigſtens in ihr Netz zu ziehen geſucht habe, gründet ſich zwar auf eine nichtsbeweiſende Stelle im Sueton, verdient aber bei näherer Beleuchtung, keine Aufmerkſamkeit. Nie ſind wohl zwei Perſonen in der Welt geweſen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider ſeyn mußten, als die leichtſinnige, argloſe und allen ihren Phantaſien in der Fröhlichkeit ihres Herzens ſich überlaſſende Julia, und der finſtere, in ſich ſelbſt verſchloſſene, gravitätiſche, die behutſamſte Weisheit und Moralität in ſeinem Betragen affectirende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Caſſius ſtimmen überein, daß er ſich nur mit der größten Mühe entſchloſſen habe, ſeine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Auguſts aufzuopfern. Allein, wer den Charakter des Tiberius mit einiger Aufmerkſamkeit erwogen hat, wird ſich leicht mit mir überzeugen, daß dieſe Grimaſſen des abſcheulichen Menſchen bloß zur Abſicht hatten, dem Auguſt Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen,

als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeizigen Wünſchen weit entfernten Tiberius für das Opfer ſeiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten ſchuldig ſey. Ganz gewiß koſtete dieſes Opfer dem gefühlloſen Menſchen ſehr wenig; ganz gewiß war damals nichts was ſeinem Ehrgeiz mehr ſchmeichelte, als ſich an den Platz eines Agrippa erhoben zu ſehen: aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menſchen, deſſen ganzes Leben eine immerwährende Verſtellung war, nicht anders zu erwarten iſt) ſich ſtellte, als ob er, auf ſeiner Seite, alle Pflichten, die ihm dieſe neue Verbindung auflegte, aufs pünktlichſte zu erfüllen gedenke, ſo hätte ſich doch Suetonius dadurch nicht verleiten laſſen ſollen zu ſagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechſelſeitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts Ungereimtes ſagen. Es war eben ſo unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben ſollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indeſſen iſt leicht zu glauben, daß beide eine Zeit lang den äußerlichen Wohlſtand gegen einander beobachtet haben werden; und dieß iſt bei Perſonen von ihrem Rang alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Auguſtus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderſtehlichen Talismans, beherrſcht worden; hätte er bei der Wahl eines dritten Schwiegerſohnes ſich, anſtatt durch den Einfluß dieſes Ulyſſes im langen Rocke (wie ſie ihr eigener Urenkel Caligula nannte), vielmehr durch die Neigung ſeiner Tochter, ja durch ſeine eigene leiten laſſen: ſo würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der erſten Claſſe ſeine Hoffnungen bis zu der Tochter Auguſts zu erheben

berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er ſelbſt hatte dieſen jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und perſönlichen Vollkommenheiten wenige ſeinesgleichen ſah, um ſich in ihm mit dem Schatten ſeines Vaters auszuſöhnen, mit Beweiſen ſeiner Huld überhäuft; und Julia hatte ſchon ſeit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die ſich endlich in Leidenſchaft verwandelte und beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünſche gar keine Rückſicht genommen? Warum mußte ſie ſich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweier junger Cäſarn, noch immer wie einen bloßen Handlungsartikel des Cäſariſchen Hauſes tractiren laſſen? Warum einem Menſchen aufgedrungen werden, den ſie verabſcheute, und der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon am Vermählungstage mit Anſchlägen umging, wie er ſie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn ihre Mutter Scribonia ihren Platz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müſſen, jemals nur die Rede von Tiberius geweſen ſeyn? Und iſt es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß ſie ein Herz hatte, das ſich den gränzenloſen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern laſſen wollte, ein ſo großes Verbrechen zu machen?

Man kann ſich bei einem ſo falſchen und ſchlauen Menſchen wie Tiberius darauf verlaſſen, daß er es nicht war, der jemals gegen Auguſtus Klagen über ſeine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunſt beſaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtſinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tauſend Mortificationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daß es ihm in wenig Jahren glückte, ſich ſo ſehr von ihr verabſcheuen zu machen als er nur wünſchen konnte. Aber, was für ſie das ſchlimmſte war, mit einem Manne von dieſem

Schlage mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte ſich noch immer nicht; aber, ehe man ſich's verſah, bat er ſich von Auguſt, abweſend (damit es zu keiner nähern Explication kommen könnte) die Erlaubniß aus, ſich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen; ein Schritt, der den Auguſt, wiewohl er ihm ſeine Bitte zugeſtand, eben ſo ſehr befremdete, als es das ganze Römiſche Publicum intriguirte, die wahre Urſache davon zu errathen. Einige ſchrieben dieſen Schritt auf Rechnung ſeiner Staatsklugheit: er wollte, ſagten ſie, den jungen Cäſarn, Juliens Söhnen — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürſten der Jugend erklärt und zu Conſuln deſignirt worden waren, kurz als Söhne und präſumtive Nachfolger Auguſts eine öffentliche Rolle zu ſpielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausſchweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken ſey, ſich des Anſehens ſeiner Mutter und ſeiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel ſeines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere ſetzten den geheimen Beweggrund hinzu, Auguſt ſelbſt habe ihn merken laſſen, er würde es gern ſehen, wenn er ſich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe dadurch ſein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäſarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an ſolchen, die keinen andern Beweggrund dieſer plötzlichen Entfernung von den Geſchäften und von Rom ſahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausſtehlich geworden ſey. Selbſt der tiefſehende Tacitus will keinen andern zulaſſen; wie wahrſcheinlich es auch immer iſt, daß ein ſo argwöhniſcher Mann, als Tiberius an Auguſt,

deſſen Zuneigung zu ſeinen Enkeln damals in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathſam machten, ſich ſo lange zurückzuziehen, bis man ſeine Abweſenheit fühlen und ſelbſt wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Urſache, die in ſeinem und ſeiner würdigen Mutter Herzen am allertiefſten lag, war wohl dieſe: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Mine, die man der unglücklichen Julia grub, ſprengen ſollte; und daß die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabei unſchicklich geweſen wäre.

Ich habe — da es meine Abſicht nicht iſt, Julien für unſchuldiger auszugeben als ſie war — ſchon ſo viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenſchaften zugeſtanden, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß ſie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit zu wenig Vorſicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht ſo viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünſchen konnte. Julia, die ſich nur zu oft erinnerte, daß ſie Auguſts Tochter war, that ſich in ihrer Lebensweiſe um ſo weniger Zwang an, da ſie ſich ſchon ſeit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entſchlagen hatte, und aus ihrem Abſcheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit ſie in dieſer Freiheit gegangen ſey, läßt ſich, da alle alten Autoren, die von ihr ſprechen, ſich nur in mehr oder weniger ſtarken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverläſſigkeit beſtimmen. Ich begnüge mich alſo zu ſagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbeſonnenheiten beſtanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weiſe wie ihr der Proceß gemacht wurde, eben ſo leicht die ſchändlichſten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieſer Proceß vor dem ordentlichen

Richter geſetzmäßig geführt worden, ſo würde vermuthlich eine Sache, wobei die Ehre des erhabenſten Hauſes der damaligen Welt ſo unmittelbar betroffen war, von den Geſchichtſchreibern für wichtig genug gehalten worden ſeyn, in einer umſtändlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde ſo ſummariſch oder vielmehr ſo tumultuariſch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewißheit ſagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines ſolchen Lärms und ſolcher Strafen würdig geweſen wäre, auf Julien und ihre Mitſchuldigen hinlänglich erwieſen worden ſey.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über ſie aus. „Auguſtus (ſo erzählt uns Dion Caſſius dieſen Handel im zehnten Abſchnitt des fünfundfunfzigſten Buchs ſeiner Geſchichte), der zwar ſchon zuvor vermuthete, daß ſeine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daß ſie in der Ungebundenheit ſo weit gegangen ſey, ſogar das Forum und die Roſtra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuſe und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigſten Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der- oder diejenigen, die ſich hätten einfallen laſſen, um eines an ſich ſo wenig bedeutenden Exceſſes willen, die ſo allgemein geliebte Tochter Auguſts, die Mutter der jungen Cäſarn, die vom Volke beinahe angebetet wurden, bei ihrem Vater ſo heftig zu verklagen — wenn es nicht die weiſe und tugendhafte Livia war, die am beſten wußte, wo man den alten Herrn berühren mußte um ihn ſchreien zu machen, wie äußerſt empfindlich er über den Punkt des Wohlſtandes und der Würde ſeines Hauſes war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß eine Perſon, die ihn ſo nahe anging, ſich unziemliche Freiheiten gegen gute Zucht und Ordnung herausnehmen

ſollte? Wer anders als Livia hätte eine ſolche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein ſo großes Intereſſe, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieſes in ſeinen Leidenſchaften ſo unmäßigen Mannes mehr in ſeiner Gewalt als Livia? Und wer ſonſt als Livia konnte — ſeitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu ſich ſelbſt und auf die einzige Maßnehmung, die in dieſem Falle ſchicklich war, gebracht haben würde — ſich ſicherer verſprechen, ihn in der erſten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er ſie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne ſich ſelbſt zu entehren, zurückmachen könnte?

Eine Frau, deren erſte Triebfeder die Herrſchſucht iſt, iſt eines jeden Verbrechens fähig. Zwiſchen Livien und dem Thron der Welt war niemand mehr als Julie und ihre Söhne. Auguſt hatte bereits über ſechzig Jahre, und verſprach kein ſo hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Auguſta die Welt regieren zu helfen. Aber da ſtand ihr eine andere, ſo viel jüngere Julia im Wege, die ein unbeſtrittenes Recht hatte, ſobald Auguſten etwas Menſchliches begegnete, mit ihrem Sohne Cajus Cäſar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene ſich ſelbſt und ihrem geliebten Tiberius ſo anſtändig fand.

Dieſe fatale Julia mußte alſo aus ihrem Wege geſchafft, mußte bei Auguſten, beim Senate, beim Volke, bei der ganzen Römiſchen Welt ſo arg angeſchwärzt, ſo unwiederbringlich beſchimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr ſeyn könnte. Es war keine Zeit dabei zu verlieren. Man ergriff alſo die erſte Gelegenheit eines zieu-

lich öffentlichen Skandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den ſie um ſich zu haben pflegte, durch eine vermuthlich aus irgend einer beſondern Veranlaſſung vorgenommene nächtliche Schwärmerei der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlaſſe es meinen Leſerinnen ſelbſt, ſich die Miene, die Gebärden, den beſtürzten Ton, die ſtockenden Vorreden, die heuchleriſchen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit ſo ſchrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten ſeiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen — kurz, alle die Kunſtgriffe ſich vorzuſtellen, deren eine Livia fähig iſt, um, in den Augenblicken ſelbſt, wo ſie dem Gemahl und der Tochter den giftigſten Dolch im Herzen umkehrt, ſich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art ſie zu entſchuldigen noch ſchuldiger ſcheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, ſelbſt indem man ihn zu beſänftigen ſucht, noch mehr aufzubringen. Alles was ſeit zwanzig Jahren her gegen Julien geſammelt worden war, alle Blößen, die ſie durch ihre Unvorſichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweideutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frei war, ihre Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewiſſen Punkt alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeſchuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Criſpinus, Appius Claudius, Scipio u. ſ. w. — alles wurde in das verhaßteſte Licht geſtellt, alles geltend gemacht, das Abſcheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. Auguſt erſtaunte, wie es möglich geweſen ſey, daß die väterliche Liebe ihn ſo lange bei offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigſte Wuth, faßte die raſcheſten Entſchlüſſe —

aber er hatte noch nicht das Aergſte gehört. Die für ſein theures Leben ſo zärtlich beſorgte Livia ſparte ihm noch eine ſchrecklichere Entdeckung auf. „Das geheime Verſtändniß ſeiner unwürdigen Tochter mit ſeinem undankbaren Günſtling Julus Antonius hatte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzugewiß, tiefere, abſcheulichere Abſichten. Von einem Weibe, das ſchon längſt alle Scham abgeſchworen hatte, von einem jungen Ehrſüchtigen, in deſſen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia ſchäumte, konnte, mußte man das Aergſte erwarten. Eine abſcheuliche Verſchwörung gegen Auguſtus ſelbſt — ihre Zunge erſtarrte es auszuſprechen — aber man hatte die ſtärkſten Anzeichen — nur nicht gar redende Beweiſe — es war keine Zeit zu verlieren — man mußte ſich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen, und einer ſo gefährlichen Schlange wie Julia, einem beim Volke ſo beliebten Mitſchuldigen, wie Julus Antonius, keine Zeit laſſen ſich in Verfaſſung zu ſetzen.“

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir dieſe geheime Scene zwiſchen Livien und Auguſt geoffenbart habe? Ich geſtehe gern, daß weder der ſchändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterculus — noch Suetonius, der dieſe ganze, doch wahrlich nicht triviale Kataſtrophe der Familie Cäſars nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts ſagt — noch Tacitus, der eben ſo wenig von dem letztern weiß — noch Dion, der noch kürzer iſt, am glimpflichſten von Julien ſpricht, und von dem Complot (wovon der Verfaſſer der Mémoires de la cour d'Auguste als von einem ausgemachten hiſtoriſchen Factum ſo viele Worte macht) nichts weiter ſagt, als daß es ihm habe zur Laſt gelegt werden wollen — keiner von dieſen allen hat ſich auch nur einfallen laſſen, die Diva Julia Auguſta in dieſe Tragödie

einzumiſchen. Aber in Sachen dieſer Art kenne ich keinen beſſern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umſtände uns ſo lebendig als möglich in die Entſtehung einer Begebenheit, und in den Geiſt, den Charakter und das Intereſſe der handelnden Perſonen hineinzudenken, und, wo die Geſchichtſchreiber uns im Dunkeln laſſen oder verwirren, im Reiche der Wahrſcheinlichkeiten die Bedingungen aufzuſuchen, unter welchen ſich eine geſchehene Sache am deutlichſten begreifen läßt. Von Julien läßt ſich alles glauben, wozu flüchtiges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Geſundheit eine junge Perſon von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumſtänden bringen können: aber ſolche Abſcheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in ſeiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden, ſind nur alsdann zu glauben, wenn ſie aufs ſchärfſte bewieſen worden ſind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambition alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in ſehr wahrſcheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäſarn und zuletzt des Auguſtus ſelbſt befördert und beſchleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit ſie die Welt beläſtigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer ſolchen Frau vermuthet, daß ſie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrſchſüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumal wenn ſich das Geſchehene ohne dieſe Vorausſetzung kaum als möglich denken läßt — der kann ſchwerlich beſchuldiget werden, daß er ſeiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig iſt. Warum, wenn Livia nicht die geheime und erſte Bewegerin aller dieſer tragiſchen Begebenheiten war, warum wurde alles ſo übereilt und unförmlich betrieben?

Warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt ſich von der Gerechtigkeit eines ſo ſtrengen Verfahrens gegen die Beſchuldigten überzeugen könne? Warum war Auguſtus Richter in ſeiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius ſo eilfertig und ingeheim aus der Welt geſchafft?

Man kann ſich vorſtellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quäſtor in voller Verſammlung ein Notificationsſchreiben des Imperators ablas, worin dieſer dem Senat mit der Beredſamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten ſeiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneca angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte wie er dieſe Unthaten an ihr und ihren Mitſchuldigen zu beſtrafen für gut befunden habe — denn, daß in dieſer ganzen Sache geſetz- und ordnungsmäßig verfahren worden ſey, davon findet ſich nirgends eine Spur. — Was mußten ſie von ihrem beinahe ſchon in ſeinem Leben vergötterten Auguſtus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menſchenſinn, die Schande ſeines eigenen Hauſes, wovon man, wenn ſie auch bekannt geweſen wäre, kaum zu murmeln ſich erkühnt hätte, eigenhändig und ſchriftlich dem Römiſchen Senat und dem ganzen Erdkreiſe kund und zu wiſſen that! Ohne Zweifel erkannte ein jeder in dieſem unnatürlichen Verfahren die ſchwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hauſe Cäſars Verderben drohte: aber ſo gebrochen war ſchon in dieſen Zeiten der ehemalige Römiſche Geiſt, daß es niemand wagte, ſich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geſchweige gegen das Verfahren ſelbſt etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Inſel Pandataria (jetzt Santa Maria), unweit Iſchia, verbannt und mit einer empörenden

Härte behandelt. Der einzige Troſt, der ihr in dieſer grauſamen Verwandlung ihres Schickſals gegönnt wurde, war, daß es Scribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freiwillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, ſagt Seneca, ließ ſich's Auguſtus nicht wenig gereuen, daß er in der erſten Hitze (ein brauſender Jüngling von — zweiundſechzig Jahren) ſo weit gegangen, und deſſen, was er ſeiner Würde und der Ehre ſeines Hauſes ſchuldig war, ſo gröblich vergeſſen hatte; und da ſoll ihm ſogar die Ausrufung entfahren ſeyn: von dem allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er dieſe Worte von ſich hören ließ: aber ſie war zu gut bedient, als daß ſie ihr unbekannt geblieben ſeyn ſollten; und man kann ſich leicht vorſtellen, ob ſie irgend etwas vergeſſen haben werde, was den ohnehin von Natur grauſamen Alten in der Partei, die er nun einmal gegen ſeine Tochter ergriffen hatte, beſtärken konnte. Er blieb alſo ſelbſt gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um ſo unerbittlicher, je unangenehmer es der ſtolzen Livia ſeyn mußte, ihre verhaßte Rivalin ſo allgemein geliebt und ſo öffentlich bedauert zu ſehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war (und auch dieß erſt, nachdem er ſeine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandataria hatte ſchmachten laſſen), war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungeſtüm wiederholten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und ſie nach Rom zurückzuberufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich ſolche Weiber und Töchter wünſchte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maſchinerie, wodurch

Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müßte er verschwinden, sobald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daß seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigner Machtgewalt aufgelöset worden sey. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahndung gehabt habe, affectirte sehr betrübt darüber zu seyn, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemals geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sey, bewies er, sobald er nach Augusts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar ließ es eine der ersten Handlungen seiner Regierung seyn, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdieß noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloß sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen Umgang mit ihr zu haben, und ließ sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Ich würde zufrieden seyn, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehnhundert Jahre lang so unbilliger Weise belastet worden ist,

zu erleichtern, und einen Theil derſelben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihrer Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menſchen eine ganz andere Sünderin war als die ſchöne und unglückliche Julia, und wenn ſie auch (was doch ohne allen Grund von einigen vermuthet wird) die Corinna des leichtfertigen Ovidius geweſen wäre.

III.

Fauſtina die jüngere.

Und auch du, ſchöne Fauſtina, auch du möchteſt in beſſerm Andenken bei der ſpäten Nachkommenſchaft dieſer Markomannen, Quader und Hermundurer ſtehen: die dein erhabener Gemahl ſo oft beſiegte und nie bezwang? Auch du verlangſt eine Ehrenrettung?

Wer könnte dieſem argloſen, offnen, Liebe athmenden Geſichte etwas abſchlagen? Ich, mit dem du bloß durch dein kaltes Gypsbild ſprichſt, ja, ich begreife, ich fühle es, daß es unmöglich ſeyn müßte Nein zu dir zu ſagen.

Auch dir, ſchönſte unter allen Auguſten des alten Roms, haben die Läſterzungen deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zuſammenſtoppler der unſrigen übel mitgeſpielt! Aber gewiß hat keiner von dieſen Unglücklichen weder dich ſelbſt noch deine Büſte geſehen!

Wem könnte bei dieſen ſanften gutartigen Zügen, bei dieſer beinahe kindlichen Unwiſſenheit, daß etwas Süßes ſchädlich, etwas Angenehmes unrecht ſeyn könne, die aus deinem ganzen reizvollen Geſichte ſpricht, Arges von dir denken? Wer könnte ſo unbillig ſeyn, dich dafür zu beſtrafen, daß die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beinahe zu viel für dich gethan haben?

Doch ſchon dieſes Vielleicht iſt mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der ſchönen Fauſtina beweiſen könnte; es wäre denn, daß es — um den Ruhm einer Tochter des Antoninus Pius, einer Gemahlin des Marcus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn ſo ein Erdenſohn wie Julius Capitolinus, oder ein hiſtoriſcher Romanſchreiber wie Serviez, ohne Beweis, ohne Wahrſcheinlichkeit, ja ſogar gegen die entſcheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, ſo viel ſchändliche Dinge von ihr ſagte als er Luſt hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dieß iſt doch der einzige Grund, worauf die Verleumdungen beruhen, womit das Andenken der ſchönen Fauſtina befleckt worden iſt) ſo viel Gewicht beilegen wollten, daß ein bloßes „es ging die Rede" in einer Sache, wo der ſtärkſte gerichtliche Beweis kaum zureichend iſt, ſtatt alles Beweiſes dienen könnte.

Das in jeder Betrachtung unwahrſcheinliche Vorgeben des Dion Caſſius, als ob Fauſtina die Empörung des Avidius Caſſius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, ſondern ſogar die Anſtifterin derſelben geweſen ſey, hat ſchon der Römiſche Senator und Conſul Vulcaz in ſeinem Leben des Avidius ſo gut widerlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu ſagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freiheit des gemeinen Volkes, von ſeinen Fürſten alles zu ſchwatzen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen zu lügen und die andern zu glauben fähig waren, ſey mir erlaubt dieſes einzige Beiſpiel anzuführen. Fauſtina, ſagte man, ſah einsmals einen Trupp Gladiatoren vorbei ziehen, und verliebte ſich in einen von ihnen ſo heftig, daß ſie krank davon wurde, und ſich zuletzt genöthiget fand, ihr Anliegen

ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiſer brachte die Sache vor die Chaldäer. Dieſe weiſen Meiſter gaben ihm den Rath: er ſolle den Gladiator abwürgen laſſen, Fauſtina ſolle ſich in dem warmen Blute desſelben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beiliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiſerin fand ſich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde ſchwanger, gebar aber anſtatt eines Prinzen einen — Gladiator; und ſo erklärte ſich das Volk die Möglichkeit, wie von Marcus Aurelius und Fauſtinen ein Commodus habe entſpringen können.

Capitolinus geſteht zwar, daß er dieſe ſchöne Geſchichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Fauſtinen eines Geſchmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beſchuldigen, der ſich kaum von einer Meſſalina, und auch von dieſer nur, weil ſie die Gemahlin eines Claudius war, denken läßt. Ja, was beinahe noch ärger iſt, er ſchämt ſich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die ſich unterſtanden hätten dem Kaiſer Marcus Aurelius zu rathen, er ſollte Fauſtinen wenigſtens verſtoßen, wenn er ſie ja nicht umbringen laſſen wollte: und der Kaiſer habe ihnen geantwortet: „wenn wir unſre Gemahlin verſtoßen, ſo müſſen wir auch ihre Mitgift (nämlich das Reich) zurückgeben.“ — Als ob ein Mann von ſeinen Grundſätzen ſich jemals hätte einfallen laſſen können, das Römiſche Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieſer ſeiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Marcus dadurch Kaiſer geworden ſey, weil er Fauſtinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt bloß darum Antonins Schwiegerſohn geworden ſey, weil er zu ſeinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Marcus Aurelius ſo reden laſſen kann, wie ſollte der Glauben verdienen, wenn er ſeine Fauſtina unter

die verächtlichſten Creaturen ihres Geſchlechtes herabwürdigen will? — Wie konnte der Mann ſo bald wieder vergeſſen, daß er ſelbſt kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürſten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen hoffen dürfe von böſen Nachreden verſchont zu bleiben, da ſogar Marcus ſich habe nachſagen laſſen müſſen, daß er ſeinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe?“

Doch warum halte ich mich bei dieſen negativen Beweiſen der Unſchuld der ſchönen Fauſtina auf, da ich einen Zeugen derſelben aufſtellen kann, deſſen poſitive Ausſage von ſolchem Gewichte iſt, daß ſie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit Fauſtinen kennen zu lernen, und wer war geſchickter, richtig von ihr zu urtheilen, als Marcus Aurelius ſelbſt? Würde dieſer, wenn er auch nur die geringſte Urſache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in ſeinem berühmten Denkbuche unter den Glückſeligkeiten ſeines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank ſchuldig ſey, auch dieſe angeführt haben: „daß ihm eine ſolche Gemahlin, ſo gefällig und leicht zu lenken, ſo zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, ſo einfach, genügſam und kunſtlos in ihrem Betragen und in allem was ihre Perſon angehe, zu Theil geworden ſey?“ — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloß zu ſeinem eigenen Gebrauch geſchriebenen Gedenkbuche ſo von ſeiner Gemahlin zu ſchreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geſchrieben hätte? — „Er wußte Fauſtinens liederliche Aufführung nicht, oder er diſſimulirte ſie,“ ſagt Capitolinus. — Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein ſchwacher Mann war, ſich ſo unbegreiflich in dem Charakter einer Perſon irren können, die ſo ſelten von ſeiner Seite kam, ihn ſogar auf ſeinen Feldzügen begleitete, ſogar im Lager bei ihm lebte?

Und, falls etwas zu diſſimuliren war, wer diſſimulirt gegen ſich ſelbſt?

Ich müßte mich ſehr irren, oder der Charakter, den der Kaiſer Marcus ſeiner Gemahlin beilegt, und weßwegen er ſich ſelbſt in ihrem Beſitz glücklich preiſet, kann nicht der Charakter einer Frau ſeyn, die ſich zu Cajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis gibt: und wenn ich ſehe, wie ſchön ihr Bruſtbild Zug für Zug das Bild beſtätiget, das der Mann, der ſie am beſten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Meſſalinens Bildniß abſticht; ſo könnte ich mich eben ſo leicht bereden laſſen, daß Marcus ſeinen Bruder vergiftet habe, als daß Fauſtina mit einem ſolchen Charakter und einer ſolchen Phyſiognomie eine zweite Meſſalina geweſen ſey.

Wenn nach einer ſo vollgültigen Wahrſcheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Fauſtina zu entſcheiden, ſo wären es, dünkt mich, die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die ihr der Römiſche Senat nach ihrem Tode erwies. Er ließ ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine ſilberne Bildſäule, ſondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle Römiſchen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranſtaltete er, daß, ſo oft der Kaiſer ins Theater kam, eine auf einem Lehnſtuhle ſitzende goldene Bildſäule der Fauſtina auf den erſten Platz, da wo ſie in ihrem Leben zu ſitzen pflegte, geſetzt wurde, und die vornehmſten Römiſchen Damen ihr zur Seite ſaßen.

Und dieß that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, ſich der Vergötterung des Kaiſers Hadrianus zu widerſetzen! that es in den freien glücklichen Zeiten der Antonine,

unter der Regierung des mildeſten, beſcheidenſten, populärſten Fürſten, der jemals geweſen iſt!

Läßt es ſich auch nur als möglich denken, daß dieſer Senat — dem eben dieſe Antonine alle ſeine Würde wieder gegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff überſteigenden Schamloſigkeit fähig geweſen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaiſers und ihre eigene, ſo gröblich zu ſchänden, und von freien Stücken ſolche öffentliche Beweiſe der innigſten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Perſon zu verſchwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn ſie das geweſen wäre, wozu die Unbeſonnenheit einiger Hiſtorienſchreiber ſie zu machen geſucht hat? Was müßte der Römiſche Senat geweſen ſeyn, um einer zweiten Meſſalina nach ihrem Tode ſolche Ehren zu erweiſen? Oder was der Kaiſer Marcus, um es zu dulden?

Man erlaube mir noch hinzuzuſetzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unſelige Geneigtheit zu verleumden und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein ſo häßlicher Flecken an der menſchlichen Natur iſt, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergeſſenheit bei der Nachwelt rechnen kann — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als ſolche Zeugniſſe!

Nikolas Flamel, Paul Lukas

und

der Derwiſch von Bruſſa.

Hiſtoriſche Nachrichten, Unterſuchungen und Vermuthungen.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Unſichtbaren. 1788.

Einleitung.

Unter allen angeblichen Besitzern des Steins der Weisen, von welchen man mehr oder weniger umständliche Nachrichten hat, ist meines Wissens keiner, dessen Geschichte (wenn ich dem Verfasser des Aufsatzes Nr. V im vierten Stück des Deutschen Merkurs 1788 diesen Ausdruck abborgen darf) einem Mährchen der redseligen Sultanin Scheherezade ähnlicher sähe, und dennoch wegen des sonderbarsten Zusammentreffens beglaubigender Umstände mehr Aufmerksamkeit verdiente, als die Geschichte des berühmten Adepten Nikolas Flamel, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung näher zu beleuchten gesonnen bin.

Die Nachrichten, die uns der eben angezogene Unbekannte (der sich bloß durch die Buchstaben G—e zu errathen gibt) von Flamels Leben und Schicksalen aus unbekannten Quellen mittheilt, hauptsächlich aber der sonderbare Umstand, daß diese wundervolle Geschichte, durch eine nicht weniger seltsame Begebenheit, die dem berühmten Wanderer Paul Lucas (seinem eigenen Berichte nach) zu Brussa in Kleinasien zugestoßen seyn soll, eine Art von Bestätigung erhält, welcher schwerlich irgend ein Freund des Wunderbaren seinen Beifall

verſagen kann, ſchienen mir eine ſchärfere Prüfung und unbefangnere Unterſuchung zu verdienen, als bisher damit vorgenommen worden iſt: und ſo entſtand der folgende Aufſatz, bei welchem meine Abſicht erreicht iſt, wenn er den Leſern einen Theil des Vergnügens macht, welches der Verfaſſer an dergleichen Unterſuchungen findet; wiewohl ich nicht zweifle, daß er auch von einigem Nutzen ſeyn könnte, wenn er als ein auffallendes Beiſpiel betrachtet würde, wie nöthig es ſey, ſelbſt den ehrlichſten Erzählern ſolcher Wundergeſchichten eben ſo ſcharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taſchenſpieler auf die Finger ſieht, und wie gut ſich dieſe Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Urſachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich ſind, unſern Glauben zu verſagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugniſſe ſeyn ſollten, die uns denſelben abzunöthigen ſcheinen mögen.

Da meine Beleuchtung der Geſchichte Flamels vorausſetzt, daß die letztere, ſo wie ſie theils von ihm ſelbſt, theils von einer Menge Geſchichtſchreiber, Compilatoren und anderer Schriftſteller, erzählt wird, dem Leſer gegenwärtig ſey, ſo zweifle ich nicht, daß man den Bericht, den er ſelbſt (in einer Schrift, welche Herr G—e in Händen gehabt zu haben ſcheint) von der wunderbaren Art, wie er zu ſeinem großen Vermögen gekommen, erſtattet, hier am rechten Orte finden werde.

„Obgleich ich, Nikolas Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in dieſem 1399ſten Jahre, wohnhaft in meinem Hauſe in der Schreibergaſſe, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern nichts gelernt habe als ein wenig Latein: ſo habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieſes, vorzüglich Sanct Jakobs, endlich alle Bücher

der Philoſophen und ihre größten Geheimniſſe verſtehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tode meiner Eltern, als ich mein Brod mit Schreiben verdiente, kaufte ich einſt ein altes großes vergoldetes Buch, das auf Baumrinde geſchrieben war. Die Decke dieſes Buchs war von dünnem Kupfer, und es waren viele unbekannte und ſonderbare Buchſtaben in dieſelbe eingegraben. Ich glaube es waren Griechiſche Lettern oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte ſie nicht leſen; Lateiniſch oder Celtiſch waren ſie nicht, davon verſtehe ich was. In dem ſchönen Buche ſtudirte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib Pernelle (Petronelle), die ich ſo wie mich ſelbſt liebe, und die ich damals ſeit kurzem geheirathet hatte, war darüber ſehr betrübt; — ſie tröſtete mich und ſuchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß nicht vor ihr verbergen, ſondern zeigte ihr das Buch. Sie freute ſich darüber ſo wie ich ſelbſt, betrachtete mit Vergnügen die ſchöne Decke und die herrlichen Gemälde, wovon ſie ſo wenig wie ich verſtand; doch machte es mir viel Freude mit ihr davon zu ſprechen, und mich mit ihr berathen zu können, was zu thun ſey, um den Sinn derſelben zu erforſchen. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte ſie allen Gelehrten in Paris, und ſagte ihnen, dieſe Figuren ſeyen aus einem Buche, welches vom Stein der Weiſen handle: aber ſie verſtanden nichts davon, und lachten über mich und über den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete einundzwanzig Jahre, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Geduld, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Galicien, nahm mit Bewilligung meines Weibes Pernelle den Pilgerſtab und die Kürbisflaſche, machte mich auf den Weg, und kam nach

St. Jago von Compoſtell, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen Franzöſiſchen Kaufmann an, der mich an einen Jüdiſchen Arzt wies, welcher ſich zum Chriſtenthum bekehrt hatte und daſelbſt wohnte. Dieſer war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez (Sanchez vermuthlich). Als ich ihm die Copei einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt, und fragte mich ſogleich, ob ich etwas von dem Buche wiſſe, worin ſie zu finden ſeyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung, etwas davon zu erfahren, wenn ſich jemand fände, der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er ſeine Freude nicht länger zurückhalten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte ſchon ſeit langer Zeit von dieſem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ ſogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Orviedo, und von da nach Sanſon in Aſturien, wo wir uns zu Schiffe ſetzten um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reiſe erklärte er mir beinahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir ſehr ſonderbar vorkam. Zu Bordeaux ſtiegen wir ans Land. Als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieſer gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn, ſeit der Zeit da wir aus dem Schiffe geſtiegen waren, nicht verlaſſen hatte. Während ſeiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu ſich, damit ich ja nicht allein wegreiſen möchte. Endlich ſtarb er am ſiebenten Tage, worüber ich ſehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans begraben. Gott tröſte ſeine Seele! er ſtarb als ein guter Chriſt. Im Jahre 1379 kam ich nach Paris zurück. Man kann ſich die Freude meines Weibes Pernelle über meine glückliche Rückkunft und unſer Gebet zum heiligen Jakob

nicht vorstellen. Ich arbeitete nun fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich in Gegenwart meines Weibes am Montage den 17 Januar des Jahres 1382 gegen Mittag ein halbes Pfund Queckſilber in reines Silber verwandelte; und den 25 April desſelben Jahres verwandelte ich in Gegenwart meines Weibes gegen fünf Uhr Abends eben ſo viel Queckſilber in Gold. Pernelle hatte darüber eine ſo außerordentliche Freude, daß mir bange wurde, ſie möchte das Geheimniß ausſchwatzen; aber durch die Güte Gottes iſt mir nicht nur ein keuſches und kluges Weib zu Theil geworden, ſondern ſie iſt auch verſchwiegen und vorſichtig, was andre Weiber nicht ſind."

So weit der wörtliche Auszug aus Flamels handſchriftlichem Buche, welchen wir meinem unbekannten Freunde G—e zu danken haben. Ich habe nöthig gefunden, ihn dem Leſer ſo ausführlich mitzutheilen, weil es mir zu meiner folgenden Unterſuchung wichtig ſcheint, den Ton, worin Flamel ſeine Ausſage vorbringt (mit Leſſing zu reden), vor Gericht ſtellen zu können. Nun muß ich auch Herrn G—e fortfahren laſſen.

„Flamel ſtiftete hierauf vierzehn Hoſpitäler, baute auf ſeine Koſten drei neue Kirchen in Paris, und begabte mit großen Summen ſieben alte, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen ſeiner Güte genießen. Noch jetzt geht alle Jahre eine Proceſſion der Armen aus dem von ihm geſtifteten Hoſpital des Quinze-Vingts nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus ſtand noch vor dreißig Jahren. Es war das Eckhaus der Rue Marivaux und der Rue des Ecrivains, und ich habe ſehr oft im Vorbeigehen die Stelle mit Andenken an

Flamel betrachtet. Auch habe ich mir im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jacques de la boucherie die Acten zeigen laſſen, welche ſeine Vergabungen enthalten, und deren über vierzig ſind, ſo wie ſein eigenhändiges äußerſt ſonderbares Teſtament, worin er die Geſchichte erzählt, wie er zu ſeinen großen Reichthümern gelangt iſt. Dieſe Reichthümer eines Mannes von ſo niedrigem Stande machten bald ſo großes Aufſehen, daß König Karl der Sechste etwas davon erfuhr. Er ſchickte den Herrn von Cramoiſy, einen ſeiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erforſchen, durch welche Mittel er ſo reich geworden ſey. Dieſer fand den Philoſophen in ſeinem kleinen ſchlechten Hauſe auf irdenem Geſchirre ſpeiſend. Flamel war genöthiget zu geſtehen, daß er den Stein der Weiſen beſitze, und eine Abſchrift ſeines Buchs zu übergeben, welche noch jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo ſie jedermann ſehen kann. Bald nach dieſem Beſuch im Jahre 1413 ſtarb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er ſelbſt, nachdem ſie beide nahe an hundert Jahre alt geworden.

„Dieß iſt alles was wir von dem Leben und den Schickſalen dieſes berühmten Adepten wiſſen. Aber ſeine Geſchichte hat das Beſondere, daß ſie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, ſondern vielmehr erſt nach dieſem Zeitpunkte recht intereſſant wird.

„Paul Lukas, ein Mann von vielen Kenntniſſen, und (wie man aus ſeinen Schriften ſieht) ein Feind des Aberglaubens, dabei ein Arzt und aufgeklärter Kopf, machte zu Anfang dieſes Jahrhunderts auf Koſten Ludwigs des Vierzehnten mehrere Reiſen in die Levante. In der Beſchreibung ſeiner zweiten Reiſe erzählt er eine ſonderbare Unterredung, die er mit einem Derwiſch zu Bruſſa in Kleinaſien hatte,

und welche Flameln betrifft. Paul Lukas fand nämlich an einem abgelegnen Orte eine Moſchee, wo ein berühmter Derwiſch begraben liegt. In einem nahe dabei ſtehenden Hauſe lebten vier Derwiſche, die ihm ſehr höflich und zuvorkommend begegneten, und ihn aufs beſte bewirtheten. Einer von ihnen ließ ſich mit unſerm Doctor in ein Geſpräch ein. Nachdem ſie eine Zeit Türkiſch geſprochen hatten, fing der Derwiſch an Lateiniſch, Spaniſch und Italieniſch zu reden. Da er aber bemerkte, daß ſein Gaſt keine dieſer Sprachen geläufig ſprach, ſo fragte er ihn, aus welchem Europäiſchen Land er komme; und ſobald er von Paul Lukas hörte, daß er ein Franzoſe ſey, fing er an ſehr fertig Franzöſiſch zu ſprechen; und da ihm jener (wie es ſcheint) ein Compliment hierüber machte, ſagte er, er ſey nie in Frankreich geweſen, hätte aber große Luſt dahin zu reiſen. Das Geſpräch fiel nachher auf allerlei Gegenſtände. Der Derwiſch machte ſehr gute Bemerkungen über einige morgenländiſche Handſchriften, welche Paul Lukas gekauft hatte, und lehrte dieſen die mediciniſchen Kräfte verſchiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Geſpräch auf die Alchymie und die Mittel das menſchliche Leben zu verlängern. Der Derwiſch geſtand, er beſitze, nebſt ſechs andern Freunden, dieſes große Geheimniß. „Wir reiſen, ſagte er, beſtändig in der Welt herum, um vollkommen zu werden. Alle zwanzig Jahre kommen wir an irgend einem beſtimmten Orte zuſammen; die zuerſt angekommenen erwarten die übrigen; und wenn wir uns wieder trennen, ſo reden wir miteinander ab, wo wir uns in zwanzig Jahren wieder ſehen wollen. Dießmal iſt Bruſſa der beſtimmte Ort; unſrer viere ſind bereits da, und wir erwarten die drei übrigen.“ — Nun entſpann ſich zwiſchen Paul Lukas und dem Derwiſch ein Geſpräch über die Alchymie und den

Stein der Weiſen, deſſen Wirklichkeit der letztere gegen die Zweifel des erſtern, im Ton eines Mannes der ſeiner Sache gewiß iſt, behauptete. Eine der größten Tugenden dieſes Geheimniſſes, ſagte er, ſey dieſe, daß es in der Macht ſeines Beſitzers ſtehe, ſein Leben weit über das gewöhnliche Maß des höchſten Menſchenalters zu verlängern. Lukas wendete dagegen ein, in Frankreich hätten mehrere in dem Ruf geſtanden, daß ſie den Stein der Weiſen beſeſſen; aber alle, ſogar Nikolas Flamel, ſeyen geſtorben wie andere Leute. „Wie? rief der Derwiſch aus, Flamel geſtorben? Wenn du das glaubſt, ſo irreſt du ſehr, mein Freund! Flamel lebt noch; ich ſelbſt habe ihn erſt vor drei Jahren in Indien geſehen; er iſt einer meiner vertrauteſten Freunde. Vermuthlich kennt man in Frankreich ſeine Geſchichte nicht. Ich will ſie dir alſo erzählen.“

Der Derwiſch erzählte nun mit wenigen geringen Veränderungen, was wir bereits aus Flamels eigenem Berichte geleſen haben, und ſetzte hinzu: „Da der wohlthätige Gebrauch, welchen Flamel von ſeinem ungeheuern Reichthum gemacht, natürlicherweiſe großes Aufſehen habe erregen müſſen, ſo hätte dieſer Adept, der als ein weiſer Mann die Folgen leicht vorausgeſehen, eben als man im Begriff geweſen ſey, ihn einzuſperren, mit ſeiner Hausfrau Pernelle die Flucht ergriffen, nachdem er zuvor ſolche Maßregeln genommen, daß alle Welt ſie für todt gehalten habe. Frau Pernelle (ſagte der Derwiſch) mußte ſich auf ſein Anrathen krank ſtellen. Nach einigen Tagen gab er vor, ſie ſey geſtorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz mit ihren Kleidern angethan in einer von den Kirchen, welche ſie hatten erbauen laſſen, begraben, während ſie ſelbſt auf dem Wege nach der Schweiz begriffen war. Bald darauf bediente ſich Flamel eben desſelben

Kunſtgriffs für ſich ſelbſt. Durch vieles Geld gewann er ſeine Aerzte und die Geiſtlichen. Er hinterließ ein Teſtament, worin er befahl, daß man ihn neben ſeiner geliebten Pernelle begraben, und eine ſteinerne Spitzſäule auf ihr gemeinſchaftliches Grab ſetzen ſollte. Man begrub ſtatt ſeiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indeſſen heimlich ſeinem Weibe nach. Seit dieſer Zeit haben ſie ein wahrhaft philoſophiſches Leben geführt, ſind beſtändig unbekannterweiſe von einem Lande zum andern herumgereist, und leben noch immer, wiewohl ſeit ihrem vermeinten Tode beinahe vierhundert Jahre verfloſſen ſind."

Vorausgeſetzt, daß dieſes Abenteuer mit dem Derwiſch zu Bruſſa dem Doctor Paul Lukas wirklich begegnet ſey, wird man ſein Erſtaunen ſehr natürlich finden, wie es möglich ſey, daß ein Türkiſcher Mönch, der Frankreich nie geſehen hatte, von allen Umſtänden der Geſchichte Flamels ſo genau unterrichtet ſeyn könne. Er ſetzt hinzu: „Er könne alles dieß unmöglich glauben; er erzähle bloß hiſtoriſch was er gehört habe, und überlaſſe nun einem jeden, ſeine eigenen Bemerkungen zu machen und von der Sache zu denken was er wolle."

Jedermann, der ſich in dieſem Fache der unglaublichen Geſchichten genauer umgeſehen hat, wird geſtehen müſſen, daß kein anderer Adept ſolche Beweiſe der Realität ſeiner Kunſt aufzuweiſen habe, als Nicolas Flamel. Ein Goldmacher, der Spitäler dotirt und Kirchen baut, iſt eine ſo große Seltenheit, oder iſt vielmehr ſo einzig in ſeiner Art, daß der Stein der Weiſen und die Quelle der ewigen Jugend ſelbſt unglaublich zu ſeyn aufhören, ſobald man, wie hier der Fall iſt, jenes

Factum für etwas Unläugbares annehmen muß. Aber daß dreihundert Jahre nach seinem Tode ein Türkischer Mönch mit der Zuversicht eines Augenzeugen behauptet, dieser Flamel lebe noch immer, und sey ihm nicht nur von Person bekannt, sondern sogar einer seiner vertrautesten Freunde; daß dieser Derwisch ein so unglaubliches, oder vielmehr ganz ungereimtes Vorgeben dadurch beglaubigt, daß er eine Menge besonderer Umstände von Flamels zu erzählen weiß, die mit dessen handschriftlichem Bekenntniß ziemlich genau übereinstimmen, ohne daß man begreifen kann, wie er auf eine andere Art, als aus Flamels eigenem Munde, dazu hätte gelangen können; und daß wir für alles dieß das Zeugniß eines Mannes wie Paul Lukas haben, gegen dessen umständliche Erzählung von seiner Zusammenkunft und Unterredung mit dem besagten Derwisch in Rücksicht auf die Wahrhaftigkeit des Erzählers keine Einwendung stattfindet — dieß scheint allerdings jenem eigenhändigen Bekenntniß Flamels ein so entscheidendes Gewicht beizulegen, und die historische Wahrheit dieser in ihrer Art einzigen Adeptengeschichte so kräftig zu unterstützen, daß ein Karneades selbst sich versucht fühlen könnte, seine gegen so handgreifliche Beweise noch immer widerspänstige Vernunft schweigen zu heißen, und wider seinen Willen zu glauben — was nicht zu glauben ist.

In der That bleibt der gesunden Vernunft in einem so verzweifelten Falle wie dieser nur ein einziger Ausweg übrig; der nämlich, die geschehenen oder geschehen seyn sollenden Dinge mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit von allen Seiten so lange zu betrachten, und daran herum zu tasten, bis die Lücken sich entdecken, welche man in solchen Fällen immer mit unächten und unhaltbaren Einschiebseln von eigener Erfindung auszufüllen pflegt. Denn darauf können wir uns verlassen,

daß, ſo oft man uns etwas ſchlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſetzt wird, als eine hiſtoriſche Thatſache aufſchwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuſchung dabei vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr ſo lange nachzuſchleichen, bis ſie endlich in ihrer wahren Geſtalt zu erſcheinen genöthigt iſt. Ob ſich dieß auch bei gegenwärtiger Adeptengeſchichte bewähren werde, wird dem Urtheil des wahrheitſuchenden Leſers anheimgeſtellt.

Ich mache den Anfang damit, einige die Perſon Flamels, ſeinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und ſeine milden Stiftungen betreffende Umſtände in etwas zu berichtigen.

Erſtens war Flamel nicht bloß ein Schreiber, ſondern auch ein Miniaturmaler, und trieb alſo zwei Profeſſionen, womit in den damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Zweitens, Herr G—e ſcheint durch die Art, wie er von Flamels Stiftungen ſpricht, einen viel größern Begriff davon in uns zu erwecken, als man ſich, nach dem Berichte der Franzöſiſchen Schriftſteller, die von ihm Nachricht geben, zu machen hat. Flamel, ſagt er, ſtiftete in Paris vierzehn Hoſpitäler, baute drei neue Kirchen, und begabte ſieben alte mit großen Summen. Eben dieß wird zwar auch in den Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, vol. XXV. p. 356 geſagt. Allein daß das Wort ſtiften (fonder) hier nicht ſo zu nehmen ſey, als ob er dieſe Kirchen und Spitäler allein geſtiftet habe, erhellet ſchon daraus, daß vol. XLIII. p. 338 von der Kirche St. Jacques de la boucherie ausdrücklich geſagt wird: Flamel habe im Jahr 1400 zu ihrem Bau beigetragen und ſie mit einigen Stiftungen begabt. In eben dieſem Bande des beſagten Werkes S. 397 heißt es auch von der

Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nicolas Flamel an der Erbauung dieſer Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrſcheinlich auch mit den übrigen geweſen ſeyn. Wenn aber gleich in der Angabe ſeiner Stiftungen viel Uebertriebenes ſeyn ſollte, ſo bleibt doch immer unläugbar, daß ſie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Pariſiſchen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu überſteigen, und die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo ſehr zu erregen, daß der Requetenmeiſter Cramoiſy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem ſo großen Vermögen gekommen ſey? Vernünftig zu reden konnte dieſes Mittel, wie viel Urſache auch Flamel haben mochte, es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, ſeyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde ſogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beiſpiel ſagen, er habe ſeine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieß geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte ſagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müſſen. Er hätte ſagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel ſeines Kellers einen großen Stein mit einem talismaniſchen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und fünfzig Stufen, am Ende derſelben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldſtücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er ſeinen

Schatz hergeben müſſen. Die ſicherſte und dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſenſte Antwort war immer: er habe den Stein der Weiſen gefunden.

Dazu war nun freilich ungefähr ſo ein Mährchen nöthig, wie das, welches er dem König in ſeinem Berichte vorlog; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heiligen Jakob zu Compoſtell, der damals in der ganzen Europäiſchen Chriſtenheit eine ſehr große Figur machte, mit in die Sache zu verwickeln.

Flamel war um dieſe Zeit ſchon ein ſehr alter Mann. Er lebte äußerſt eingezogen. Die Schätze, die ihm der Stein der Weiſen in drei Operationen verſchafft hatte, waren meiſtens auf ſeine milden Stiftungen verwendet worden. Indeſſen war ihm doch die Quelle ſeiner Schätze geblieben: denn er beſaß ja das Hieroglyphenbuch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jude Sanchez den Schlüſſel gegeben hatte. Dieſes Buch, ſagt man, lieferte Flamel dem König aus, und kaufte ſich damit von aller weitern Anforderung los.

Wie kam es denn aber, daß Karl der Sechste, oder ſeine immer ſo gelddürftige Gemahlin Iſabelle (die berüchtigte Yſabeau de Bavière) und ihre geldhungrigen Günſtlinge ſich dieſes herrliche Mittel, wodurch ſie aller ihrer ſo verhaßten und ſchändlichen Erpreſſungen auf einmal überhoben geweſen wären, nicht beſſer zu Nutze machten? Und wie kam es, daß man aus einem Fund von dieſer Wichtigkeit nicht ein Staatsgeheimniß machte, ſondern zuließ, daß es im ſechzehnten Jahrhundert ſogar durch öffentlichen Druck bekannt wurde? — Bis dieſe Fragen zu unſrer völligſten Befriedigung beantwortet ſeyn werden, möcht' es wohl das Rathſamſte bleiben, als etwas Ausgemachtes anzunehmen, daß Flamel — zwar

vielleicht nicht auf die gewöhnlichſte und rechtmäßigſte — aber doch auf eine ſehr natürliche Art zu ſeinem Reichthum gekommen ſey. Geſetzt auch, wir könnten nicht errathen wie? ſo würde doch das Unvermögen unſre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmal ein ſcheinbarer, geſchweige ein hinlänglicher Grund ſeyn, das hieroglyphiſche Buch des Rabbi Abrahams und den heiligen Jago von Compoſtella zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal Unerklärbarer's, nicht begreiflich, ſondern noch viel unbegreiflicher zu machen.

Aber ſelbſt das Wie? liegt nicht ſo hoch über dem Punkt, zu welchem der menſchliche Verſtand hinaufreichen kann, als mein Ungenannter zu glauben ſcheint. Geſetzt auch, die Vermuthung des berühmten Gabriel Naudé wäre (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Zeitrechnungsfehler behaftet, ſo leitet ſie uns wenigſtens auf eine andere, die, auch als bloß mögliche Hypotheſe, noch immer unendlich wahrſcheinlicher iſt, als die Meinung, daß Flamel den Stein der Weiſen (was mit einer vornehmern Benennung eben ſo viel geſagt iſt als das Wünſchhütchen des Fortunatus) gefunden habe. Die Juden wurden erſt im Jahre 1406 aus Frankreich vertrieben, da Flamel die Kirche zu St. Jacques de la boucherie ſchon lange (ſagt Lenglet), aber doch nicht länger als im Jahre 1400 hatte erbauen helfen. Gut! aber warum erinnert er ſich nicht des heftigen Sturms, der beim Aufſtande der Pariſer im Jahre 1393 über die vom Hofe begünſtigten, der Nation aber äußerſt verhaßten Juden erging? Das Volk drang auf eine allgemeine Verjagung dieſer Wucherer und Zöllner aus dem Königreiche, und als man ihm nicht ſogleich willfahren wollte, brach es in die Häuſer der öffentlichen Einnehmer ein, welche größtentheils Juden oder Lombarden

waren, öffnete ihre Caſſen, ſchüttete das Geld auf die Straßen, und zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gaſſe wurden vierzig Judenhäuſer geplündert, und viele dieſer Unglücklichen, die ſich mit der Flucht retten wollten, getödtet. Könnte dieß nicht etwa der Schlüſſel zum Geheimniß unſres Adepten ſeyn? Könnte Flamel bei dieſer Gelegenheit nicht ſo gut als ein anderer über irgend eine wohlgeſpickte Judencaſſe gerathen ſeyn, und, anſtatt das Geld auf die Gaſſe zu ſchütten, für beſſer gefunden haben, es in aller Stille nach ſeinem Eckhauſe in der Schreibergaſſe zu ſchaffen? Und (damit wir doch auch die kluge und vorſichtige Dame Pernelle ihren Theil zum Erwerb ihres gemeinſchaftlichen Reichthums beitragen laſſen) könnte nicht Frau Pernelle zufälliger Weiſe eben bei einem Hauſe, wo das Geld zum Fenſter hinausgeſchüttet wurde, vorbeigegangen ſeyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgeleſen haben? Oder, wofern dieſe Vermuthungen zu lieblos ſcheinen, was hindert uns anzunehmen, daß einige reiche Juden von Flamels Bekanntſchaft (denn es ſcheint doch, daß er immer viel mit Juden zu verkehren hatte) beim Ausbruch dieſes Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile zu ihm geflüchtet haben könnten; daß zufälliger Weiſe gerade dieſe Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu ſeyn, die im Tumult ums Leben kamen; und daß Flamel dieſe Gelegenheit, ſich zum Inteſtat-Erben derſelben zu machen, um ſo getroſter ergriffen haben könnte, da ſo etwas in jenen verwirrten und geſetzloſen Zeiten ſich mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? Dieß wäre doch wohl eine ganz natürliche und begreifliche Erklärung, wie Flamel ſein bereits durch Schreiberei, Malerei und gute Wirthſchaft erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüſſigen Fonds

zu den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

„Aber wie gerieth der Mann, wenn er auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthum gekommen war, auf den frommen Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen?“ — Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein Paar Schuhe um Gotteswillen verschenkt hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bei seinem auf die eine oder andere Art, aber nicht durch die gewissenhaftesten Wege erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des vierzehnten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Gut — das denn doch am Ende nur Ungläubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon dem lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen verwendete? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages in eben demselben Falle; denn die letzten Jahre des vierzehnten und die ersten des fünfzehnten Jahrhunderts sind gerade der Zeitraum, worin eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beiträge begüterter Bürger erbaut und begabt wurden.

Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmack an dieser Art, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu erkaufen, daß er durch das Mittel selbst, wodurch er die Aufmerksamkeit des Publicums von den Wegen, worauf er zu seinem Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem Livre des

Explications ſtellt, konnte leicht vorausſehen, daß es (zumal unter einer ſo heilloſen und immer gelddürftigen Regierung wie Karls VI war) gar leicht zu mißlichen Erörterungen kommen könnte. Er hielt alſo eine Erklärung bereit, womit ſich zwar in unſern Tagen weder die Requetenmeiſter noch die Könige ſo leicht abfertigen ließen, die aber in den ſeinigen die klügſte war, die er nur immer hätte erſinnen können. Er gab vor, daß er von Gottes und des heiligen Jakobs zu Compoſtella Gnaden, ohne ſein Verdienſt, den gebenedeiten Stein der Weiſen gefunden habe; er lieferte das Bilderbüchlein des Adepten Abraham (wovon er vermuthlich ſo wenig verſtand als irgend ein Clerc des Königs) dem Hofe aus, hielt (wie man wahrſcheinlich vorausſetzen kann) den König oder vielmehr die Königin, ſo lang' es nur immer möglich war, mit Verſprechungen und Zurüſtungen zu dem großen Werke hin (was unter der unſäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, welche auf die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Schwagers und Günſtlings der Königin Iſabeau folgte, um ſo leichter war), und ſtarb darüber im Jahre 1413 in einem ſehr hohen Alter, und in dem Rufe, daß er das Geheimniß der weiſen Meiſter, womit ſeit mehreren Jahrtauſenden ſo viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren zum Beſten gehabt haben, nicht nur ſelbſt beſeſſen, ſondern der Welt ſogar ſchriftlich hinterlaſſen habe.

Eine gründliche Unterſuchung und Berichtigung dieſes von ihm ſelbſt veranlaßten Rufs war weder von dem Geiſte ſeiner Zeit, noch von der damaligen Regierung zu erwarten. Hingegen können wir ſicher ſeyn, daß es unter den Alchymiſten des funfzehnten Jahrhunderts nicht an mehr als Einem gefehlt haben werde, der ſeine Rechnung dabei zu finden glaubte, wenn er unter Flamels Firma und Credit ſolche Werklein,

wie das Sommaire philosophique und das Désir désiré, in die goldbegierige Welt ausgehen ließe. Denn daß Flamel selbst Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als erweislich. Zu einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Papst Johann XXII (der doch in der Bulle Spondent quas non exhibent divitias pauperes Alchymistae den Fluch des Ernulphus über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben — von solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Namen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. „Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt," sagt man. — Aber dieß war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein großer Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammen- und Rittermährchen überschleichen unsre Unbefangenheit in dieser Sprache, durch diesen Ton: und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Odysseus den gastfreien Phäaciern oder Phajaken (wenn man lieber will) seine Lästrigonen- und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden u. s. w., mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dieß nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war kein Poet (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten, Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet),

aber warum ſollte er das, was die Dichter, um uns zu unſerm Vergnügen zu täuſchen, thun, nicht haben thun können, um ſich ſelbſt zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben ſo wenig Wirkung, däucht mich, hat man den hiſtoriſchen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich Vortheil gezogen haben könne, geltend zu machen geſucht: denn dieſer hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden, jüdiſche Reichthümer heimlich an ſich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dieß bei dem Aufſtand der Pariſer im Jahre 1393 der Fall ſeyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Geſetzt aber auch, es fände ſich über lang oder kurz ein hiſtoriſcher Beweis, daß Flamel ſchon im Jahre 1380 oder noch früher zum Beſitz ſeines geheimnißvollen Reichthums gekommen ſey, ſo würde ſein Mährchen dadurch um nichts glaubwürdiger werden. Ehe man ſich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben, daß er durch den Stein der Weiſen reich geworden ſey, müßte erſt bewieſen ſeyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich ſtattfinden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: wäre es nicht möglich, daß er einen Schatz in ſeinem Hauſe gefunden hätte, der ſeit König Philipp Auguſts Zeiten in ſeinem Keller vergraben ſeyn konnte? Konnte dieſes Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden ſeyn? Konnten ſie nicht, da ſie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Goldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tauſenderlei Zufälle in ihrer Hoffnung, dieſen Schatz in irgend einem günſtigen Augenblicke wieder zu erheben, betrogen worden ſeyn? Ich ſehe in allem dieſem nichts Unmögliches.

Aber, bliebe zuletzt auch nichts andres übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vier hundert Jahre nach seinem Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern denkbaren Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschließen, als mir so ein Mährchen weiß machen zu lassen wie das Flamelische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbar Beispiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch, mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinctur, Queckſilber in Silber, und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beispiel: und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgibt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte denn wohl dem guten Nikolas Flamel nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, dreihundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubtem Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamelischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestätigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That mehr als sonderbar.

Oder was könnte wohl seltsamer seyn, als daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV in der Levante reisen läßt, um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweiten Reise, den 9. Julius 1705 zu Burnus-Baschi bei

Bruſſa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moſchee, einen Derwiſch aus dem Lande der Usbekiſchen Tartarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich geweſen zu ſeyn, von der ganzen Wundergeſchichte eines ſchon im Jahr 1413 verſtorbenen Pariſiſchen Bürgers ſo gut (und noch beſſer, wie wir ſehen werden) unterrichtet iſt, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Literatur mitten in Paris ſeyn kann?

Nach unſern gewöhnlichen Begriffen von den Türkiſchen Derwiſchen, die wir uns als der Europäiſchen Sprachen wenig kundige und mit unſrer Geſchichte und Literatur ganz unbekannte Leute vorzuſtellen pflegen, muß uns dieſe Begebenheit ganz unglaublich ſcheinen. Aber das iſt noch nichts! Der Usbekiſche Derwiſch iſt auf die ſimpelſte und natürlichſte Weiſe von der Welt zu ſeinen Kenntniſſen von der Perſon und Geſchichte des alten Pariſiſchen Adepten gekommen; — denn, kurz und gut, er hat ſie aus ſeinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Perſon, ſie leben noch, ſie befinden ſich wirklich in Oſtindien, Flamel iſt einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und es ſind kaum drei Jahre, ſeitdem er ihn zum letztenmal geſprochen hat. Denn Flamel, als einer von den auserwählten Weiſen, die des dreimal großen gebenedeiten Geheimniſſes des philoſophiſchen Steins theilhaftig gemacht worden ſind, beſitzt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel, ſein Leben in einer Art fortdauernder Jugend tauſend Jahre lang zu erhalten; er iſt jetzt, da ich dieſes ſchreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahre alt: und, da die Weiſen ſeinesgleichen nach und nach auf dem ganzen Erdboden herumkommen, und von Zeit zu Zeit Zuſammenkünfte bald an dieſem bald an jenem Orte mit einander abreden; warum ſollte nicht mir ſelbſt

Pfarrkirche des Innocens: „Man weiß, daß Nicolas Flamel an der Erbauung dieſer Kirche Antheil hatte.“ So wird es wahrſcheinlich auch mit den übrigen geweſen ſeyn. Wenn aber gleich in der Angabe ſeiner Stiftungen viel Uebertriebenes ſeyn ſollte, ſo bleibt doch immer unläugbar, daß ſie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Pariſiſchen Schreibers und Miniaturmalers zu König Karls des Sechsten Zeiten weit zu überſteigen, und die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo ſehr zu erregen, daß der Requetenmeiſter Cramoiſy ihn auf Befehl des Hofes fragen mußte: durch was für ein geheimes Mittel er zu einem ſo großen Vermögen gekommen ſey? Vernünftig zu reden konnte dieſes Mittel, wie viel Urſache auch Flamel haben mochte, es geheim zu halten, doch kein anderes als ein ganz natürliches, wenn auch ungewöhnliches, ſeyn. Aber zu Karls des Sechsten Zeiten gab es noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte deren mehr als Eines angeben können, und würde ſogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er zum Beiſpiel ſagen, er habe ſeine Schätze durch ein Bündniß mit dem Teufel bekommen: nur hätte ihn dieß geraden Weges nach dem Greveplatz auf einen Scheiterhaufen geführt. Er konnte ſagen, eine Fee oder ein Hauskobold habe ihn mit einem Beutel, der niemals leer werde, begabt: aber dann hätte er den Beutel hergeben müſſen. Er hätte ſagen können, er habe von ungefähr in einem Winkel ſeines Kellers einen großen Stein mit einem talismaniſchen Ring entdeckt, und, da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und fünfzig Stufen, am Ende derſelben ein von einem einzigen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voll Goldſtücke gefunden: aber auch das hätte ihm nichts geholfen; immer hätte er ſeinen

Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuern Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurkup-Eſtant in dem Karamaniſchen Diſtrict Kaiſerie gefunden zu haben verſichert? Jede dieſer Pyramiden (ſagt er) iſt aus einem ganzen Felſen ausgehauen, und inwendig ſo ausgehöhlt, daß ſie eine ſchöne Thür zum Eingange, eine ſchöne Treppe und verſchiedene Gemächer übereinander hat, die durch große Fenſter erleuchtet werden. Dieſe ſonderbaren Gebäude ſind in dieſer Gegend, zu beiden Seiten der Berge, zwiſchen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadſchi-Beſtaſch, in unzähliger Menge zu ſehen. Viele ſcheinen unſerm Wandrer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er verſichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebirges, durch welches ſeine Karawane gezogen, über zwanzigtauſend, und man hätte ihm geſagt, daß auf der andern Seite und in der Gegend von Jurkup-Kaſabas noch weit mehrere zu ſehen wären. Kann etwas unglaublicher ſeyn als eine ſo ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachſen ſeyn können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reiſebericht die geringſte Spur zu finden iſt? Es möchte hingehen, wenn er ſie in der großen Syriſchen Wüſte entdeckt hätte: aber in einem ſo bekannten Lande, wie das alte Kappadocien! Gleichwohl, da Paul Lukas ſie mit eignen Augen geſehen zu haben verſichert, ſo müſſen ſie da ſeyn; nur von der Anzahl, die ſich nach ſeiner Angabe über funfzigtauſend belaufen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigſtens abgehen. Fünftauſend ſolche pyramidaliſche Felſenhäuſer machten noch immer eine anſehnliche Menge aus; und bei der eilfertigen und äußerſt flüchtigen Art, wie er ſie ſah (da

die Karawane ihm zu Gefallen nicht still halten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte), hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen.

Eben so zuversichtlich sagt er im zwölften Kapitel des zweiten Theils von den Löwen, deren es eine große Menge in einem Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dieß sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen.

Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Miene von der Welt: ein (Armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr Außerordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt), an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversammlung zugetragen habe. „Unter der großen Anzahl von Bischöfen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammenkamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armenischer Mitbruder, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bei allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischof war bei aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereien nicht gleichgültig; und da es

die hochwürdigſten Herren gar zu arg machten, ging ihm endlich die Geduld aus, und er beſchloß bei ſich ſelbſt, ſie auf eine Art zu proſtituiren, daß ſie ihn künftig wohl ungeneckt laſſen ſollten. Eines Tages, da der größte Theil der Biſchöfe am Ufer des Sees beiſammen war, nahm er einen Pflug, ſetzte ihn aufs Waſſer, ſpannte ein Paar Ochſen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelaſſen, wie ein Bauer der ſein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann ſich vorſtellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. Nun, hochwürdige Herren (ſagte er zu ihnen, da er ſeinen Pflug wieder ans Land geführt hatte), ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und ſäet, indeß ich hier ein wenig ausruhe. — Das mußten die Herren nun wohl bleiben laſſen! Aber das Wunder des heiligen Biſchofs brachte doch die gute Frucht, daß ſie ſich ſchämten eines ſolchen Mannes geſpottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund' an mit größter Ehrerbietung begegneten." — Und ſo eine Hiſtorie erzählt Paul Lukas ohne nur den Mund zu verziehen! Er ſagt zwar nicht, daß er ſie für wahr halte; aber er findet ſie doch auch nur ſehr außerordentlich, und man ſieht es ihm ordentlich an, daß er ſie recht gern glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indeſſen beweist doch das alles nichts gegen ſeine Ehrlichkeit. Das Schlimmſte, was ſich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lukas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht, daß er eines Vorſatzes ſeine Leſer zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen ſolchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Erſten Blickes wenigſtens läßt ſich keiner abſehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, bloß um die Leichtgläubigen zum Beſten zu haben, ſo etwas

erſonnen und auf eine ſo ernſthafte Art vorgetragen haben ſollte, ihm dieß zuzutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindeſten Zug in allen ſeinen Schriften berechtigt.

Wir ſehen uns alſo genöthigt, ſtatt ſeiner den Usbekiſchen Derwiſch in eine etwas ſchärfere Unterſuchung zu nehmen. Daß Paul Lukas zufälligerweiſe zu Bruſſa mit ihm bekannt ward, und alles das aus ſeinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Urſache haben zu glauben) ſeine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger iſt alſo der Derwiſch.

Aber wer war dieſer Derwiſch? Wie kam er zu ſeiner Kenntniß von Flameln? Und was für Beweggründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein ſo unſinniges Mährchen mit ſolcher Dreiſtigkeit als die gewiſſeſte Sache von der Welt aufzuhängen?

Der Usbekiſche Derwiſch war, nach allem was unſer Wanderer von ihm berichtet, ein Derwiſch, wie es wenige in der Welt gibt. Auch ſein Aeußerliches, ſagt Lukas, war in der That außerordentlich; doch meldet er uns nicht, worin dieß Außerordentliche beſtanden habe. Er ſchien nicht über dreißig Jahre alt zu ſeyn, und ſprach, wie es ſcheint, Latein, Spaniſch, Italieniſch und Franzöſiſch mit gleicher Fertigkeit; das letztere wie ein geborner Pariſer, wiewohl er nie in Frankreich geweſen zu ſeyn verſicherte. — Sollte dieſer Usbekiſche Derwiſch am Ende wohl gar ein Europäiſcher — vielleicht ein mitten in Frankreich geborner Derwiſch geweſen ſeyn? Wenigſtens müßte er mir einen ſehr beglaubten Geburtsbrief vorweiſen, wenn ich ihn für einen gebornen Usbek halten ſollte! Bei dem Gegenbeſuche, den der Derwiſch dem Paul Lukas gab, „theilte er ihm ſehr ſchöne Sachen über die Arzneiwiſſenſchaft mit (ich überſetze hier abſichtlich von Wort

zu Wort, weil dieſe Redensart für uns Leſer — nichts ſagt), und verſprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, ſetzte er hinzu: dieß erfordert gewiſſe Vorbereitungen von deiner Seite, und ich hoffe, du werdeſt noch einſt des Lichtes fähig werden, welches ich über deinen Verſtand ausgießen kann.“ Man bemerke dieſe Erregung unbeſtimmter Hoffnungen — und beſonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig ſind, um des Lichts und der Aufſchlüſſe, die ihm der Derwiſch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweiſe wurde die Aufmerkſamkeit unſers Reiſenden durch dieſe Reden verdoppelt. Es war alſo ſchicklich, ihm allmählich mehr zu ſagen. Der Derwiſch ſprach ihm von den großen Reiſen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lukas ſchließen mußte, daß dieſer Mann, dem er kaum dreißig Jahre gab, ſchon über hundert ſeyn müſſe. — Ich ſehe Paul Lukaſſen immer größere Augen machen: dafür wird ihm aber auch immer mehr Licht gegeben! — „Es ſind unſrer ſieben Freunde, fährt der Derwiſch fort, die in der Abſicht immer vollkommner zu werden die Welt durchſtreichen. So oft wir uns trennen, beſtellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewiſſen Ort, wo wir wieder zuſammenkommen. Dießmal iſt es Bruſſa: vier von uns ſind bereits da, und wir erwarten täglich die drei übrigen.“

Paul Lukas bemerkte ein ſolches Einverſtändniß unter den vier Derwiſchen, daß man wohl ſah, „es ſey kein Zufall, ſondern eine langwierige Bekanntſchaft, was ſie hier zuſammengebracht habe.“ — Dieſe ſonderbaren Menſchen machten alſo, wie man ſieht, einen geheimen Orden von einer ſehr merkwürdigen Art aus. Daß ſie in Bruſſa in Geſtalt Muhamedaniſcher Derwiſche erſcheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, iſt nicht die Kutte.

Die Unterhaltung zwiſchen dem Usbekiſchen Derwiſch und unſerm neugierigen Reiſenden wird immer wichtiger. Sie gerathen auf Alchymie und Kabbala; und Lukas (der noch immer nicht merkt mit wem er's zu thun hat) ſagt ihm in der Unſchuld ſeines Herzens: „Dieſe Wiſſenſchaften, und beſonders der Stein der Weiſen, paſſirten in Europa bei vielen Leuten für ſehr chimäriſche Dinge.“

Das war Waſſer auf die Mühle des Derwiſch. Seiner Meinung nach war gerade die höchſte, die einzige dieſen Namen verdienende Philoſophie in der Kabbala und in der Wiſſenſchaft, die zum Beſitz des Steines der Weiſen führt, eingeſchloſſen, — kurz, er war (wie man es nennen will) ein magiſcher, oder theurgiſcher, oder Hermetiſcher Philoſoph, und ein Adept in dieſer übernatürlichen Philoſophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wiſſenſchaften, die ſich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, auf Meſſen, Rechnen und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein ſolcher erklärt er ſich nun auch gegen unſern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und gibt deutlich zu verſtehen, daß Philoſophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in ſeinem Urtheil nur unwiſſender Pöbel ſind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weiſen nicht ertragen können. „Der ächte Weiſe, ſagt er, iſt der einzige Menſch, dem es zukommt ſich des Philoſophirens anzumaßen. Er hängt durch nichts an der Welt. Er ſieht alles um ſich her ſterben und wieder geboren werden, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern. Er kann ſich größere Reichthümer verſchaffen, als die größten Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter ſeine Füße; und dieſe großmüthige Verachtung gibt ihm in der Dürftigkeit ſelbſt eine Größe, die ihn über alle Zufälle erhebt.“

Man kennt dieſe Sprache! — Es iſt das alte Rothwälſch aller Goldmacher, Kabbaliſten, Hermesſchüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederherſteller der Menſcheit in ihre urſprünglichen Vorrechte — d. i. in das Vermögen, der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verſtehen, ſich die Geiſter gewogen oder dienſtbar zu machen, tauſend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Kairo zu ſeyn, ſich unſichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Waſſer zu gehen u. ſ. w. Das Seltſame iſt nur, daß ſolche Rodomontaden einem ſonſt ſo verſtändigen Manne, wie Paul Lukas, nicht ſtärker auffielen. Mit allem dem, meinte er, wie viel der Weiſe auch vor uns gemeinen Menſchen voraushaben möchte, müſſe er doch wenigſtens ſo gut wie andere Leute ſterben. — „Man ſieht wohl, erwiederte der Derwiſch, daß du noch nie einen wahren Philoſophen geſehen haſt.“ — Und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menſchen von Anfang an beſtimmt geweſen, ſey kein geringerer Zeitraum als tauſend Jahre; und dieſes hohe Alter zu erreichen, ſey eines der Vorrechte der Beſitzer des Steines der Weiſen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Menſch nicht nur alles, was das Temperament ſeiner Natur in Unordnung bringen und zerſtören kann, von ſich entferne, ſondern überhaupt alle die Kenntniſſe erhalte, welche Gott in den Verſtand des erſten Menſchen gelegt habe, und deren dieſer durch den Mißbrauch ſeiner Vernunft verluſtig geworden ſey.

Aber, wendete Lukas ein, unſer berühmter Flamel beſaß dieſen Stein auch, und gleichwohl iſt es eine ausgemachte Sache, daß er geſtorben und begraben iſt wie ſich's gebührt. Der Derwiſch lachte über die Einfalt des guten Lukas, der ſich einbilden konnte, ein Mann wie Flamel ſey geſtorben

wie jeder andre gemeine Erdenſohn. „Da ich ihm ſchon beinahe alles, was er bisher geſagt hatte, glaubte (ſpricht unſer Wanderer naiv genug), ſo erſtaunte ich über alle Maßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln ſah.“ — Das heißt auf gut Deutſch: ich fing an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht geſtorben ſeyn.

Der Derwiſch las in der Seele des ehrlichen Lukas. „Du biſt alſo wirklich, ſagte er lachend, ſo treuherzig, und glaubſt Flamel ſey geſtorben?“ — Man bemerke dieſes Lachen! Es gehört mit zum Coſtume dieſer dreiſten Gattung von Betrügern, über die ſimpelſten Aeußerungen des gemeinen Menſchenverſtandes, wenn ſie mit ihren abſurden Behauptungen im Widerſpruch ſtehen, ein mitleidig ſpöttiſches Gelächter zu erheben, und durch dieſen äußerſten Grad der Unverſchämtheit ſchwache Seelen ſo zu überraſchen, daß ſie zweifelhaft werden, ob ſie, indem ſie der geſunden Vernunft gemäß ſprechen, nicht etwa gar etwas Albernes geſagt haben könnten.

„Du glaubſt alſo, fuhr der Derwiſch fort, Flamel ſey geſtorben? da irrſt du dich ſehr. Er lebt noch ſtark; es ſind kaum drei Jahre, ſeit ich ihn und ſeine Frau in Indien geſehen habe; er iſt einer meiner beſten Freunde.“ — Der Derwiſch war im Begriff, ihm ſogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerſt miteinander bekannt worden ſeyen: aber er hielt auf einmal wieder an ſich, um ihn vor allen Dingen mit der wahren Geſchichte des Franzöſiſchen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folgt, verdient die größte Aufmerkſamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Perſon des Usbekiſchen Derwiſch näher bringen wird.

„Unſrer Weiſen, ſprach er, ſind zwar nur wenige in

der Welt; aber ſie finden ſich unter allen Secten, und haben in dieſer Rückſicht wenig vor einander voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdiſchen Religion zugethan. In ſeinen jüngern Jahren hatte er ſich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge ſeiner Brüder nicht aus dem Geſichte zu verlieren; und da er wußte, daß die meiſten ſich in Frankreich niedergelaſſen hatten, ſo brachte ihn ſein Verlangen ſie zu beſuchen dahin, daß er ſich von uns trennte um dieſe Reiſe zu machen. Wir thaten unſer Möglichſtes ihn davon abzuhalten, und er ſtand verſchiedenemale auf unſern Rath von ſeinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann ſein gar zu heftiges Verlangen nach dieſer Reiſe dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Verſprechen, ſobald als immer möglich wieder bei uns zu ſeyn. Er kam nach Paris, welches ſchon damals, wie jetzt, die Hauptſtadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge ſeines Vaters unter der dortigen Judenſchaft in großem Anſehen ſtanden; und unter andern lernte er auch einen Rabbiner ſeines Stammes kennen, der die wahre Philoſophie ſuchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weiſen) arbeitete. Unſer Freund ließ ſich mit dieſem Verwandten in eine vertraute Freundſchaft ein, und theilte ihm wichtige Aufſchlüſſe mit. Da aber die Verfertigung der Materia prima eine langwierige Operation erfordert, ſo begnügte er ſich, die ganze Wiſſenſchaft der Zubereitung des philoſophiſchen Steins ſchriftlich für ihn aufzuſetzen; und um ihn von der Wahrheit deſſen was er geſchrieben zu überzeugen, machte er in ſeiner Gegenwart eine Projection von neunzig Pfund ſchlechtem Metall, die er in das reinſte Gold verwandelte. Der Rabbiner, den dieſe Operation mit Bewunderung für unſere Brüder erfüllte, that ſein Aeußerſtes um ihn bei ſich zu behalten: aber

vergebens, weil dieſer ſein uns gegebenes Wort nicht brechen wollte. Da der Rabbiner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte ſich ſeine bisherige Freundſchaft in den tödtlichſten Haß. Er faßte den ſchwarzen Entſchluß eines der Lichter der Welt auszulöſchen, und fand Mittel ihn auszuführen. Kurz, er ermordete den Weiſen, und bemächtigte ſich ſeiner Tincturen und ſeines ganzen Apparats. Allein er genoß der Früchte ſeiner Bosheit nicht lange; ſein Verbrechen wurde entdeckt, und da deren noch mehrere auf ihn herauskamen, wurde er lebendig verbrannt. Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Paris ihren Anfang, und ſie wurden bekanntermaßen alle ins Elend gejagt. Flamel, der beſſer dachte als ſeine meiſten Mitbürger, hatte kein Bedenken getragen mit einigen Juden gute Freundſchaft zu halten, und paſſirte bei ihnen für einen Mann von ausgemachter Rechtſchaffenheit. Dieß war die Urſache, daß ihm ein Jüdiſcher Kaufmann ſeine Handlungsbücher und ſämmtlichen Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung, daß er keinen ſchlimmen Gebrauch davon machen und ſie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter dieſen Papieren waren auch die des vorbeſagten Rabbiners und die Bücher unſers Weiſen. Vermuthlich hatte der Kaufmann, der den Kopf von ſeinen Handlungsgeſchäften voll hatte, keine große Aufmerkſamkeit darauf verwandt. Aber Flamel beſah ſie genauer; und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern ſolchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus ſchloß, daß das große Geheimniß der Weiſen darin verborgen ſeyn könnte, ließ er ſich das erſte Blatt davon überſetzen (denn die Bücher waren Hebräiſch), und wie er ſich dadurch in ſeiner Meinung beſtärkt fand, gab ihm ſeine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand.

Er ging nach Spanien, wo es beinahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er mit seiner Frau zu arbeiten. Es gelang ihnen; und da sie zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen, und bereicherten mehrere Personen. Dieß erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sah voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufsehen das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen würde. Er fand also, als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist ob er in der Meinung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die wir oben schon von Herrn G—e vernommen haben. „Und dieß, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was du davon glaubst, noch das, was man thörichterweise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben."

Bei Vergleichung dieſer Erzählung des Derwiſch mit derjenigen, die uns der Ungenannte aus Flamels eigener Beichte gemacht, wird man finden, daß ſie der letztern nicht nur in vielen weſentlichen Umſtänden widerſpricht, ſondern auch, daß ſie in einem ganz andern Geiſte und zu einer ganz andern Abſicht gemacht iſt, als die Flameliſche. Der Pariſer Bürger wollte ſich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch ſein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war ſo weit entfernt zu beſorgen, daß ihm die Entdeckung ſeiner ſo wunderbar erlangten geheimen Wiſſenſchaft böſe Händel zuziehen werde, daß er ſich vielmehr im Gegentheil dadurch ſicher zu ſtellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwiſch hingegen hat es eine ganz andere Bewandtniß. Er fängt ſeine Ilias beim Ei der Leda an, und erzählt Flamels Geſchichte, die er im Grunde nur als Epiſode behandelt, wie es ſeinem Syſtem und ſeiner Abſicht gemäß iſt, unbekümmert ob ſie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben ſo unbekannt waren als dem Paul Lukas, zuſammentreffen oder nicht.

Alles was der Usbekiſche Derwiſch in dieſer zweiten Converſation mit unſerm Reiſebeſchreiber von ſich, von ſeinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Philoſophie überhaupt geſprochen hat, ſcheint mir ſo beſchaffen zu ſeyn, daß auch Ungeweihte meinesgleichen mit dem Geheimniſſe ſeiner Perſon ziemlich bekannt dadurch werden.

Er iſt mit noch ſechs andern Adepten auf eine ſehr enge Art verbunden, und der noch lebende Flamel iſt keiner von dieſen Sechſen, ungeachtet er einer ſeiner vertrauteſten Freunde iſt. Sollte dieß nicht ſehr klüglich von dem Derwiſch ausgedacht ſeyn, damit Lukas nicht auf den ganz natürlichen Einfall kommen könne, ſeine Ankunft abzuwarten? — Doch dem

ſey wie ihm wolle, es gibt alſo mehrere ſolche Weiſe unter allen Religionsparteien: ſie ſtehen, (wie natürlich) in ſehr enger Verbindung miteinander, ſie ſind Brüder. Das was ſie zu den außerordentlichen Menſchen macht, die ſie ſind, iſt, daß ſie ſich im Beſitze der wahren Philoſophie befinden.

Dieſe Philoſophie iſt auf die kabbaliſtiſche Theorie vom Menſchen, nämlich auf den Grundbegriff gebaut: daß der Menſch in ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit ganz etwas anders geweſen ſey als er jetzt iſt: daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam Cadmon oder urbildlichen Gottmenſchen (des erſten und reinſten Ausfluſſes aller göttlichen Kräfte und Eigenſchaften) und daher im Genuß einer ewigen Jugend und Unſterblichkeit, ein vertrauter Freund der höhern Geiſter, ein Herr der ganzen ſichtbaren Welt, und der Beſitzer einer unendlichen Menge geheimer Wiſſenſchaften und wundervollen Künſte geweſen ſey.

Die Wiederherſtellung der menſchlichen Natur in dieſe ihre urſprüngliche, oder wenigſtens in eine derſelben nahekommende Vollkommenheit, iſt das große Geheimniß jener wahren Philoſophie, die, mit Einwilligung des allerhöchſten Urweſens, ſchon dem Vater aller Menſchen, Adam, nach ſeinem Falle, und nach der langwierigen ernſtlichen Buße die er deßwegen that, von höhern Geiſtern aus mitleidiger Freundſchaft mitgetheilt worden iſt, und ſich von dieſer Zeit an, durch Tradition und hieroglyphiſche oder andere geheime Schriften, unter einer kleinen Anzahl auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moſes, Salomon, Elias, Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, in den ältern, und König Geber, die Arabiſchen Aerzte Abfar und Avicenna, der Einſiedler Morien, Artefius, Raymund Lullus, Nikolaus Flamel, Baſilius Valentin u. v. a.

in neuern Zeiten, waren Glieder dieſes wundervollen Ordens, der ſich (wie unſer Derwiſch ſehr richtig ſagt) unter Juden, Chriſten, Muhamedanern und Heiden ausgebreitet — und, da er verſchmitzten und dreiſten Betrügern ſo außerordentlich große Vortheile über die ſchwächſte Seite der Menſchheit gibt, ſich aller Aufklärung zu Trotz ſogar mitten in Europa bis auf dieſen Tag erhalten hat.

Das höchſte Geheimniß dieſes Ordens, das unter dem Namen des Steins der Weiſen verborgen wird, begreift alſo unendlichemal mehr in ſich, als die bloße Operation, geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Dieſe ſowohl, als das Geheimniß, tauſend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Geſundheit zu leben, iſt nur ein kleiner Theil der wundervollen Wiſſenſchaften und Vorrechte des wahren Weiſen. Daher ſprechen alle Adepten, d. i. diejenigen, die uns gern bereden möchten daß ſie es ſeyen, von der Kunſt Gold zu machen, als einer armſeligen Kleinigkeit, die in ihren Augen ſo verächtlich iſt, daß ſie ſich nicht einmal damit abzugeben würdigen; — eine ſehr ſinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum dieſe Herren meiſtens in ziemlich lumpiger Geſtalt erſcheinen, und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit ſich führen können.

Daß der Usbekiſche Derwiſch mit ſeinen ſechs Freunden zu dieſem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allem dem was uns Lukas aus ſeinem eigenen Munde erzählt hat, ſchwerlich einem meiner Leſer zweifelhaft ſcheinen können. Denn wiewohl das, was er unſerm ehrlichen Wanderer davon eröffnet, nur einzelne Lichtſtrahlen ſind, die er nach und nach in ſeine Seele fallen läßt: ſo hat er doch, alles zuſammengenommen, genug geſagt, um uns zu überzeugen, daß ſeine Philoſophie und diejenige, die ich ſo eben nach

ihren Hauptzügen ſkizzirt habe, eine und eben dieſelbe ſey. — Lukas ſagt am Ende ſeines Berichts von ſeiner Unterredung mit dieſem Derwiſch ausdrücklich: „Ich übergehe verſchiedene andere noch weniger glaubliche Dinge, die er mir in einem eben ſo zuverſichtlichen Ton erzählte.“ — Vielleicht betrafen gerade dieſe noch weniger glaublichen Dinge einen Punkt, worüber das Stillſchweigen des Derwiſch manchem unſrer Leſer aufgefallen ſeyn mag: nämlich die Verbindung der Weiſen mit der Geiſterwelt, ihre Freundſchaft mit den höhern Geiſtern, ihre Gewalt über die böſen, ihr Vermögen Verſtorbene erſcheinen zu laſſen, und dergleichen. Geſetzt aber auch, der Derwiſch hätte von dieſem allem nichts erwähnt, ſo iſt die Art, wie er ſich ſelbſt als einen wirklichen Adepten ankündigt, und wie er ſich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weiſen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbeſagten ſchwärmeriſchen Moroſophie zu charakteriſiren.

Es gab alſo im Jahre 1705 eine geheime Geſellſchaft ſolcher Adepten in dem Türkiſchen Reiche, die ſich vermuthlich irgend eines beſondern, des Geheimniſſes bedürftigen Zweckes, worin er auch beſtanden haben mag, bewußt waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beſtändigen Herumreiſen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäiſchen Sprachen natürlich ſchließen muß) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung ſtanden, und unſichtbarerweiſe allerlei Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unſre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber, ſo wie allerdings zu glauben iſt, daß dieſe geheime Brüderſchaft zu Bruſſa (die aller Wahrſcheinlichkeit nach ihre tauſend Jahre noch nicht vollendet hat, und alſo noch gegenwärtig bei Leben iſt) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen

werde, ſo iſt nicht weniger zu vermuthen, daß ſie auch in den drei bis vier letztverfloſſenen Jahrhunderten nicht immer ſo unſichtbar und unthätig geblieben ſeyn könne, daß ſich nicht ſchon lange vor der zufälligen Bekanntſchaft, die der ehrliche Lukas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daſeyns und ihrer Wirkſamkeit finden ſollten.

Ich müßte mich ſehr betrügen, oder der gewaltige Lärm, den im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Chriſtenheit in Europa ausgeſtreute Gerücht von der Geſellſchaft des Roſenkreuzes verurſachte, war nicht ſo ganz blinder Lärm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieſes geheimen Ordens, Chriſtian Roſenkreuz, viel Unrichtiges eingemiſcht ſeyn; vielleicht mit Abſicht, vielleicht auch, weil die im Jahre 1610 in fünferlei Sprachen ausgeſtreute Broſchüre, Fama Fraternitatis laudabilis Ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle ſelbſt, ſondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falſchen Zuſätzen legirt zu ſeyn pflegt, entſprungen war: aber etwas Wahres, das mit unſerm Usbekiſchen Derwiſch und ſeinen Brüdern in Beziehung ſteht, mag doch immer an der Sache ſeyn.

„Chriſtian Roſenkreuz, heißt es, geboren im Jahre 1388, unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäiſchen Weiſen bekannt, die ihn in den Geheimniſſen der magiſchen und kabbaliſtiſchen Philoſophie einweihten. Er erweiterte ſeine auf dieſem Wege erworbenen Wiſſenſchaften durch Reiſen in Aegypten und Afrika, und wurde nach ſeiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engeſten Freundſchaft, Treue und Verſchwiegenheit verbundenen Brüderſchaft, die nur aus wenigen Mitgliedern beſtand, und in deren Schooß er die Myſterien der

erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und kraft dessen auch die Universalmedicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß, niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft (als eine Schwester oder Tochter jener morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne daß man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde."

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß, daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine anderen, als Weise von dem Orden unsers Usbekischen Derwisch, gemeint seyn: und was hindert uns zu glauben, daß es eben dieselbe Gesellschaft war, mit welcher Paul Lukas im Jahr 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamels Zeiten in voller Activität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimniß des Steines der Weisen lernte, im Bündniß stand? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sey in einem Alter von hundertundzwanzig Jahren gestorben. Wie? Ein Mann wie er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn: gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbekischen Derwisch und seinen Brüdern,

unſichtbarer und unbekannter Weiſe, die in dieſem unſerm Jahrhundert ſo weit ausgebreitete Brüderſchaft des weiſen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geiſterſeherei, Goldmacherei und künſtliche Verlängerung des Lebens glaubt; — eine Menſchenclaſſe, die vermuthlich nicht ausſterben wird, ſo lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die ſich Lucians Timolaus wünſchte, die blinde Seite der Menſchheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher Geſagten nöthig haben, die Perſon, die Brüderſchaft, das Geſchäft und den groſsen Zweck des Usbekiſchen Derwiſch noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl ſehr blind ſeyn, der nicht durch ein Sieb ſehen kann, ſagt das Sprüchwort. Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe!

Paul Lukas hatte, wie es ſcheint, keine Augen zu ſehen. Es iſt beinahe unbegreiflich, wie er mit ſo vieler Neugier nicht noch mehr und gerade ſo viel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniß einer ſo außerordentlichen Perſon einzudringen; — eines Menſchen, der wie ein Mann von dreißig Jahren ausſah und wie einer von fünfhundert ſprach — der den Stein der Weiſen zu haben vorgab — der ihm ſogar Hoffnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die erhabenſten Kenntniſſe mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menſchen, der ſolche Dinge vorgab, ſolche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts andres als einen Mann von ſeltner Wiſſenſchaft und ungewöhnlich großem Genie ſehen? Wie konnte ihm an einem Menſchen, an dem alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich geſtehe, beinahe wird er mir durch eine ſo unbegreifliche Argloſigkeit ſelbſt verdächtig.

Herr G—e läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nämlich was ihm der Derwisch bei Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben. Aber, mit Erlaubniß, Lukas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge (des choses encore moins croyables), die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beinahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Flameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daß der gute Lukas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wußte was er glaubte oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von ziemlich gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerlei aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, ohne alle Anlage zur Schwärmerei, wiewohl von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frei, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdieß war er kein müßiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige: sein Geschäft war alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hing an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlor es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbekischen Derwisch bloß deßwegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuholen: alles übrige war zufällig. Das Außerordentliche in der Person und den Reden dieses Derwisch interessirte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein: es interessirte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen Specula-

tionen abführenden Geſchäfte gehabt haben; aber es intereſ-
ſirte ihn doch genugſam, um dem Derwiſch mit ſo viel
Aufmerkſamkeit, und mit einem Erſtaunen, das ſo nahe an
Glauben gränzte, zuzuhören, daß dieſer, auch ohne eine
andere Abſicht, unvermerkt Luſt bekommen mußte ihm recht
viel vorzulügen.

Alles zuſammen genommen, ſcheint mir Lukas bei dieſer
ganzen Sache aufrichtig und arglos zu Werke gegangen zu
ſeyn; er erzählt ſie in eben dem Tone, wie er von den zwan-
zigtauſend Pyramiden ſpricht, die er zu Jurkup geſehen hat.
„Ich habe (ſagt er in ſeiner Zueignungsſchrift an Ludwig XIV)
mehr als einmal Griechenland, Kleinaſien, Perſien, Syrien,
Aegypten und Afrika durchwandert, und habe dort mit vielen
Gefahren eine große Menge Münzen, geſchnittene Steine,
alte Handſchriften und andere nützliche Curioſitäten geſam-
melt, die im Cabinet und in der Bibliothek Ew. Majeſtät
Platz gefunden haben. Aber, Sire, es gibt Raritäten, deren
man nur mit dem Verſtande habhaft werden, und die man
andern nur durch die Rede mittheilen kann. Da dieſe nicht
weniger koſtbar ſind als die andern, ſo habe ich große Sorge
getragen, ſie zu ſammeln, um ſie Ew. Majeſtät ebenfalls an-
zubieten: und dieſe ſind in dem Buch enthalten, das ich
Ihnen zu überreichen mir die Freiheit nehme.“ — Ganz
gewiß dachte hier Lukas auch an ſeinen Derwiſch von Bruſſa;
denn der iſt doch wohl die größte Rarität in ſeinem ganzen
Buche.

Wenn ich nicht irre, ſo liegt in dem, was ich von dem
Charakter des Paul Lukas geſagt habe, auch die Beantwortung
der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwiſch haben
konnte, ihm ſo viel unſinniges Zeug aufheften zu wollen. —
Ohne jemanden in ſeinem eigenen Urtheile über dieſe außer-

ordentliche Perſon Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehrbeſagten Derwiſch, offenherzig zu reden, als einen Menſchen von der Claſſe und Brüderſchaft eines St. Germain, Schröpfer, Caglioſtro, oder, was bei mir einerlei iſt, des Armeniers in Schillers Geiſterſeher, und des weiſen Misphragmutoſiris im Stein der Weiſen. Dieſe Herren (deren Zweck bekanntermaßen bloß die Veredlung der menſchlichen Natur ſowohl als der Steine und Metalle, und die ſchon von den Roſenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beſchleunigung des goldnen Weltalters iſt) machen, wie es ſcheint, ſchon ſeit Jahrhunderten eine Art von unſichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden iſt, das, was der Derwiſch von ihrem langen Leben rühmt, im buchſtäblichen Verſtande zu nehmen: ſo glaube ich doch gern, daß man in gewiſſem Sinne ſagen könne, ihre Geſellſchaft ſterbe nicht, weil ſie (ſo gut als die Mönche) dafür ſorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbeſetzt bleibe. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ſie immer bereit ſind, ihrem Orden Proſelyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, ſobald ihnen Leute aufſtoßen, an welchen ſie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimniſſe zu entdecken glauben. Findet ſich dann ſchon, daß einer, mit dem man ſich bis auf einen gewiſſen Punkt eingelaſſen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: ſo iſt er doch vielleicht, auch ohne ſein Wiſſen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Abſicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderſchaft ſtehen, zu gebrauchen. Dieß ſcheint nun gerade bei Paul Lukas der Fall geweſen zu ſeyn. Es iſt wohl möglich, daß die Dispoſition, die der hochwürdige Bruder Derwiſch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm ſolche hiſtoriſche Notizen von den Geheimniſſen

des Ordens zu geben, die ſeine Empfänglichkeit für das kabbaliſtiſche Licht auf die Probe ſtellen konnten. Da ſich's aber zeigte, daß Lukas in den Gränzen einer kalten Bewunderung ſtehen blieb, und kein Verlangen bezeigte, in das innere Heiligthum des myſteriöſen Tempels, deſſen Außenſeite er anſtaunte, eingeführt zu werden: ſo ließ es der Derwiſch bei dem Geſagten bewenden; zufrieden, es einem Manne geſagt zu haben, der es wieder ſagen und bei ſeiner Nachhauſekunft nicht ermangeln würde, es durch ſeine Reiſebeſchreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf dieſe Weiſe, ohne ſein Wiſſen, ein Werkzeug ſeyn, die Famam fraternitatis (die vielleicht damals einen ſolchen Trompetenſtoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erſchallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher ſchlummernde Bruder wieder erweckt, mancher Homo bonae voluntatis aufmerkſam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen Inſtitut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wohl in der Folge eine beſſere Form, ein beſtimmterer Plan und unſern Zeiten angemeſſenere Zwecke gegeben werden?

Ich will dieſe Vermuthung für nichts mehr als was ſie iſt gehalten wiſſen, und unterwerfe ſie, wie dieſen ganzen Aufſatz, dem Urtheil der Leſer, allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von ſolchen Dingen wiſſen, und begnüge mich zum Schluſſe mit Oberon zu ſagen:

Nur wer das Licht nicht ſcheut, der iſt mit mir verbrüdert!

Anmerkungen.

Geſpräche unter vier Augen.

Von dieſen Geſprächen unter vier Augen erſchienen ſechs (N. I. II. IV. V. VIII. XII.) zuerſt im Deutſchen Merkur, Jahrgang 1798, noch während der Zeit eines großen Parteienkampfes über die politiſchen Angelegenheiten auch unter uns. Wieland blieb darüber nicht unangefochten; denn gleich im nächſtfolgenden Jahre erſchienen zu Leipzig: Bemerkungen über die Wieland'ſchen Geſpräche unter vier Augen in rechtlicher und politiſcher Hinſicht. Nebſt einigen Betrachtungen über die wichtigſten Gegenſtände des Rechts und der Politik. Hierin ſind von dieſen Geſprächen wieder abgedruckt No. I. II. IV. V. und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet. Der Verfaſſer rechtfertigt den wiederholten Abdruck auf folgende Weiſe: „Anfänglich, ſagt er, war ich Willens, bloß die Punkte, welche mir einer Berichtigung zu bedürfen ſchienen, auszuheben, und meine Meinung darüber zu ſagen; allein ich befürchtete den Vorwurf: Stellen aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen zu haben, um ihnen nach Willkür einen Sinn unterſchieben zu können.“ Das Lob der Ehrlichkeit alſo läßt ſich dem Verfaſſer nicht abſtreiten; denn wie hätte er ſonſt mit dem Texte die Widerlegung deſſen, was er über denſelben ſagt, ſelbſt gegeben! Er mag auch eine recht gute Abſicht gehabt haben, ich zweifle nicht daran; leider aber hat er das Schickſal des, auch ehrlichen und in der beſten Abſicht von der Welt ausziehenden, Don Quixote gehabt, alles zu ſehen was — nicht da war, und nichts ſo wie es war. Schöner Lohn für die Schriftſteller, am Ende zu erfahren, daß die Leſer nicht leſen können! Dieſen ſchönen Lohn hat kaum einer ſo oft erhalten als Wieland, vielleicht aber nie in ſo reichem Maße als von dieſem Bemerker, der nie unterſcheidet was Ironie und was Ernſt, was von dem einen oder dem andern geſagt wird, und der daher nie merkt, daß er lauter

Luftſtreiche führt und eigentlich der Secundant ſeines vermeinten Gegners iſt. Man mag an Einem Beiſpiele ſehen, ob es ſich ſo verhalte. Das erſte Geſpräch über Vorurtheile ſchließt bei Wieland ſo: „Es muß, wie du ſelbſt ſagteſt, vorwärts gehen, alter Geron, es muß! — Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte alſo wohl ungeſchrieben bleiben, meinſt du?“ Kann es zweifelhaft ſeyn, was Wieland wollte? Unſer Bemerker nimmt es für Wielands bitterſten Ernſt, er habe die Vorurtheile in Schutz nehmen wollen, und ſchreibt erſt ein langes Etwas über die Vorurtheile überhaupt, und ſucht dann in 59 Anmerkungen zu beweiſen, daß man den Menſchen die Vorurtheile zu deutlichen Begriffen entwickeln müſſe, wobei er denn, wie ſich erwarten läßt, das Einzelne eben ſo ſchief anſieht wie das Ganze.

Zu einiger Entſchuldigung könnte ihm dienen, daß Wieland im Merkur den Schluß dieſes Dialogs nicht gegeben hatte. Er brach jedoch ſo bedeutend ab, nämlich mit Gerons „Alſo, dein Aber,“ daß jedermann vermuthen mußte, nun werde die Hauptſache erſt kommen. Entweder alſo hätte der Bemerker dieß auch vermuthen, oder bis zum Schluß der Acten — ſchweigen ſollen. Er vermuthet aber nicht, und ſchweigt auch nicht. Was iſt mit ſolchen Leuten anzufangen, die bemerkend bei dem bedeutendſten Aber nichts merken? — Der Himmel wolle gnädig dieſem, gewiß ſehr wichtigen, auch für unſere Zeit noch wichtigen, Bande, ſinnigere Leſer verleihen!

I.

S. 7. Tetrarchien — Vierherrſchaften — Geron deutet vermuthlich mit dieſem Wort auf eine Epoche, da vier große Mächte, vermöge des reſpectabeln Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein großes Sonnenſtäubchen nannte, willkürlich zu disponiren anfingen; eine Epoche, deren nähere Beſtimmung die Chronologen unter ſich ausmachen mögen. W.

S. 15. Königin Semiramis — (S. das XIII. Göttergeſpräch, Bd. 21.)

S. 17. Kuhſchnappel — (S. den Armen-Advocaten Siebenkäs von Jean Paul)

S. 18. Poliater — Stadtarzt.

S. 21. Daß man der Welt das Beiſpiel gegeben hat, daß — Wenn es ohne Unterbrechung des Geſprächs geſchehen könnte,

möchte ich den Herrn Sinibald wohl bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beispiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun: sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und, wenn ich die einzige historische goldene Zeit (Trajans, Hadrians, und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des cultivirtesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte, und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht, oder der Schwäche, des Eigensinns, der Afterpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger wenigen Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre. W.

S. 22. *Bona verba quaeso!* — Anspielung auf Terenz: Andria, 1, 2, 55. hier zu übersetzen: Nun, ich will's ganz gnädig machen.

S. 30. *Sero sapiunt* — Spät werden sie weise, sprüchwörtlich von den Phrygiern gesagt.

S. 51. *Passato il pericolo etc.* — Ist die Gefahr vorüber, so ist der Heilige betrogen — nämlich um das Licht, so groß wie ein Mastbaum, welches der Matrose ihm während des Sturms gelobte, wofür er aber nachher nur ein Stümpchen anzündete.

II.

Mit der Hinrichtung Robespierre's am 20. Juli 1794 endete das Schreckenssystem, wodurch das Bestehen der Republik gesichert werden sollte. Am 23. Sept. 1795 wurde die dritte Constitution (gemäßigte Volksherrschaft) proclamirt, wornach eine gesetzgebende Gewalt in zwei Kammern, Rath der 500, und Rath der Alten von 250 Mitgliedern, und Vollziehungs-Directorium von fünf Männern eingesetzt wurden. Am 29. wurde der Eid des Hasses des Königthums beschlossen; am 27. Oct. hielt der National-Convent seine letzte, am Tage darauf das gesetzgebende Corps seine erste Sitzung. Die ersten Directoren waren: Reveillière, Lepeaux Le Tourneur, Rewbell, Barras und Carnot. Am 21. Jan., als am Jahrestage der Hinrichtung Ludwigs XVI, wurde der Eid abgelegt: Ewiger Haß dem Königthume! (Haine à la royauté.)

S 40. Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen ist — Um doch auch hier eine Probe der

angeführten Bemerkungen zu geben, theile ich die zu dieſer Stelle gemachte mit. „Dieſes, heißt es, iſt und bleibt, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, immer bloß der Begriff, den man mit dem Worte Monarchie verbindet, den man aber keineswegs mit dem Worte Königthum verbinden darf. Unter Königthum denke ich mir: die Herrſchaft eines unumſchränkten Beherrſchers, der gewiſſe Kaſten deßhalb privilegirt, um das Volk zwar nach Willkür, jedoch immer zu ſeinen Zwecken zu leiten. Zwiſchen der Monarchie und dem Königthume findet alſo ein ſehr großer Unterſchied ſtatt.“ Ja wohl, wenn man Königthum mit Sultanism verwechſelt, welche der Verfaſſer, wie die folgende Seite zeigt, allerdings für gleichbedeutend hält. Der Sultanism hat aber keine privilegirten Kaſten, und vor ſeiner ſeidenen Schnur iſt alles gleich. Dem Königthum iſt alſo eigentlich Deſpotismus untergeſchoben, der ja aber auch in der Monarchie ſtatt findet, wenn dieſe auch nicht Königthum, ſondern Kaiſerthum, oder wie ſonſt heißt. Wie kommt denn alſo gerade das Königthum dazu, als Sündenbock in die Wüſte ausgeſtoßen zu werden? — Schwerlich hat der Verfaſſer ſich hier ſelbſt recht verſtanden; von dem aber, was Wieland eigentlich wollte, hat er auch nicht die entfernteſte Ahnung gehabt. Während Wieland ein Gemälde von der Monarchie aufſtellt, wie ſie vernünftiger Weiſe ſeyn ſollte, ſtreitet er ſich in allen Anmerkungen mit ihm über die Monarchien, wie ſie waren und ſind, ohne den geringſten Anſtoß daran zu nehmen, daß Heribert ſagt, dieſes geſchilderte Königthum ſehe er nirgends realiſirt, und Wilibald hierauf antwortet: — „ich hoffe, wir werden meinen Begriff vom Königthum, wofern uns der Himmel geſunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der anſehnlichſten Europäiſchen Reiche auf eine Art realiſirt ſehen, die auch die hartnäckigſten Gegner der Monarchie mit derſelben ausſöhnen wird.“ Daß der Bemerker die ſchalkhafte Zweideutigkeit in den Worten, „wofern uns der Himmel geſunde Augen erhält,“ hätte bemerken ſollen, wie wäre dieß von ihm zu erwarten geweſen!

S. 53. Riß, den ſie am 18. Fructidor bekommen — Am 26. Mai 1797 war an le Tourneurs Stelle Barthélemy ins Directorium getreten; am 4. Sept. (18. Fructidor) deſſelben Jahres wollte die Mehrheit des Directoriums eine royaliſtiſche Verſchwörung entdeckt haben, und es wurden 2 Directoren, Barthélemy und Carnot (dieſer entfloh jedoch), 42 Mitglieder des Raths der 500, 11 von dem Rath der Alten und 9 andere Perſonen verhaftet, und, — ohne vorhergegan-

genen richterlichen Ausspruch — nach Cayenne deportirt. „Das einzige, sagt der Bemerker, was einen rechtschaffenen Mann darüber einigermaßen beruhigen kann, ist dieses: daß Despotism in einem republicanischen Staate nur von kurzer Dauer seyn kann, und daß die Despoten durch den Mißbrauch der ihnen verliehenen Gewalt nothwendig ihren eigenen Untergang befördern müssen."

S. 54. Bonaparte Dictator der großen Nation — Es ist nicht uninteressant, hierüber den Bemerker auch zu vernehmen. Nach einigem Scherze sagt er: „Im Ernst gesprochen. Was soll man von einem Manne denken, der einer Nation — groß oder klein, denn das gilt hier gleichviel — den Vorschlag thun kann, einen Dictator zu erwählen? Ja, was noch mehr ist, einen Mann dazu in Vorschlag zu bringen, der erfüllt ist von dem reinsten Interesse an der Menschheit; der sich das Recht zum höchsten Endzweck seiner Unternehmungen gemacht hat; einen Mann, der nach geendigtem Kriege in Italien seine Regierung bat, ihn zu entlassen, weil er seinen schönsten Ruhm in der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten und in dem Rufe eines guten Mannes zu finden glaube; einen Mann, der seiner Regierung sagen konnte, er verlange nicht nach Ruhm, nachdem er das Vertrauen der Republik gerechtfertigt und mehr Ruhm erworben habe, als man vielleicht bedürfe um glücklich zu seyn; einen Mann, der zu sagen im Stande war: vergebens werde die Verleumdung sich bemühen, ihm treulose Absichten unterzuschieben; seine bürgerliche Laufbahn werde, wie seine militärische, den republicanischen Grundsätzen angemessen seyn. — Wahrlich, wer seinen Verstand und seine Vernunft so sehr zu verläugnen im Stande ist, der kann — doch ich schweige." So der Bemerker, der jetzt gewiß wenigstens dieß zugeben wird, daß Wielands Welt- und Menschenkenntniß weiter gereicht habe, als seine eigene. Man sehe übrigens mehr hierüber im Leben Wielands.

III.

S. 55. Die Fünfmänner — Das Directorium, in welches am 5. Sept. 1797 an Carnots und Barthélemy's Stellen Merlin von Douay und François von Neufchateau eintraten.

S. 59. Muscadins — Eigentlich Bisamkügelchen, ein Bisamduftender, Stutzer, nannte man zur Zeit der Jakobinerherrschaft alle,

die sich seiner kleideten als die Sansculotten, weshalb sie für Royalisten galten.

S. 59. Sonnenbrüder — Der Name einer aristokratischen Partei, dessen Ursprung ich jedoch nicht anzugeben weiß. — Koblenzer Anhänger des Grafen von der Provence, der als Regent von Frankreich zu Koblenz einen Hof hielt.

S. 59. *Clichiens*, von dem Dorfe Clichy an der Seine, wo Aristokraten ihre Versammlungen hatten.

S. 60. Nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat — Der dritten Constitution von 1795, welche dem Directorium die Disposition über die bewaffnete Macht und gewaltsame Eingriffe in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers untersagte. Gegen beides verging sich das Directorium am 18. Fructidor, s. oben.

S. 61. Auf die bevorstehenden Urversammlungen — Die eigentlichen Volksversammlungen, auf welchen Wähler (Electeurs) erwählt wurden, die hinwiederum die Deputirten erwählten als Repräsentanten des Volks. Nach der dritten Constitution wurden die Deputirten gleich von den Urversammlungen erwählt.

S. 62. Unsre Dreimänner — Die siegende republicanische Partei im Directorium, s. oben.

S. 73. Unternehmung gegen Carthago, gegen England.

S. 75. Tigellin — Der niederträchtige Liebling Nero's.

S. 75. Brünehild — Die reizende, lasterhafte Gemahlin Siegeberts, des Sohnes Clotars.

S. 75. Theodora — Gemahlin des Kaisers Justinian, von niedrer Herkunft, früher eine Zeitlang Schauspielerin, dann Justinians Maitresse, und nach dem Tode der Euphemia seine Gemahlin, als welche sie sich der Zügel der Regierung bemächtigte, ihre Macht aber unwürdig mißbrauchte.

S. 75. Pallas — Ein Freigelassener theilte mit

S. 75. Narcissus das Herz des eben so tollen als abscheulichen Tiberius Claudius, des vierten in der Reihe der Römischen Kaiser.

IV.

S. 77. Das ungeheure Bild — — im Traume sah — Daniel 2, 31 fg.

S. 77. Der Berg — Doppelte Anspielung auf das Bild Daniels und auf die Jakobiner.

S. 78. Jener alte Räuber — Prokrustes hatte ein Bett, worein er mit Gewalt die Reisenden legte, und sie mußten hinein passen; denn waren sie zu lang, so schnitt er von ihnen ab, und waren sie zu klein, so dehnte er sie aus. Wieland zielt damit auf die Reichsfriedens-Deputation, die ihren Congreß am 9. Dec. 1797 eröffnete.

S. 79. Ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird — Wenn sich der Bemerker hierüber nicht so gewaltig ereifert hätte, so würde mir schwerlich eingefallen seyn, hiebei zu erinnern, daß damit nichts anderes gesagt seyn solle als: ob die Regierung eine geistliche (Krummstab) oder eine weltliche (Scepter) sey. Daß an dem ersten nur dem Römischen Hofe liegen könne, ist wohl klar, und Wieland sprach kurz vorher nicht ohne Absicht von Vorrechten der Römisch-katholischen Ritterschaft, doch zuverlässig in Beziehung auf die Kurfürstenthümer und Bisthümer des linken Rheinufers. Dieß alles aber blieb so unbemerkt als die Absicht der Worte: „dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reiches sind," worüber der wackere Mann in einen höchst unnöthigen Eifer geräth.

S. 79. Schärtlin von Burtenbach — Einer der berühmtesten Krieger des 16ten Jahrhunderts, unter welchem das vereinigte Deutschland die Osmanen zurückwarf, die sich gegen Wien gewendet hatten. (Hummels) Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Seb. Schärtlins von Burtenbach. Fkft. u. Lpz. 1777. 1782.

S. 87. *Victrix causa Diis placuit* — Diese Sentenz Lucans kann man übersetzen durch Schillers: der Schlachten Ausgang ist das Urtheil Gottes.

S. 88. Geschichte der Berner Revolution — S. hierüber die Anmerkungen zu Gespräch VIII.

S. 93. Julius II. — Ein durchaus kriegerischer Papst (starb 1514); so wie Christoph Bernhard von Galen, der 1650 zum Bischof von Münster gewählt wurde, mehr Feldherr als Geistlicher war. Er würde ein Alexander geworden seyn, hätte seine Macht seinem Muthe gegliechen. S. Leben und Thaten des Bischofs Ch. B. v. Galen. Ulm 1804.

V.

S. 100. Schickſal des Ugolino, deſſen gräßlichen Hungerstod Dante geſchildert, und Gerſtenberg zum Gegenſtand einer Tragödie gewählt hat.

S. 123. Fee Morgana — Man nennt ſo die an der Sicilischen Meerenge nicht ſeltene Erſcheinung, daß ſich durch eine beſondere Strahlenbrechung in der Luft oder auf dem Meere allerlei Gegenſtände darſtellen, die eben ſo ſchnell, als ſie entſtanden, wieder verſchwinden.

S. 125. Leveller — Eine Faction in England, die im J. 1647 entſtand und deren Haupt anfänglich Cromwell war. Sie drang auf vollkommene Gleichheit.

S. 126. *For forms of Government etc.*

Laß Thoren über Form des Staats ſich zanken,
Die beſte iſt die beſtverwaltete W.

S. 131. *Jura negat sibi nata* — Er behauptet, für ihn ſey kein Geſetz da.

S. 151. Wirkung nicht immer hinlänglicher moraliſcher Urſachen — z. B. von der Religioſität des Volks, ſeiner Liebe zu der Perſon des Fürſten, der Sorgfalt des Hofes, immer für Panem et Circenses zu ſorgen, und dgl. W.

S. 153. Wie viele Urſachen auch die Britten haben mögen — S. Ferri de St. Conſtant: London und die Engländer, überſetzt von Sprengel und Ehrmann. Weimar 1805. Bd. 2. S. 604 fg. Vgl. das folgende Geſpräch.

Der Verfaſſer der Bemerkungen hat es ſich hier beſonders angelegen ſeyn laſſen, Wieland zu berichtigen, und hat dieſem Geſpräch nicht nur eine ausführliche Abhandlung über den Geſellſchaftsvertrag und deſſen rechtliche Wirkungen vorausgeſchickt, ſondern es auch mit 153 Anmerkungen begleitet. Sein Eifer für das Recht verdient Achtung; Schade nur, daß er auch hier nicht ausgefunden hat, was Wieland eigentlich wollte. Darum, und nur darum, beſchuldigt er ihn auf die unverantwortlichſte Weiſe, er habe es rathſam gefunden Lärm zu blaſen, um wo möglich den Untergang der ſich Widerſetzenden deſto ſchneller herbeizuführen. „O — fügt er dann hinzu — möchte doch lieber die Staatsweisheit aller Regenten dahin gehen, es ſich zur heiligſten Pflicht zu

machen, in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige, lieber Reformen, welche dem Ideale des öffentlichen Rechts gemäß ſind, vorzunehmen, und nicht die Revolutionen, wo ſie die Natur von ſelbſt herbeiführt, zur Beſchönigung einer noch größern Unterdrückung, ſondern als einen Ruf, den ihnen die Natur ins Ohr ſagt, zur Begründung einer rechtlichen Verfaſſung, als der einzigen dauerhaften, zu benutzen!" Sehr gut und lobenswerth! — Was in aller Welt aber hat denn Wieland anders gewollt, als eben dieſen guten und heilſamen Rath ertheilen? Sein Ottobert nimmt ſich der Monarchie an gegen die Demokratie, und zwar gegen die franzöſiſche Demokratie, die damals nicht nur viele Anhänger außerhalb Frankreich hatte, ſondern mit deren Verbreitung man von Franzöſiſcher Seite auch — drohte, wie doch gewiß nicht zu läugnen iſt. Wenn Eins von beiden ſeyn ſoll, die Monarchie oder jene Demokratie, ſo entſcheidet ſich Ottobert lieber für die erſte, indem er darin doch Sicherheit und Ordnung finde, die in der dermaligen Demokratie nicht ſey, während man Freiheit und Gleichheit nur vorſpiegele. Das eigentlich Wahre und Rechte aber findet er weder hier noch dort, ſondern — in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Aeußerſten, eben da, wo es der Verfaſſer der Bemerkungen auch findet. Wozu nun ſein langer Streit? Kann er aus etwas anderm entſpringen als aus Mißverſtändniß? S. 386 war er nahe daran, das Rechte zu finden. „Der Sache nach, ſagt er, ſcheint Ottobert in dem Wahne zu ſtehen, das Unzuverläſſige und Schwankende des Republicanismus zeigen zu können; allein daß er dieſes nicht gekonnt habe, beweiſt, daß er hier das Gewiſſe für das Ungewiſſe genommen, und in den Tag hinein radotirt und declamirt hat, nicht über die Unzuverläſſigkeit des Republicanismus, ſondern des Demokratismus, was ihm ein vernünftiger Mann, der den erſten von dem letzten zu unterſcheiden weiß, ganz und gar nicht ſtreitig machen wird." Wie konnte nun der Mann, der dieß eingeſehen hatte, gleichwohl zu der Aeußerung Gismunds: „Das alles, ſollt' ich denken, ſpricht die demokratiſche Republik von Wort zu Wort," folgende Bemerkung machen (S. 389.): „Das Wörtchen demokratiſch hätten Sie weglaſſen können; denn abgerechnet, daß das Wort in Verbindung mit Republik Unſinn ſagt (?), und alſo das, was Sie ſagen wollen, gar nicht ausdrückt (?), gibt es auch noch zu einer guten Anzahl von Nebenbegriffen Anlaß (?), die bei Discuſſionen der Art wegbleiben müſſen." Ich ſollte meinen, Gismund hätte ſich nicht beſtimmter ausdrücken können, und den Verfaſſer der Bemerkungen hätte gerade das Wörtchen demokratiſch auf die rechte Spur leiten müſſen, wenn er ſich nur deſſen

erinnert hätte, was er drei Seiten vorher geſchrieben hatte. — So hat man einen Mann, der es mit der Menſchheit ſo redlich meinte als irgend einer der Redlichſten, geleſen und gekannt!

Bedürfte er gegen den Verfaſſer der Bemerkungen einer Genugthuung, ſo hat er ſie nun — von der Zeit erhalten, denn alles, was Wieland von den Erfolgen, als Welt- und Menſchenkenner, vorausgeſagt hat, iſt pünktlich eingetroffen, und mit aller Gegenrede ſeines Tadlers verhält es ſich genau wie mit ſeinen Verſicherungen von — Bonaparte. Mag man daraus lernen, um wie viel ſicherer und beſſer es iſt, bei politiſchen Berechnungen die wirklichen Menſchen, wie ſie ſind, als Perſonificationen in Anſchlag zu bringen, wie der Bemerker gethan hat, z. B. S. 368, wo er ſagt: „Nicht das Volk iſt der Souverän, wie Herr Gismund thöricht genug zuzugeben kein Bedenken trägt, ſondern die moraliſche Perſon, die unter dem allgemeinen Willen der Staatsbürger gedacht wird.“ S. 389 hat er dieß aber auch wieder vergeſſen, und macht folgende Bemerkung: „In der Franzöſiſchen Conſtitution von 1795 heißt es: la Souveraineté réside essentiellement dans *l'universalité des citoyens*, und da ſollte man doch denken, eine Souveränetät, die 60 bis 70 Millionenen Fäuſte hat (die moraliſche Perſon?) wäre doch wohl eine Grundlage, die weder unſicher noch trüglich ſeyn könne.“ Hat der Leſer genug an dieſen Proben?

Nur drei Berichtigungen noch, weil auch andre als der Bemerker in ſeinen Irrthum verfallen könnten.

Bei Wieland heißt es: wenn das Volk über Fähigkeiten — — zumal ſolcher, die zu einer ihm fremden Claſſe gehören, richtig ſollte urtheilen können. Bemerkung: „In einem wohleingerichteten Staate kann und darf es keine beſonderen Volksclaſſen geben.“ — Keine Kaſten, ja; aber wird man die Unterſchiede zwiſchen Bauer, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Künſtler, Miniſter, Feldherr u. ſ. w. mit allen Unterabtheilungen aufheben können? Und werden dieſe nicht beſondere Claſſen bilden, die einander oft zurufen müſſen: Schuſter, nicht über den Schuh hinaus?

Wieland: Wenn die Gewalthaber ſich nicht ſelbſt die Hände bänden durch — — — Rechte gewiſſer Corporationen. Bemerkung: „Es darf keinen Staat im Staate geben. Die Corporationen können, als ſolche, keine politiſchen Rechte genießen.“ Vorrechte wohl nicht, aber auch keine Rechte? Dann würde es ſchlimm um alles ſtehen, was entweder allein oder doch beſſer durch Corporationen — die deßhalb kein Staat im Staate

sind — ausgeführt werden kann. Uebrigens aber spricht Wieland hier lediglich von dem, was war.

Höchst befremden muß es, wenn zu der Stelle: „Einen Menschen zum Sklaven zu machen — den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen — ist unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur" S. 402 folgende Bemerkung gemacht wird: „Hier können keine Ausnahmen gelten. Es ist nothwendiges Gesetz der Vernunft, und bei diesem ist keine Dispensation denkbar, weil es dadurch vernichtet werden würde." Fiel dem guten Mann denn gar nicht ein, daß ihm die Verbindlichkeit oblag, den einzigen Fall, den Wieland gemeint haben könnte, auszumitteln? Gewiß, dann würde er an die Galeerensklaven, Zuchthäusler u. s. w. gedacht haben, und nicht zweifelhaft würde ihm geblieben seyn, daß die gehörigen Einschränkungen darauf hinweisen, daß selbst diese, die die Folgen ihrer Verbrechen leiden, nicht auf eine unmenschliche Weise mißhandelt werden sollen.

VI.

S. 134. Bräutigam der adriatischen See u. s. w. — Der Doge von Venedig, der als Kopfbekleidung eine Mütze trug, il corno genannt, das Horn.

S. 136. L'homme de bien etc. — O wackrer Herr, der du so vieles siehst, siehst du nicht auch mein Kalb. *Lafontaine* le Villageois qui cherche son veau.

S. 138. Den Sprüchen der sieben Weisen — Z. B. Kenne dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegenen Zeit — Sieh aufs Ende, u. s. w. W.

S. 141. Tu regere imperio etc. — Virgils Aeneis VI. 852.

Du, o Römer, beherrsche des Erdreichs Völker mit Obmacht.
Voß.

S. 142. Daß unsre Republik eine militärische sey u. s. w. — Hier ist wieder eine von den merkwürdigen Stellen, welche beweisen, mit wie klarem Blicke Wieland in die Zukunft sah. Zwar geschah das hier Verkündigte erst unter Napoleon, aber dieser war ja der Universalerbe der Republik, und führte als Einziger aus, was das Ganze zu thun noch übrig gelassen hatte.

S. 145. Den heiligen Anker auswerfen — Der letzte und stärkste Anker, den man auswarf, hieß bei den Griechen der heilige; den heiligen Anker auswerfen, das letzte Rettungsmittel ergreifen.

S. 146. *Dasus sum, non Oedipus* — Ich bin der Sklav Oedipus, nicht der berühmte Räthsellöser Oedipus, sprüchwörtliche Redensart für: mein Verstand ist so subtil nicht, um sehr Verstecktes auszufinden.

VII.

Dieses Gespräch zusammengehalten mit dem fünften gibt die völlige Gewißheit sowohl über Wielands Absicht als über die schiefen Ansichten des Verfassers der Bemerkungen, und kann zugleich zeigen, wie unrechtmäßig das Verfahren sey, ihm Aufsätze und Stellen, die er im eigenen Namen schrieb, bei den Gesprächen entgegen zu halten, ohne zu bedenken, daß in diesen wenigstens Eine der unterredenden Personen die Sache aus einem dem Verfasser fremden Gesichtspunkte ansehen muß. Alles was sonst zu bemerken wäre, findet sich bereits in den vorhergehenden Anmerkungen, die zugleich einzelne Aeußerungen berichtigen.

S. 172. Halcyonische Tage — Voll Heiterkeit und Stille — (S. die Anm. zu Krates und Hipparchia, 1 Br. 38. Bd. 21)

S. 173. Der Psalmist — Psalm 135, 161 fgg.

VIII.

S. 179. Busirisirt — Mit Grausamkeit behandelt, wie man von dem Aegyptischen Könige Busiris erzählt, der an Nero einen würdigen Nachfolger hatte.

S. 175. Diesen Gesichtspunkt hat uns der Herausgeber der Allg. Weltkunde in No. 49 angegeben — Posselt sagt daselbst: in allen Revolutionen, die jemals waren oder seyn werden, muß man zwei Dinge wohl unterscheiden, die so oft mit einander verwechselt werden: Ursache einer Revolution, und Vorwand derselben, oder Anlaß zu ihrem Ausbruch. Der berühmte Selbstmord der Lucretia, mit dem Roms Freiheit, und mit dieser letztern das Princip seiner Weltherrschaft begann, war ja wohl nicht die Ursache, warum die Tarquine das Schicksal der Bourbons erfuhren: wer möchte die Revolutionen alle zählen, wenn diese Ursache immer diese Wirkung hervorbrächte! Die Gründe, die das Blut der Lucretia mit so ungeheuern Folgen

befruchteten, lagen tiefer; ihr Dolch öffnete ihnen nur den Weg zum Ausbruche. Und so muß man sich's erklären was alle philosophischen Geschichtschreiber so oft wiederholen: „daß nicht selten eine ganze Kette von Ereignissen, die die Gestalt eines Welttheils zu ändern vermögen, zuletzt an einer elenden Kleinigkeit festhängt;" nicht, als ob der Satz der Philosophie, daß nichts ohne zureichenden Grund geschieht, durch die Geschichte widerlegt würde, sondern weil wir aus Mangel an Kenntniß des großen Zusammenstoßes aller Umstände, wodurch ein Factum hervorgerufen ward, oft für Ursache halten, was nur Gelegenheit zum Ausbruch der Wirkung dieser uns unbekannten Ursache war. So vieles auch in der Geschichte unsrer Tage Räthsel für uns ist: so können wir doch ohne Mühe unterscheiden, was eigentliche Grundursache der Revolutionirung Helvetiens, und was nur Anlaß zu ihrer Ausführung war.

Nicht weniger als neun Mächte von Europa, und unter solchen drei vom ersten Range, waren gegen Frankreich coalirt. Bekanntlich galt es hierbei nicht Länder; die Grundsätze der Franzosen waren es, die man vernichten wollte. Die Siege der Franken bewiesen die Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung; nicht nur erkannten die großen Continentalmächte die eigne Unabhängigkeit Frankreichs an, sondern sie resignirten sich zugleich auch in die Gründung einer Masse andrer, mit demselben gleichartigen freien Staaten. Immer war noch, trotz allen besondern Friedensschlüssen, die Furcht vor Revolutionen geblieben. Dieser Furcht wurde durch den Frieden, den Oesterreich in Campo Formio schloß, und der zugleich die Grundlagen dessen mit dem Deutschen Reiche enthielt, folglich als allgemeiner Continentalfriede betrachtet werden konnte, ein Damm vorgeschoben, und auf solche Art politisches Einverständniß der ungleichartigsten Regierungen möglich gemacht. Um so nothwendiger schien es nun aber der großen Republik, die wohl einsah, daß sie der beständige Gegenstand des Mißtrauens und der Eifersucht der Monarchien seyn würde, sich ein föderatives System zu bilden, wodurch das politische Gleichgewicht zwischen den repräsentativen und nicht repräsentativen Regierungen sich ohne beständige Erschütterungen erhalten könnte. Daher, außer den Cisalpinischen und Batavischen Republiken, nun auch noch die Rheingränze, und die Revolutionirung Helvetiens, um in einem Augenblicke, wo die Demarcations-Linie zwischen beiden politischen Systemen gezogen werden mußte, dieß durch seine Lage so wichtige Land für das ihrige, d. i. für das repräsentative System zu reclamiren.

Dieß war wohl unſtreitig der Grund, welcher Frankreichs neueſte Unternehmungen in Betreff Helvetiens leitete. Und nun der Anlaß, dieſen Grund geltend zu machen!

Das Waadtland (Pays de Vaud) war in ältern Zeiten eine Provinz von Savoyen geweſen, und durch Landvögte regiert worden, doch nicht mit unumſchränkter Gewalt, da es ſeine eigenen Stände hatte, die aus dem Adel und den Abgeordneten der Städte beſtanden. In einem Kriege gegen den Herzog von Savoyen bemächtigten ſich (1536) die Kantone Bern und Freiburg dieſes Landes, in deſſen Beſitze ſie bis auf den heutigen Tag blieben. Im J. 1564 that Herzog Emanuel Philibert von Savoyen für ſich und ſeine Nachkommen durch den Vertrag von Lauſanne auf ewige Zeiten Verzicht auf dasſelbe, unter gewiſſen Beſtimmungen; und im J. 1565 beſtätigte König Karl IX von Frankreich dieſen Vertrag.

Nun hatte die Fränkiſche Revolution ſchon in ihrem erſten Anfange unter den Einwohnern der Städte des Waadtlandes, wo Frankreichs Sprache und Sitten herrſchen, und unter vielen der angeſehenern Familien, die mit Ungeduld die Herrſchaft einer Regierung trugen, woran ſie ſelbſt keinen Theil hatten, viele und warme Anhänger gefunden. Unter dieſen war der berühmte la Harpe, der als Diviſions-General der Fränkiſchen Armee in Italien fiel, und Cäſar Friedrich la Harpe, der 13 Jahre hindurch in Petersburg Erzieher des jungen Großfürſten (Kaiſers Alexander) geweſen war, und jetzt einen Beitrag weiter zu den vielen Beiſpielen in der Geſchichte lieferte, wie gefährlich es iſt, einen Mann von Geiſt und Energie zu kränken. Die Regierung von Bern hatte ſeine Verhaftung beſchloſſen; la Harpe, der dem Schlage auszuweichen wußte, ſchwur ihr nun den Untergang, und die Umſtände ſetzten ihn in den Stand, daß er Wort halten konnte. Er ſchrieb ein Werk, worin er das Betragen der Schweizer während des Krieges mit den gehäſſigſten Farben ſchilderte (de la neutralité des Gouverneurs de la Suisse depuis l'année 1789), und ein anderes (Essai sur la constitution du Pays-de-Vaud), worin er zu beweiſen ſuchte, daß nach dem Uebergang des Waadtlandes von Savoyen an die Kantone Bern und Freiburg die Erhaltung ſeiner alten Conſtitution in dem Vertrag von Lauſanne 1564 vorbehalten, und im J. 1565 von Frankreich garantirt worden ſey. Er ſelbſt ſollicitirte perſönlich in Paris den Erfolg ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen; und eine Anzahl Waadtländer reclamirten förmlich den Schutz und Beiſtand der Fränkiſchen Regierung, um ſie wieder in

den Besitz ihrer ehemaligen, von den Regierungen von Bern und Freiburg ihnen entzogenen Rechte und Freiheiten herzustellen, wozu die große Republik in doppelter Rücksicht verbunden sey: einmal durch ihren Eintritt in alle Rechte der vormaligen Herzoge von Savoyen, die im Vertrag von 1564 das Waadtland ausdrücklich nur mit Vorbehalt seiner bisherigen Freiheiten an Bern und Freiburg abgetreten hätten, und dann vermöge der alten Obliegenheit Frankreichs selbst, welches jenen Vertrag im J. 1565 garantirt habe.

So lag es denn nun in der Hand der Fränkischen Regierung, in Betreff Helvetiens ein Machtwort zu sprechen, wozu sie aufgefordert worden war, und welches das Recht des Waadtländischen Volks und die Forderungen der unabtreiblichen Zeit für sich zu haben schien. Es kam jetzt also bloß noch auf die Ausführung ihres Planes an, und für diese wählte sie die zweckmäßigsten militärischen und politischen Maßregeln.

— — Die militärischen Demonstrationen, welche allgemeine Bestürzung verbreiteten, wurden von politischen Manöuvres begleitet, die ihren Zweck nicht verfehlen konnten. Das Haupt-Augenmerk der Fränkischen Regierung war, Bern zu vereinzeln. Durch den geschickten Gebrauch ihrer Ueberlegenheit erreichte sie dieß vollkommen. — — — Noch scheint indeß die Fränkische Regierung das, was von Seiten Berns geschah, nur als etwas Partielles und Temporäres zu betrachten; — sie will schleunig etwas Vollständiges und Festes, die Umschaffung des bisherigen Helvetischen Föderativsystems in Eine untheilbare demokratische Republik.

Derjenige, welcher über die ganze erwähnte Begebenheit noch genaueren Aufschluß verlangt, um desto unparteiischer urtheilen zu können, wird nicht bloß das im J. 1798 von dem Bürger Mengaud am 10. Febr. erlassene Schreiben und die Proclamation des Helvetischen Directoriums, die zu Anfange jenes Jahres an das Helvetische Volk erlassen wurde, sondern auch ein in mancherlei Betracht merkwürdiges Buch zu Rathe ziehen: Saly's Revolutionstage, herausgegeben von Ulrich Heyner, Winterthur 1814. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: Saly (der Holzhacker) schrieb diese Denkwürdigkeiten in fremdem Lande, wohin seine Frau und er gezogen waren, um den Stürmen, die unaufhaltsam über das Vaterland eingebrochen, zu entgehen; daher berührt er auch manches ohne Scheu, worüber man im Auslande frei, zu Hause nur mit Umsicht reden durfte. Jetzt sind die Zeiten vorbei, wo offenes Geständniß noch Schaden stiften oder Bitterkeit erregen könnte; hingegen

enthält ſeine einfache Erzählung ſo manchen Zug, der den Charakter der Zeit und der damaligen Menſchen bezeichnet, daß wir ſie auch in dieſer Beziehung des Aufbewahrens werth achten.

S. 187. Lord Bridport ſagte: Die Franzoſen wollen nach England. Wenn ſie nicht, wie man hört, entweder unter dem Waſſer oder in der Luft kommen wollen, ſondern auf dem Waſſer, ſo ſollen ſie gewiß nicht herüber

S. 190. Hierophanten und Sophiſten — Wenn man bei dieſen an die neue Proſelytenmacherei denkt und an gewiſſe Schriftſteller, welche die Fürſten bereden möchten, ihr Heil beruhe auf Päpſten und Päpſtelei, und die nebenher auch gar ſchöne Sachen über den Preßzwang elaboriren, oder wie der weiland Domcapitular zu Speyer, Herr Fabritius, die Univerſitäten zum Teufel zu jagen, weil ſie ſich gegen Chriſtenthum, Königthum und Eigenthum — nebenbei freilich auch gegen Dummheit — verſchworen hätten; ſo gibt dieß viel zu denken in unſrer Zeit, aber auch — Hoffnung.

IX.

S. 198. Eubulides von Megara fragte: ob Ein Korn einen Haufen mache? Natürlich antwortet man: Nein. — Er fragte weiter, ob Zehn? — Nein. — Zwanzig? u. ſ. w. Nein. — Neun und Neunzig? — Nein. — Hundert? — Ja. — Wohlan denn, ſagte er, ſo macht Ein Korn einen Haufen, denn die 99 machten keinen, ſondern das Eine, welches hinzu kam.

S. 206. Das Ding, das nicht iſt — Die ſchon öfters erwähnten vernünftigen Pferde Swifts waren ſo glücklich in ihrer Sprache kein Wort für Lüge zu haben, und nannten ſie: das Ding das nicht iſt.

X.

S. 220. Fee Mab — Die Phantaſie, nach Shakeſpeare.

S. 233. Ich ſehe nur drei mögliche Fälle u. ſ. w. — Von dieſen Fällen erlebte Wieland nur zwei, denn wir hatten gewaltſame Umwälzungen wenigſtens jenſeit des Rheins, und hatten Polens Schickſal auch dieſſeit des Rheins. Der dritte Fall, den er mit Recht den allein wünſchenswürdigen nennt, — „daß unſre Amphiktyonen friedlich

und ſchiedlich übereinkommen möchten, die Verfaſſung Germaniens den Umſtänden, dem Geiſt der Zeit, und dem Drange der neuen auswärtigen Verhältniſſe gemäß, umzubilden" — iſt nach ſeinem Tode erſt eingetreten, und es muß jedem, den dieſe Angelegenheit näher angeht, ſehr intereſſant ſeyn, Wielands damalige, auf ein noch beſtehendes Deutſches Reich berechnete, Vorſchläge mit dem, was bereits, nachdem Napoleon vieler Mühe überhoben hatte, zu Frankfurt ins Werk geſtellt iſt, zu vergleichen. Vielleicht haben wir ſogar noch mehr gewonnen, als Wieland hoffte, und können alles gewinnen, ſobald man ſich überzeugt, daß der Vulcan, auf welchem, nach der Verſicherung einer Partei, Europa ſtehen ſoll, ganz und gar nichts zu bedeuten habe, wofern nur der Geiſt der Zeit bei den neuen Einrichtungen auch zu Rathe gezogen wird. Alles wird dann in Erfüllung gehen, was Wieland von dem neunzehnten Jahrhundert geweiſſagt, zumal wenn nicht überſehen wird, was er ſo Beherzigenswerthes auch — — in dem eilften Geſpräch mitgetheilt hat.

XI.

S. 249. *Μελουσι* u. ſ. w. — Sie kümmern mich, auch im Verderben.

S. 252. *A darkness visible* — Eine ſichtbare Finſterniß.

S. 254. Königin Beß — Eliſabeth.

S. 263. Euergeten — Wohlthäter.

XII.

S. 274. Selbſtgeſpräche Marc-Aurels — Wielands Rüge der Griechiſch-Deutſchen Ueberſetzung bezieht ſich auf die, ſonſt keineswegs verdienſtloſe, von Reche (Frankf. a. M. 1797); wie er ſie gewünſcht hatte, erſchien eine gleich im Jahre darauf: Marc-Aurel Antonins Unterhaltungen mit ſich ſelbſt. Aus dem Griechiſchen überſetzt und mit hiſtoriſchen und philoſophiſchen Erläuterungen begleitet von J. M. Schulz. Schleswig 1799.

Die Pythagoriſchen Frauen.

2.

S. 281. Pythagoras wurde, nach der wahrſcheinlichſten Annahme, auf der Inſel Samos geboren um die 49ſte Olympiade (583 v. Chr.), lehrte zu Kroton um die 60ſte Ol. (540 v. Chr.) — und ſtarb um die 69ſte Olympiade (um 506 v. Chr.). — Die berühmten Geſetzgebungen des Zaleukus von Lokri und des Charondas von Katana fallen in die 29ſte Ol. (664 v. Chr.), und der weiſe König Numa Pompilius, der Geſetzgeber Roms, fällt in die 16te Ol. (715 J. v. Chr.), in das 39ſte Jahr nach Erbauung Roms. — Cicero's Bemerkung ſ. Tusc. Qu. 4, 1.

3.

S. 282. Kroton, oder Kroto (jetzt Cotrone, eine kleine Stadt in Calabria Ultra) war damals eine der größten, ſchönſten und volkreichſten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Geſundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprüchwort, Geſunder als Kroton, Anlaß gab) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geſchicklichkeit in den gymnaſtiſchen Uebungen. Wenig Städte konnten eine ſo große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfſpielen zu Olympia u. ſ. w. aufweiſen; und man pflegte daher zu ſagen (doch vermuthlich nur zu Kroton ſelbſt) der letzte unter den Krotonern iſt noch immer der erſte unter den übrigen Griechen. W.

S. 282. Juſtinus — Im vierten Kapitel des zwanzigſten Buchs ſeiner Auszüge aus einem großen hiſtoriſchen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäſar Auguſtus Zeiten lebte. Porphyrius in ſeinem Roman von Pythagoras beruft ſich, dieſer faſt unglaublichen Sittenverbeſſerung der Krotoner wegen, auf das Zeugniß des Dikäarchus von Meſſina, eines berühmten Schriftſtellers aus der Ariſtoteliſchen Schule, welchen Cicero ſeinen Lieblingsautor (Deliciae suae) nennt. W.

4.

S. 284. Heroiden — Heldinnen, wurden die Schülerinnen des Pythagoras genannt.

S. 285. Eine Bohne auch nur anzurühren — Vergl. Bd. 10. Der wahre Grund dieſes Verbots des Pythagoras lag wohl in der eingeführten Aegyptiſchen Diätetik dieſes einem Aegyptiſchen Hierophanten ſo ähnlichen Philoſophen. Die Schüler konnten, nach Art der Schüler, die Sache wohl übertrieben haben.

S. 288. Hermeſianax — Der Elegiendichter, aus Kolophon gebürtig, lebte um die Zeit Philipps von Macedonien und Alexanders des Großen. Das hier erwähnte Bruchſtück, welches Athenäus im 13ten Buch ſeines Philoſophen-Gaſtmahls aufbewahrt hat, iſt kritiſch bearbeitet und ausführlich erläutert von Ilgen, ſ. deſſen Opuscula varia philologica Bd. 1, S. 247 — 334. Die Stelle, worauf ſich Wieland beruft, iſt Vers 85:

Gleicher Wahnſinn ergriff den Samier auch um Theano,
Pythagoras.

6.

Die Briefe dieſer Pythagoriſchen Frauen in der Urſchrift findet man bei Gale: Opuscula mythologica, physica et ethica S. 740 fgg. — Beſonders erſchienen ſie von Hein. Adolph Grimm: die Briefe und Sittenſprüche der Theano, Griechiſch mit Wielands Ueberſetzung Duisb. u. Leipz. 1791.

S. 295. Alaunwaſſer für Zeuge u. ſ. w. — Die Schicklichkeit dieſes Gleichnisbildes im Munde der Theano fällt deſto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bei den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geſchäfte gehörte.

S. 295. Hetäre — Ich bin genöthiget, dieſes gewiſſermaßen unüberſetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erſte Anmerkung zu den Hetärengeſprächen im dritten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier ſtatt Hetäre das Wort Maitreſſe gebrauchen können: aber iſt das eine nicht eben ſo wenig Deutſch als das andre? Die Hetären ſind eigentlich ſo gut auf Griechiſchem Boden gewachſen wie die Philoſophen: warum ſoll man alſo jenen ihren urſprünglichen und eigenen Namen nicht eben ſowohl laſſen als dieſen? W.

S. 294. Das Feuer, das man ruhig brennen laſſe, erlöſche von ſich ſelbſt — Die Griechen in den Aſiatiſchen Städten waren von dieſem Axiom ſo überzeugt, daß ſie gar keine Feueranſtalten hatten, ſondern ganz gelaſſen zuſahen, wenn ihre Häuſer und ihre vornehmſten

Gebäude gelegentlich abbrannten. Recherches Phil. sur les Grecs. Part III. p 58. W.

S. 296. Dein Leben ledig zuzubringen — Es iſt nicht zu laugnen, daß der Gedanke, ohne Mann zu leben, für Griechiſche Frauen etwas Erſchreckliches war. Dieſe Vorſtellung alſo mußte ihre Wirkung thun. W.

S. 297. Die Verbrechen einer Medea — Dieſe Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Aechtheit dieſes ſchönen und einer Theano ſo würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeſchylus, ein Zeitgenoſſe des Pythagoras, eine Medea geſchrieben haben ſoll; nichts von Theſpis und Phrynichus zu ſagen, die ſchon eine geraume Zeit vor Aeſchylus den Stoff zu ihren monologiſchen Dramen aus der alten Heldengeſchichte nahmen. W.

7.

S. 300. Briefe der Theano — — aus einer weit größern Anzahl — So beruft ſich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden iſt. W.

S. 300. Von deren Aechtheit ich überzeugt bin — Der gelehrte Lucas Holſtenius hat aus einer Handſchrift der Vaticaniſchen Bibliothek vier andre kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Namen der weiſeſten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den erſten Blick ſo leicht als Kupfer von Gold zu unterſcheiden ſind. W.

S. 300. Ungenannte Biographie des Pythagoras — Die wir bloß aus den Auszügen kennen, die ſich davon in der Bibliothek des Photius No. 260 befinden. W.

S. 300. Mit dem Homeriſchen Verſe — Ilias I. 51. Agamemnon ſagt dem alten Prieſter Chryſes, daß dieß zu Argos das Loos ſeiner Tochter ſeyn ſollte: Theano wandte den Vers, durch bloßes Weglaſſen zweier n auf ſich ſelbſt an. W.

S. 301. Thesmophorien — Ein mit vorzüglicher Feierlichkeit von den Athenern gefeiertes, zur Erinnerung an die Wohlthat der Geſetze ſinnvoll angeordnetes Feſt. Es war der Demeter oder Ceres geweiht, denn mit dem Ackerbau begann Geſetz und Recht. Demeter ſelbſt hieß darum Thesmophoros, die Geſetzgeberin, und dieſes ihr geweihte Feſt bedeutet ein Feſt der Geſetzgebung Weil auf jene Geſetz-

gebung, die zunächst auf die Einführung des Ackerbaues sich gründete, alle eigentliche Civilisation folgte, zu dieser aber im Ehestand, häuslichen Leben und in den Familienbanden der Grund gelegt wird, so wurde die Feier dieses Festes von Frauen begangen. Vermählte, tadellose Frauen trugen am Tage des Schaugepränges im feierlichen Umgange Gesetztafeln auf dem Haupte, die heiligen Ueberlieferungen des Stifters dieses Festes Als Sinnbild der inneren unbefleckten Reinheit trugen die Frauen weiße Gewänder, und waren die fünf Tage über, welche das Fest dauerte, zu strenger Keuschheit verpflichtet.

S. 302. Von einem Moralisten — Prinzessin — Plutarch, Clemens von Alexandrien, Theodoretus und Anna Komnena. W.

8.

S. 305. Johannes von Stobä, lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christus.

S. 308. Durchsichtige — — Kleider — Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabricirt. Anfangs wurden sie wohl nur von Hetären getragen, aber nach und nach gefielen sich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heutzutage in großen Städten) zwischen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äußerliches Unterscheidungszeichen mehr — bei vielen auch kein innerliches. W.

Ehrenrettung der Aspasia.

S. 315. In diesen lustigen Ebenen u. s. w. — Tristram Shandy, im letzten Buche des siebenten und im ersten des achten Theils. W.

S. 315. Isabelle von Bayern — Gemahlin des unglücklichen Königs Karl des Sechsten von Frankreich. W.

S. 317. Belohnung, welche die Liebesgöttin u. s. w — In dem entlaufenen Amor, des Moschus sechstem Idyll, ruft Venus:

Wenn dem Wandrer vielleicht auf den Straßen Amor begegnet:
Mein ist der Flüchtling. Es harrt des Glücklichen, der ihn erspähet,
Süße Belohnung, ein Kuß von Cytheren, und bringt er ihn wieder,
Dann kein nichtiger Kuß.

Manso.

S. 315. Der Redner Hyperides — Euthias, ein Athenischer Redner, hatte sich um die Gunst der Phryne beworben, glaubte sich von ihr beleidigt, und klagte sie vor dem Gericht der Heliäa der Gottlosigkeit oder des Atheismus an. Hyperides übernahm ihre Vertheidigung. Er gestand in seiner Rede, daß er die Phryne geliebt habe und ihre Fesseln noch jetzt trage. Als er aber bemerkte, daß seine Beredsamkeit ohne Erfolg blieb und das Urtheil der Richter sich gegen die Beklagte neigte, ergriff er sie bei der Hand, zerriß ihren Schleier und enthüllte ihren reizenden Busen. Dieser Kunstgriff vertrat die Stelle des Epilogs. Die Richter vergaßen das Gesetz der Unbestechlichkeit; eine religiöse Furcht ergriff ihre Herzen, und sie scheuten sich, die Priesterin Aphroditens und die Verkündigerin ihrer Macht unter den Menschen zu tödten. Sie ward freigesprochen, und Euthias, voll Verdruß über seine fehlgeschlagene Rache, entsagte von diesem Augenblick an den Gerichtshöfen. Die Athener fühlten, daß diese Art das Recht zu handhaben den Vorschriften der Vernunft nicht sonderlich gemäß sey, und es ward ein Gesetz gegeben, daß künftig kein Redner das Mitleiden der Richter zu erregen suchen, und kein Beklagter vor den Augen des stimmenden Tribunals erscheinen sollte. (Fr. Jacobs Beitr. z. Gesch. d. weibl. Geschlechts im Attischen Museum Bd. 3. S. 19. fgg.)

S. 323. Konnus in der Musik — Die Musik war gerade das, worin Sokrates am wenigsten gethan hatte, und dieß macht hier eben die Ironie auffallender. W.

S. 324. Die vorgebliche Rede der Aspasia — Diese Rede ist, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen verschieden, die von Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweiten Buche seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges einverleibt worden ist, und die den Athenern so wohl gefiel, daß sie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in besagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitirt wurde. W.

S. 328. Ein Perikles sollte, in einem schon ziemlich vorgerückten Alter u. s. w. — Dieses Beweises bedient sich Wieland doch wohl, nur — als Advocat. denn ein solches Ereigniß gehört eben nicht zu den unglaublichen Dingen, die es schwer fällt, sich als möglich vorzustellen, zumal wenn Perikles wirklich der Mann war, wie ihn Jacobs schildert, dessen Schwachheit gegen das weibliche Geschlecht

in Verbindung mit ſeinem brennenden Ehrgeize eine merkwürdige Erſcheinung war.

S. 329. So konnte Ariſtophanes ſeinen Dikäopolis u. ſ. w. — Ariſtophanes in den Acharnern, Act 2. Scene 5. W.

S. 331. Eine Frau, die mit allem, was wir Männer u. ſ. w. — S die Anm zu Agathon, 3. Thl. Bd. 6.

S. 332. Staatsmänner beſuchten es u. ſ. w. — S. d. Anm. zu Agathon 3. Thl., Bd. 6.

S. 333. Wenn ſie nicht vorſichtig in ihrem Betragen u. ſ. w. — S. d. Anm. zu Agathon 3. Thl, Bd. 6.

S. 334. Minerva ihren weißen Stein — Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Perſon eben ſo viel weiße als ſchwarze Steine bekam, ſo wurde ſie losgeſprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht ſteht, die Billigkeit ſich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Geſetze, kraft deſſen die mehrern Stimmen entſcheiden, kein Abbruch geſchehe, ſo wurde, wenn dieſer Fall eintrat, im Namen der Minerva, ein weißer Stein hinzugelegt, und dadurch die Majorität zu Gunſten des Beklagten hergeſtellt. W.

Julia.

S. 335. Bocaccio in einem Buche — De claris mulieribus (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unſrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna der Zweiten von Neapel auf. W.

S. 336. Von Geſchicht- und Romanſchreibern — Ich ſtelle unter dieſen den Herrn von Serviez mit ſeiner Histoire des impératrices Romaines und den Verfaſſer der Mémoires de la Cour d'Auguste billig obenan, da ſie — um hier nur bei dem Artikel Julie ſtehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritiſch-hiſtoriſchen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben ſind. W.

S. 337. Auguſta — S. die Anm. zu Peregr. Proteus 2. Thl., Bd. 17.

S. 339. Mit den unbeſonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters u. ſ. w. — Was ich hier ſage, vergiftet der Verfaſſer der Mémoires de la Cour d'Auguste folgendermaßen: Agrippa ne tarda pas à s'apercevoir de ces déréglemens secrets (dächte man nicht, dieſer Autor wäre

ſein und ihr Vertrauter geweſen?); il aima mieux souffrir en silence, que de publier son infamie par un coup d'éclat, qui ne l'eût peut-être pas corrigée. Man vergeſſe aber nicht, daß dieß alles bloße Vermuthungen des Hrn. Blackmore ſind. Meines Wiſſens iſt es nur dann erlaubt, das Schlimmſte von einer Perſon zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umſtänden, abſurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dieß iſt hier ſchwerlich der Fall W.

S. 340. Julia, ſagt Makrobius — Makrob. Saturnal. Geſpräche, Bd. 2. Kap. 5. W.

S. 341. Er betrachtete das, was an der Aufführung ſeiner Tochter u. ſ. w. — Makrob. am angef. Orte. „Auguſt pflegte zu ſagen: er habe zwei Töchter, die mit vieler Schonung behandelt ſeyn wollten, die Republik und ſeine Julia" W.

S. 342. Julia erſchien in einem etwas freien Anzuge — Makrobius, aus welchem dieſe Anekdote genommen iſt, bedient ſich in ſeiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich überſetzt habe. Der Verfaſſer der Mémoires de la Cour d'Auguste, der ſich gegen Julien alles für erlaubt hält, überſetzt dieſe Worte: vêtu d'une robe d'étoffe des Indes si transparente, qu'Auguste en fut choqué. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchſichtigen Oſtindiſchen Habit vor ihrem Vater erſchienen ſey? Funfzig Jahre ſpäter wirft zwar Seneca eine ſo ausſchweifende Unverſchämtheit den Römiſchen Damen vor: aber zu Auguſts Zeiten waren die Sitten noch anſtändiger. Doch dieſer romanhafte Geſchichtſchreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geſchlechtes" machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als ſie im Coſtume einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu laſſen! wie viel kommt doch in allen Dingen auf ein bischen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern. W.

S. 346. Auf eine Stelle im Sueton — Dieſe Stelle im Leben des Tiberius K. 7 muß man im Zuſammenhange leſen. Es heißt: Tiberius vermählte ſich mit Agrippina. — Dieſe hätte ihm einen Sohn geboren, und war eben wieder ſchwanger, als er von ihr, mit der er doch in völliger Einigkeit lebte, ſich zu trennen, und ſogleich mit Julia, des Auguſtus Tochter, zu vermählen gezwungen wurde; was nicht ohne großen Kummer ſeines Herzens geſchah, da ihn Agrippina eben ſo anzog, als der Julia Betragen abſtieß, denn er hatte wohlgemerkt, daß ſie ſeiner noch beim Leben des vorigen Gemahls begehrt habe, was denn auch die allgemeine Meinung war. Aber auch nach der Scheidung blieb

in Tiberius der Schmerz, ſich von Agrippinen getrennt zu haben, und da ſie ihm einmal zufällig zu Geſicht kam, verfolgte er ſie mit ſo unverwandtem und thränenvollem Blicke, daß man alle Vorkehrungen traf, damit ſie ihm niemals wieder zu Geſicht kommen möchte. Mit Julien lebte er anfangs Ein Herz und Eine Seele (consorditer) in gegenſeitiger Liebe: bald aber entſtand Uneinigkeit, und die ward immer größer, ſo daß er auch, nachdem der Sohn, das Pfand ihrer gegenſeitigen Liebe, zu Aquileja als Kind war umgebracht worden, für immer von ihr ſchied. — Man urtheile nun ſelbſt, ob Wieland Recht hatte, dieſe Stelle eine nichtsbeweiſende zu nennen.

S. 355. Solche Abſcheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater Schuld gegeben wurden — Sie ſind ſo, daß ſie ſich nur auf Lateiniſch ſagen laſſen: *„Admissos gregatim adulteros, pererratum nocturnis commessationibus civitatem, forum ipsum ac rostra in stupra placuisse, quotidianum ad Marsyam concursum, cum ex adulteris in quaestuariam versa, jus omnis licentiae sub ignoto adultero peterot.* Seneca de Benefic. VI. 32. W.

S. 359. Einen Theil davon auf die erhabene Livia zu wälzen — Man vergleiche hiezu von Wielands Göttergeſprächen das zweite.

S. 359. Die Corinna des Ovidius geweſen wäre — Unter den vielen Muthmaßungen über die Gründe, aus denen Auguſt dieſen Dichter des Landes verwies, findet ſich allerdings auch dieſe. Da aber Ovidius ſelbſt andeutet, ſein Verderben ſey, daß er Augen gehabt habe (anderwärts ſpricht er freilich von Gedichten, Irrthum und Schuld); ſo hat man nicht ermangelt, auch hiebei ein Verbrechen der armen Julia zu argwöhnen. Ovid ſoll nämlich nichts Geringeres geſehen haben, als daß Julia ihren Vater zur Blutſchande verführt habe!!

Fauſtina.

S. 361. Ein bloßes: es ging die Rede — Sermo erat ſagt Capitolinus im Leben des Kaiſers Luc. Verus, Kap. 10. W.

S. 365. In ſeinem berühmten Denkbuche — Marc. Aurel. L. zu Ende. W.

S. 368. Die Ehrenbezeugungen, die ihr der Röm. Senat — *Dion. Cassius*, B. II. Cap. 31. W.

Auf die Dankſagung einer Dame für dieſe Rechtfertigung, ſchrieb Wieland im März 1790 Folgendes:

„Was meine Rechtfertigung der jüngern Fauſtina betrifft, ſo erwartete ich nichts andres, als daß alle Damen, die ihre eigne Unſchuld und Gutherzigkeit geneigt macht auch von andern das Beſte zu denken, entweder bereits auf meiner Seite ſeyn, oder durch meinen Aufſatz gewonnen werden würden. Noch mehr, es iſt kein Gerichtshof in der Welt, vor welchem Fauſtina (zumal wenn ſie jeden Richter mit ihrer Büſte beſtäche) ihren Proceß nicht einhellig gewinnen müßte, wofern ihr Ankläger oder der Advocatus Diaboli keine andern und bündigern Beweiſe, als die bisher bekannten, beizubringen hätte.

„Aber mit allem dem iſt Fauſtinens Unſchuld noch nicht ſo ganz ausgemacht als es meine Correſpondentin zu glauben ſcheint; und eine gewiſſe ſchalkhafte Zweifelſucht — von einem gewiſſen Unglauben an die Weisheit ſehr reizender Damen, zumal wenn dieſe Damen Kaiſerinnen ſind, unterſtützt — hat noch immer Spielraum genug, die Gründe ihres Sachwalters durch mehr oder weniger ſcheinbare Einwendungen zu entkräften: ſo lange nicht auf eine begreifliche Art gezeigt wird, wie und woher die häßliche Nachrede, welche Capitolinus (als etwas, das ziemlich laut geſagt wurde) auf die Nachwelt gebracht hat, habe entſtehen und haften können, wenn Fauſtina ſo ganz unſchuldig war, als wir es, aus Achtung für ihr Geſchlecht, aus Reſpect vor dem weiſeſten aller Kaiſer, und — aus Liebe zu ihrer Büſte, gern glauben möchten. Irgend eine Veranlaſſung muß ſie immer dazu gegeben haben, wofern es ſich auch nur als möglich denken laſſen ſoll, daß ſelbſt der Dämon die Verleumdung von der Tochter des ſo allgemein geliebten Antoninus Pius, der Gemahlin des ſo allgemein verehrten Marcus Aurelius, eine ſolche Abſcheulichkeit habe ausbrüten dürfen oder ihr einigen Glauben verſchaffen können.

„Eine Dame hat nicht nur eine leichtere Hand, um Fragen von ſolcher Zartheit aufzulöſen, als wir Männer, ſondern iſt auch vielleicht, da es eine Sache ihres Geſchlechts betrifft, geſchickter, uns Aufſchlüſſe über Probleme dieſer Art zu geben. Darf ich es alſo ohne Unbeſcheidenheit wagen, die liebenswürdige Frau (gewiß verdient ſie dieſes Beiwort, da ſie ſo viel Antheil an der ſchönen Fauſtina nimmt) aufzufordern, uns ihre Gedanken über dieſen Punkt mitzutheilen, der, meines Bedünkens, nicht unberührt bleiben darf, wenn das Publicum den Proceß

der angeklagten Kaiserin für geendigt, und ihre Unschuld für entschieden halten soll?"

Die liebenswürdige Unbekannte schwieg indeß zu dieser Aufforderung; Wieland selbst aber konnte dem Reize nicht widerstehen, das Problem zu lösen. Wie er es gelöst hat, das sehe man in seinem zweiten Göttergespräch nach (Bd. 27), und vergleiche mit diesem das neunte Buch seines Peregrinus Proteus (Bd. 17).

Nikolas Flamel.

S. 369. Nikolas Flamel ist wahrscheinlich um das Jahr 1340 zu Pontoise geboren. Die erste Hälfte seines Lebens ist sehr unbekannt. Man vergleiche mit diesem Aufsatz einen andern über ihn: Nikolas Flamel, kein Goldmacher in (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit Bd. 3, S. 242. Am Ende dieses Aufsatzes findet sich auch ein Verzeichniß der dem Flamel zugeschriebenen Schriften, die auch in Deutschland mehr als einmal zusammengedruckt erschienen sind.

S. 370. Schreiber zu Paris — Dieß war vor Erfindung der Buchdruckerkunst ein eben so wichtiges als einträgliches Gewerbe. Die Sicherung und Verbreitung nicht nur aller bürgerlichen Gerichts- und Staats-Documente, sondern auch aller Literatur beruhte auf ihnen. Zum Abschreiben der Bücher hatte der, welcher Bürger und Meister war, Gehülfen sitzen, und gab übrigens in seiner Kunst auch Unterricht, der sehr gut bezahlt wurde. Flamel war zuletzt geschworner Abschreiber der Universität zu Paris.

S. 371. Alle Bücher der Philosophen — verstehen gelernt — Unter seinen vermeinten Schriften findet sich auch ein Sommaire philosophique, in Versen, sonst bekannt unter dem Namen des Roman de Flamel. Das große Geheimniß, welches darin enthüllt wird, betrifft den Stein der Weisen, d. i. die Goldmacher- und Lebenverlängerungs-Kunst.

S. 378. Karneades — berühmter Philosoph der jüngern Platonischen Schule (Akademiker), die sich von den Skeptikern kaum unterscheiden läßt. Des Karneades Hauptsatz war: es gebe zwar Wahrheit, allein es fehle uns an einem sichern Criterium, um sie von dem Falschen zu unterscheiden. Weil uns im Leben aber doch eine solche Unterscheidung nöthig sey, so ließ er durch Wahrscheinlichkeit den Ausschlag geben, von welcher er mehrere Grade aufstellte.

S. 551. Die ſicherſte und dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſenſte Antwort — Einer Zeit nämlich, da die ganze Welt an Alchymie glaubte, und für alle vermeinten Adepten, nicht nur als beſondere Günſtlinge des Himmels, ſondern hauptſächlich wegen ihrer vorgeblichen Machtgewalt über Körper und Geiſter, große Ehrfurcht trug. W.

S. 552. Gabriel Naudé — „Naudé (ſagt Herr G—e in einer Note), der es eher für möglich hält, daß Flamel ein Schurke als ein Goldmacher geweſen ſey, behauptet: er ſey durch Beraubung der Juden, die um dieſe Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden, indem er Schuldverſchreibungen von ihnen angenommen, aber die Gelder, anſtatt ſie für ihre Rechnung einzuziehen, für ſich ſelbſt behalten habe. Aber der bekannte kritiſche Geſchichtſchreiber Lenglet du Fresnoy beweiſt in ſeiner Histoire de la Philosophie Hermétique, Vol. I. p. 217, daß Naudé ſich geirrt habe. Die Juden, ſagt er, wurden im Jahre 1181 durch König Philipp Auguſt aus Frankreich vertrieben, alſo zweihundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweiten Male wurden ſie verjagt im Jahre 1306. Das Archiv der Kirche de St Jacques de la boucherie beweiſt aber, daß Flamel dieſe Kirche lange vor beſagter Zeit habe erbauen laſſen. Er kann alſo ſeine Reichthümer unmöglich durch Beraubung der Juden erhalten haben, indem er bei der erſten Verjagung derſelben noch nicht lebte, und lange vor der zweiten ſeine großen Schätze ſchon beſaß. Uebrigens, ſagt dieſer große Kritiker, iſt Flamels eigene Erzählung ſo naiv, einfach und umſtändlich, daß man beinahe nicht an der Wahrheit derſelben zweifeln kann.“ W.

S. 583. Juden — getödtet — Siehe Meuſels Geſchichte von Frankreich, zweiter Theil, S. 459, und die daſelbſt angezogenen Gewährsmänner. W.

S. 586. Papſt Johann XXII. — „Papſt Johann der Zweiundzwanzigſte (ſagen die Alchymiſten) brachte es unter der Führung des großen Adepten Arnold von Villanova ſo weit in der Kunſt, daß er bei ſeinem im Jahr 1334 erfolgten Tode bereits zweihundert Centner Gold mit eigenen Händen gemacht hatte: ja er hielt es ſogar für Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der chriſtlichen Welt, ein ſo wohlthätiges Geheimniß nicht mit ſich ins Grab zu nehmen, ſondern es, der ganzen weiten Chriſtenheit zum Beſten, in einem Lateiniſchen Tractat, de arte transmutandi metalla, (von der Kunſt die Metalle zu verwandeln) öffentlich bekannt zu machen.“ — Daher kam es vermuthlich, daß Gold und Silber in dieſen glücklichen Tagen ſo gemein wurden, wie die Gaſſenſteine

daß die Schatzkammern der Könige und Fürſten davon voll waren; daß man in der ganzen Chriſtenheit nicht mehr nöthig hatte Steuern und Gaben von den Unterthanen zu verlangen; kurz, daß die von Lucian geprieſenen Saturniſchen Zeiten ſich überall wieder einſtellten, wie die Geſchichtſchreiber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden! — Ohne Ironie zu reden, Johann der Zweiundzwanzigſte verſtand ſich allerdings aufs Goldmachen ſo gut und beſſer als irgend einer ſeiner Vor- und Nachfahrer. Beſonders trug ihm ſeine Sündentaxe große Summen ein; vielleicht eine nicht geringere als ihn die **pauperes Alchymistae** aus dem Schmelztiegel ziehen laſſen. Und, wenn es wahr iſt, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlaſſen, wie Villani als Augenzeuge verſichert: ſo hätte Se. Heiligkeit einen ſchönen Tractat, „von der Kunſt die Sünden und Thorheiten der Welt in Gold zu verwandeln," ſchreiben können. W.

S. 386. ***Spondent quas non etc.*** — Reichthümer, die ſie nicht liefern, verſprechen die armen Alchymiſten.

S. 386. Fluch des Ernulphus — bekannt aus Triſtram Shandy.

S. 386. Als einen berühmten Poeten — Die Lexikographen, die ihn mit dieſem Namen beehren, gründen vermuthlich ſein Recht an denſelben darauf, daß das unverſtändliche alchymiſtiſche Tractätlein, **Sommaire philosophique** genannt (welches unter Flamels Namen geht), in elenden Reimen geſchrieben iſt. W.

S. 395. In der Abſicht immer vollkommner zu werden — Die Abſicht läßt ſich hören: aber das Mittel dazu möchte nicht das ſicherſte ſeyn. W.

S. 398. Der Derwiſch — — hielt auf einmal wieder an ſich — Warum das? Vermuthlich weil er nicht zu viel Licht auf einmal in Lukaſſens Verſtand fallen laſſen wollte. Es war ſchon genug, daß er ſich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weiſen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnisvollen Schleier verborgen gehalten werden; denn es gehören ja Vorbereitungen, vermuthlich auch Prüfungen dazu, bis Paul Lukas zum Anſchauen des vollen Lichts zugelaſſen werden konnte. W.

S. 399. Zu Flamels Zeit — in ſeinen jüngern Jahren — d. i. in den erſten Jahrhunderten ſeines Lebens. W.

S. 399. Brachte ihn dahin, daß er ſich von uns trennte — Unſer Usbekiſcher Derwiſch war alſo auch dabei? Wie ſorgfältig er

lt, das, was er nicht geradezu herausſagen will, doch ſo handgreiflich zu verſtehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erlaßt. W.

S. 399. Wir thaten unſer Möglichſtes ihn abzuhalten . . . nicht ohne Abſicht. Da dieſe Reiſe (wie die Folge ausweiſt, über für den Jüdiſchen Aberglauben ablief, ſo gibt das ſo ernſtliche Abrathen ſeiner Ordensbruder zu erkennen, daß ein gewiſſer hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Geſellſchaft gehörte. W.

S. 403. König Geber — Dieſer ſogenannte König Geber (Dſchabhar), ein Araber, geb. 702, geſt. 765, wird von den Alchymiſten für den Erfinder der Univerſalmedicin ausgegeben. Boerhave verſichert, in ſeinen Schriften vielmals, nachmals für neu ausgegebene, Erfahrungen und Verſuche gefunden zu haben.

S. 403. Morien, aus Rom geburtig, ging nach Jeruſalem und lebte dort als Einſiedler. Man zählt ihn unter die beſten Schriftſteller, die über die Verwandlung der Metalle geſchrieben haben. W.

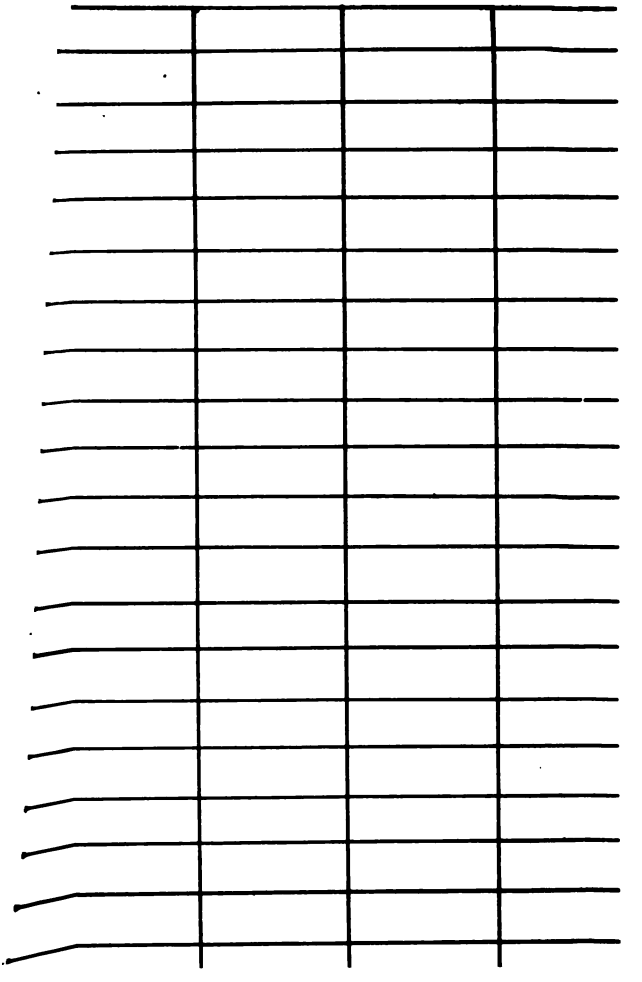
S. 403 Artephius — Es exiſtirt ein geheimes Buch von dieſem Adepten, worin er ſagt, er habe es in einem Alter von tauſend Jahren geſchrieben. W.

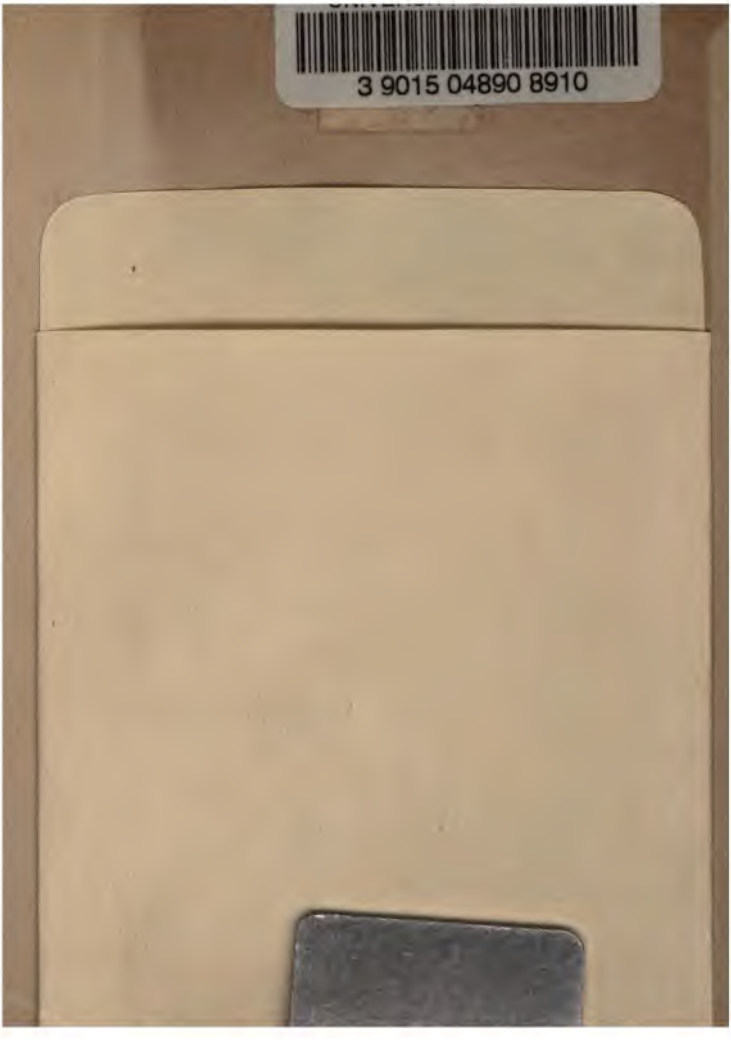
S. 403. Raymund Lullus, geb. auf der Inſel Majorca 1236 und † ſt. 1315, erſt Seneſchall am Hofe zu Majorca, wo er ein ausſchweifendes Leben führte, dann Franciscaner und Bekehrer der Mahumedaner, am meiſten durch ſeine logiſche Topik bekannt, die nicht eben zu großer Aufhellung der Köpfe diente, ſtrebte ebenfalls durch die Chemie nach dem Stein der Weiſen.

S. 403. Baſilius Valentin (ein wahrſcheinlich nur angenommener Name), ein deutſcher Alchymiſt aus dem 15ten Jahrhundert, dem es erging, wie manchen ſeiner Genoſſenſchaft, daß er zwar das nicht, was er ſuchte, aber manches andere Schätzens- und Dankenswerthe fand, wird hier vorzüglich angeführt wegen ſeines Tractats vom Stein der Weiſen mit den zwölf Schlüſſeln, von Thölder herausgegeben, Eisl. 1599, und einiger ähnlichen Schriften.

S. 405. Moroſophie — Narren-Weisheit.

DATE DUE




3 9015 04890 8910